

■ LA SUISSE DE COULEUR

■ LA SVIZZERA A COLORI

■ FARBIGE SCHWEIZ



INHALTSVERZEICHNIS

TABLE DES MATIÈRES

Farbige Schweiz La Suisse de couleur La Svizzera a colori

	Editorial		
	Georg Kreis	Diesseits der Selbstverständlichkeit	3
	Georg Kreis	Rester en deçà de l'évidence	5
	Thema		
	Cintia Meier-Mesquita	Die soziale Bedeutung der äusseren Erscheinung: «Farbige» in einer «nichtfarbigen» Gesellschaft	7
	Isabelle My Hanh Derungs	Bunt ist meine Lieblingsfarbe	11
	Simone Prodolliet	Weiss sein	15
	Sophia Meierhofer	Ich über mich	20
	Silvana Calvo	Buio e luce. Persone di colore in Ticino. C'è o non c'è razzismo?	23
	Matthias O. Ezeoba	Zur Lebenssituation der dunkelhäutigen Menschen in der Schweiz	27
	Cikuru Batumike	Être de couleur en Suisse: malvenu ou bienvenu?	31
	Mutumbo Kanyana	La construction des sous-étages du racisme anti-Noir en Suisse	37
	Noël Tshibangu	Le courtier (in)volontaire. Être africain dans un poste à responsabilités	41
	Paul Wells	Être Américain noir en Suisse: quelle comparaison avec le racisme vécu par les descendants d'esclaves aux États-Unis?	45
	Brigitte Morgenthaler Subramaniam	Das Bild der dunkelhäutigen Schweizerinnen und Schweizer in der öffentlichen Meinung	47
	Carmel Fröhlicher-Stines	Der subtile Rassismus und seine Folgen	51
	Kinja Mulegwa	Être femme de couleur en Suisse	56
	Laurence Ossipow	Les mariages binationaux helvético-africains, figures exemplaires de l'union mixte?	60
	Kelechi Mennel Emmanuel	«... vier Mohrenköpfe, bitte.» Sprache ist nicht immer wertfrei	64
	Kabengele Mpinga Mutumbo Kanyana	Les survivants africains à la tortur en suisse: ou sont-ils? La campagne-choc de 1997 contre le racisme en Suisse ou les limites de l'antiracisme en Occident	67
	Robert Samo	Que renferme le mythe ou la réalité de la passivité des Africains?	78
	Marcel Heiniger	«Farbige» in der Schweiz – Aus der Sicht der Statistik	80
	Interna		
		Tätigkeitsbericht 1999 der <i>Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus</i>	83
		Rapport de gestion 1999 de la <i>Commission fédérale contre le racisme</i>	88
		Rapporto d'attività 1999 della <i>Commissione federale contro il razzismo</i>	93
		Die EKR fordert die unmissverständliche Distanzierung von Antisemitismus als Daueraufgabe der Politik	98
		La CFR demande que la distanciation claire vis-à-vis de l'antisémitisme soit considérée comme une tâche permanente par le monde politique	98
		Musliminnen und Muslime in der Schweiz	99
		Les Musulmanes et les Musulmans en Suisse	100
	Hans Mahnig	L'intégration institutionnelle des Musulmans en Suisse: l'exemple de Bâle-Ville, Berne, Genève, Neuchâtel et Zurich	
		Exposé pour la <i>Commission fédérale contre le Racisme</i>	102
	Doris Angst	Le «racisme alpin»: une formule mal-choisie	112

Media

	Pressespiegel Rassismus, 2. Halbjahr 1999	113
	Revue de presse sur le racisme, 2 ^e semestre de 1999	120
	Empfehlenswerte Kinder- und Jugendbücher	127
David R. Roediger	Black on white. Black writers on what it means to be white	129
James McBride	Die Farbe von Wasser. Erinnerungen	129
Cikuru Batumike	Femmes d’Afrique et des Antilles en Suisse – 40 choix de rencontres	130
Hans J. Massaquoi	«Neger, Neger, Schornsteinfeger!» Meine Kindheit in Deutschland	130
Beat Leuthardt	An den Rändern Europas. Berichte von den Grenzen	131
Moritz Rosenmund, Rolf Nef, Brigitta Gerber, Peter Truniger	Volksschule und kulturelle Pluralisierung: Gemeindeschulbehörden als Mittler zwischen Immigrations- dynamik und Schulentwicklung	131
	Fremde Welten 2000/2001 – Orientierungshilfe im Meer der Kinder- und Jugendbücher	132
	Migration in und aus Afrika: Doppelthema in der FRIZ – ZEITSCHRIFT FÜR FRIEDENSPOLITIK	132
	SAMSOLIDAM – DIE KINDERKULTURZEITSCHRIFT	132

Forum

	Organisationen von Afrikanern/-innen in der Schweiz	
	Organisations d’Africain(e)s en Suisse	133
	Association Culturelle Regards Africains (ACRA)	134
	Treffpunkt schwarzer Frauen	134
	Verein Africa Freedom	135
	Afro Association in Zürich (AAZ)	135
	Babaylan – Philippine Women’s Network	136
	Verein binationaler Partnerschaften und Familien/Association des binationaux	136
	Echanges pédagogiques entre le Tchad et la Suisse	138
	Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt – Festgefahrenes durch Projektunterricht bewegen	138
	A propos des skinheads et du racisme en Suisse	139

Schlusspunkt

Wayne Sutherland	Im Vorbeigehen	141
------------------	----------------	-----

Kalender/Calendrier

	Veranstaltungen	143
--	-----------------	-----



Diesseits der Selbstverständlichkeit

GEORG KREIS

Im ersten Jahr ihres Bestehens lancierte die *Eidgenössische Kommission gegen Rassismus* die viel beachtete Kampagne «Der schöne Schein». Die eindrücklichen Aufnahmen stellten Gesichter von Angehörigen diskriminierter Minderheiten dar, die uns in die Augen schauen und uns an den alltäglichen, unter der oberflächlichen nutzungsorientierten Akzeptanz schwelenden Rassismus erinnerten. Die Kampagne erhielt neben viel lobenden Worten eine geharnischte Kritik seitens der in Genf publizierten Zeitschrift *REGARDS AFRICAINS*. Der Autor (vgl. den Beitrag von Mutombo Kanyana ab S. 72) wies zu Recht darauf hin, die Tatsache, dass der dargestellte Schwarze ein DJ ist, bestärke das Vorurteil, wonach Afrikaner vielleicht musisch begabt seien, sich aber nicht in intellektuellen Berufen hervortun. Grundsätzlicher kritisierte er aber, dass im Gegensatz zu religiös, kulturell oder sozial bedingten Unterschieden die durch Hautfarbe empfundene Differenz unübersehbar und auch unentrinnbar sei. «Farbige» Menschen als Inbegriff des Fremden seien aber die ersten und ursprünglichen Opfer des Rassismus.

Die *Eidgenössische Kommission gegen Rassismus* anerkennt den besonderen Charakter dieses Anlasses der Diskriminierung. Andererseits ist sie überzeugt, dass kulturelle Unterschiede (realer oder auch

nur imaginierter Art) auch zu Diskriminierungen führen können, die ebenfalls unvereinbar und unveränderbar sind (kultureller oder differentialistischer Rassismus). Die komplexen Manifestationsformen des heutigen Rassismus beruhen historisch sowohl auf der Diskriminierung der Schwarzen bzw. Farbigen wie auf dem Antijudaismus und Antisemitismus.

Tatsache bleibt aber, dass die alltäglichen Diskriminierungserfahrungen von Menschen, die durch Hautfarbe oder Aussehen auf ihr «Fremdsein» festgeschrieben werden, aufzeigen, wie eng die Toleranzfähigkeit der Mehrheitsgesellschaft ist oder sein kann. Umgekehrt gesagt: Wie sicher und wohl sich Farbige in der Schweiz fühlen, ist ein Indikator für die Qualität unserer Toleranz und letztlich unserer Demokratie.

Was heisst aber «farbig»? Wer wird als wie «farbig» angesehen? Dass dies keine akademische Frage ist, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmungen tatsächlich variieren, zeigen die Aufsätze von Cintia Meier-Mesquita, My Hanh Derungs und Simone Prodolliet auf. Die nahe liegende Einteilung nach Herkunftsländern verweist darauf, wie sehr die koloniale Vergangenheit Europas auch in einem Land, das selber keine Kolonien besessen hat, die Kategorisierung prägt.

Farbige werden trotz Unterschieden in Herkunft, Bildung, Einkommen etc. allzu schnell als eine gleichartige Gruppe angesehen, deren Gleichartigkeit «natürlich» in vermeintlich gleichartiger Minderwertigkeit besteht (Matthias Ezeoba, Cikuru Batumike), die durch dreifaches oder zehnfaches Besserein kompensiert werden muss (Matthias Ezeoba, Noël Tshibangu). Umgekehrt können aber auch positive Stereotypen zur Last werden (Sophia Meierhofer). Farbige Frauen aber – hier kommt plötzlich die unfeine «Differenzierungsbereitschaft» ins Spiel – sind zusätzlich zur rassistischen fast unentrinnbar der sexistischen Diskriminierung unterworfen (Kinja Mulegwa).

Stellt man auf die Pauschalkategorie «farbig» ab und versucht man, die Unterscheidung der Hautfarben aufgrund der Herkunftsländer von Einwanderern/-innen zu machen, so zeigt sich, dass sich der Anteil der Wohnbevölkerung, der als «nichtweiss» eingestuft werden könnte, in den letzten Jahren etwa verfünffacht hat, er macht zurzeit aber doch nur rund 2 % der Gesamtbevölkerung aus (Marcel Heiniger). Ist der Wachstumsbefund ein Grund zur Beunruhigung und der Befund, dass es nur ein kleiner Prozentanteil ist, ein Grund zur Beruhigung? Weder das eine noch das andere ist zutreffend. Farbige Menschen gehören mehr und mehr zum helvetischen Alltag. Sie werden damit aber nicht zur Selbstverständlichkeit. Und es fragt sich, ob Selbstverständlichkeit überhaupt erstrebenswert sein soll. Denn die Hautfarbe ist ein hochrelevanter Pseudo-Unterschied, der

zwar nichts über die individuelle Art des jeweiligen Menschen aussagt, aber oft mit Negativerfahrungen verbunden ist. Und dieser Unterschied darf nicht bagatellisiert werden, da er über Alltagserfahrungen permanent bekräftigt wird.

Wir dürfen und wollen den im Beitrag von Sophia Meierhofer zum Ausdruck kommenden Optimismus mittragen, zugleich sollten wir uns aber nicht der Illusion hingeben, dass man – hüben wie drüben – die «farbige Schweiz» in nächster Zeit als Selbstverständlichkeit erleben wird. Die dem Paradiesgarten nachgesagte Selbstverständlichkeit soll wirklich nicht das Ziel sein. Ziel ist vielmehr: subtiler Umgang mit Ungewohntem, sorgfältige Reaktion auf Nichtselbstverständliches, offener Sinn bei der Bewältigung des oft in falscher Weise zu einfachen und doch sehr komplizierten Alltages.

.....
Die Illustrationen in dieser Ausgabe von TANGRAM aus dem Film *Schwarzfahrer* (1993) hat uns der Autor Pepe Danquart freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Der Film bekam 1994 einen Oscar in der Kategorie Kurzfilme. Er kann über die Medienwerkstatt Freiburg (Konradstrasse 20, D-79100 Freiburg) bezogen werden.

«In einer Strassenbahn beschimpft eine alte Frau den neben ihr sitzenden farbigen Mitfahrer mit rassistischen Sprüchen und den gängigen Vorurteilen gegenüber Ausländern. Die anderen Mitreisenden hören es – und tun nichts. Als ein Kontrolleur zusteigt und die Fahrscheine zu kontrollieren beginnt, passiert es ...!»

Schwarzfahrer erzählt die wahre Geschichte eines Beleidigten, der mit listigem Humor seine Würde behält und die notorischen Schweiger beschämt.»

1994–1996 drehte Pepe Danquart *Nachsaison*, einen Dokumentarfilm zum Krieg in Bosnien. Sein nächster Film *Heimspiel* behandelt die schwierige Annäherung zwischen Ost und West in Deutschland und ist ab Februar 2000 in den deutschen Kinos zu sehen.



Rester en deçà de l'évidence

GEORG KREIS

Au cours de sa première année d'existence, la *Commission fédérale contre le racisme* a lancé une campagne intitulée «Les belles apparences», qui n'est pas passée inaperçue. Les affiches – si frappantes – reproduisaient les visages de personnes appartenant toutes à une minorité, nous regardant droit dans les yeux pour nous rappeler le racisme quotidien, rampant sous le couvert d'une acceptation superficielle et intéressée, dont elles sont victimes. La campagne a reçu moult louanges, mais elle a également essuyé des critiques énergiques de la part de la revue genevoise REGARDS AFRICAINS. L'auteur (voir l'article de Mutombo Kanyana p.72) signalait, à raison, que le Noir photographié était un DJ, choix qui renforçait le préjugé selon lequel les Africains ont le rythme dans la peau, mais ne s'illustreraient guère dans les professions intellectuelles. Sur le fond, il reprochait à la campagne le fait que la différence de couleur, contrairement aux différences religieuses, culturelles ou sociales, était ressentie comme incontournable et inéluctable. Les gens «de couleur», étrangers par définition, seraient pourtant les premières victimes, les victimes originelles du racisme.

La *Commission fédérale contre le racisme* reconnaît le caractère particulier de cette cause de discrimination. Mais elle est

convaincue que les différences culturelles (qu'elles soient réelles ou imaginaires) peuvent aussi entraîner des discriminations tout aussi irréconciliables et inaltérables (racisme culturel ou différentiel). Les manifestations complexes du racisme d'aujourd'hui reposent, historiquement parlant, aussi bien sur la discrimination des Noirs et des gens de couleur que sur l'antisémitisme.

Il n'en reste pas moins que les expériences que les gens «marqués» par leur couleur de peau ou leur apparence font quotidiennement de la discrimination révèlent combien la tolérance de la société majoritaire est ou peut être faible. En d'autres termes: le sentiment de sécurité et de bien-être que les gens de couleur ont en Suisse est un indicateur de la qualité de notre tolérance et, au bout du compte, de notre démocratie.

Mais que signifie donc «de couleur»? Qui est considéré comme étant «de couleur» et à quel point? Il ne s'agit pas là d'une question académique, les perceptions de soi et des autres varient réellement: la preuve en est donnée par les articles de Cintia Meier-Mesquita, My Hanh Derungs et Simone Prodolliet. Le classement, tout ce qu'il y a de logique, par pays d'origine montre combien le passé colonial de l'Europe marque la catégorisation de son empreinte, y compris

dans un pays qui n'a pas eu de colonies. Les gens de couleur sont trop vite considérés comme un seul et même groupe, malgré leurs origines, formations, revenus différents; des gens dont la parenté consiste «naturellement» en une présumée analogie dans l'infériorité (Matthias Ezeoba, Cikuru Batumike), qui doit être compensée par l'obligation d'être trois à dix fois meilleur (Matthias Ezeoba, Noël Tshibangu). Inversement, des stéréotypes positifs peuvent s'avérer lourds à porter (Sophia Meierhofer). Quant aux femmes de couleur – la tendance à faire un grossier «distinguo» se manifeste subitement en l'occurrence –, elles sont presque inévitablement soumises, en plus de la discrimination raciale, à une discrimination sexiste (Kinja Mulegwa). Si on s'écarte de la catégorie générale «de couleur» et qu'on essaie de distinguer les couleurs de peau en fonction du pays d'origine des immigrés, on constate que la proportion de la population résidante qui pourrait être classée dans la catégorie «non blanche» s'est multipliée par cinq au cours des dernières années, mais qu'elle ne représente aujourd'hui qu'environ 2 % de toute la population (Marcel Heiniger). Ces chiffres sont-ils une raison de s'inquiéter ou le pourcentage de la population une raison de se tranquilliser? Ni l'un, ni l'autre. Les gens de couleur font de plus en plus partie du quotidien helvétique. Mais ils ne deviennent pas pour autant une évidence. Et la question se pose de savoir si cette évidence mérite qu'on y tende. Car la couleur de peau est une pseudo-différence des plus significatives,

qui ne dit certes rien sur la nature individuelle de l'être humain, mais est souvent associée à des expériences négatives. Et cette différence ne doit pas être minimisée, car elle est renforcée en permanence par des expériences de tous les jours.

Nous pouvons et voulons partager l'optimisme que dégage l'article de Sophia Meierhofer, mais ne devrions pas nous abandonner à l'illusion que nous vivrons prochainement une «Suisse en couleur» comme une évidence, d'un côté comme de l'autre. L'évidence qui est, dit-on, «l'apanage du jardin d'Eden» ne doit en aucun cas être le but. Le but doit être bien plus: une approche subtile de ce qui est inhabituel, une réaction prudente face à ce qui n'est pas évident, un esprit ouvert dans la maîtrise du quotidien ressenti souvent à tort comme étant trop simple alors qu'il est si compliqué.

.....
 Les illustrations reproduites dans ce numéro de TANGRAM sont tirées du film *Schwarzfahrer* (1993). Elles ont été gracieusement mises à notre disposition par son auteur, Pepe Danquart. Le film a été récompensé en 1994 par un oscar dans la catégorie court métrage. Il peut être commandé auprès du Medienwerkstatt Freiburg (Konradstrasse 20, D-79100 Freiburg).

«Dans un tram, une vieille femme insulte son voisin, un homme de couleur, avec des propos racistes accompagnés des préjugés habituels contre les étrangers. Les autres voyageurs entendent cela sans réagir. C'est quand le contrôleur monte dans le tram et qu'il commence à contrôler les billets, que c'est arrivé. <Schwarzfahrer> raconte la véritable histoire d'un homme offensé, qui garde astucieusement sa dignité, grâce à son humour, mettant ainsi les voyageurs restés silencieux, dans une situation humiliante.»

Dans les années 1994 à 1996, Pepe Danquart a tourné *Nachsaison*, un film documentaire sur la guerre de Bosnie. Son prochain film, intitulé *Heimspiel*, traite du rapprochement difficile entre l'Est et l'Ouest, en Allemagne. Il sera projeté sur les écrans allemands à partir du mois de février 2000.



Die soziale Bedeutung der äusseren Erscheinung: «Farbige» in einer «nichtfarbigen» Gesellschaft

CINTIA MEIER-MESQUITA

Die Autorin spiegelt neuere Literatur über «Schwarz-Sein» (blackness) und «Weiss-Sein» (whiteness) in ihren eigenen prägenden Erfahrungen.

Menschen indischer Abstammung, die in Goa (Indien) unter der portugiesischen Herrschaft geboren wurden, galten als «weiss». Somit steht in meinem Geburtsschein, dass ich der «weissen Rasse» angehöre («*de raça ou proveniência branca*). Als ich vor mehr als zwanzig Jahren meinen Geburtsschein auf Deutsch übersetzen liess, machte ich eine erstaunliche Erfahrung: Die Sekretärin des Übersetzungsbüros behauptete, der Geburtsschein gehöre nicht mir, da ich keine «Weisse» sei. Meine Vorfahren sind seit 500 Jahren von Nationalität Portugiesen; wir sprechen portugiesisch als Muttersprache, sind Katholiken und pflegten in Goa die alten religiösen und kulturellen Traditionen der Portugiesen, die in Portugal selber kaum mehr vorhanden sind. Ich lebe seit meinem fünften Lebensjahr in Europa und im portugiesischen Afrika. Zu meiner äusseren Erscheinung gehören eine braune Hautfarbe und ein indisches Aussehen.

Ursprünglich waren die Bewohner/innen von Goa indischer Herkunft. Für die Portugiesen war es, vor allem während der Diktaturzeit Salazars, wichtig, die Goaneser/innen als «Weisse» zu klassifizieren. Salazar war von der «arischen Rasse» überzeugt, die er, wie viele deutsche Intellektuelle der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit Indien in Verbindung brachte (Meier-Mesquita 1995). Zwar ist «Arier» ein Sanskritwort und bezieht sich tatsächlich im ursprünglichen Sinn auf Inder/innen; doch die Gleichsetzung der Germanen mit der erfundenen «arischen Rasse» ist reine Willkür.

Geschichtlich betrachtet werden «Rassenunterschiede» nicht nur bewusst eingesetzt, sondern sind selbst bereits konstruiert. Einige Beispiele: Bewohner/innen von Goa, die im Afrika der Kolonialzeit geboren wurden, waren keine «Weissen», sondern gehörten der «Rasse» der «Indoportugiesen» an. Im kolonialen spanischen Amerika konnte eine Person unabhängig von ihrer physischen Er-

scheinung «weiss» werden, indem sie ein königliches Zertifikat über ihr «Weiss-Sein» erwarb. In Brasilien heisst es: «Geld macht weiss.»

«Rassische» und «ethnische» Identität

Betrachtet man diese willkürliche Zuweisung von «Rassen», ist es berechtigt zu fragen, ob es eine «weisse» bzw. eine «schwarze» Identität gibt. Nach einigen Autoren (Nakayama und Martin 1999) können in diesem Bereich zwei Typen von Identitäten unterschieden werden: eine «ethnische» und eine «rassische» Identität. Die «ethnische Identität» umfasst Traditionen, Volkszugehörigkeit, Geschichte, Religion, Sprache, Vorfahren, Werte, ökonomisches System und Ästhetik; die «rassische Identität» basiert auf dem äusseren Erscheinungsbild. Gibt es nichtphysische Gemeinsamkeiten, die auf eine äussere Erscheinung zurückzuführen sind? Wenn ja, dann müssen wir akzeptieren, dass «Rassen» existieren.

Die Identitäten werden je nach sozialem, ökonomischem und politischem Kontext zugewiesen, wie die

obigen Beispiele verdeutlichen. Falls es tatsächlich «Rassen» im genannten Sinne geben sollte, so ist die Definition in der Praxis doch nicht anwendbar. Welche «rassische Identität» haben «Mischlinge»? In den USA wurden bis vor kurzem alle Menschen in vier Rassen eingeteilt. Als «schwarz» galt, wer nicht «weiss» war, das heisst, wer mindestens einen Tropfen afrikanisches Blut besass (Spencer 1997). Somit gehörten die «Mischlinge» zwischen «Schwarzen» (Afrikanern/-innen) und «Weissen» (Europäern/-innen) zur Gruppe der «Schwarzen». Alle anderen «Mischlinge» konnten keiner «Rasse» zugewiesen werden. Erst in den Neunzigerjahren wurde als fünfte mögliche Kategorie «*other*» beigefügt.

Falls man von einer «ethnischen Identität» ausgeht, stellt sich die Frage, was für eine Identität Völker haben, die 500 Jahre kolonisiert wurden. Die meisten haben weder ihre ursprüngliche Religion noch ihre ursprüngliche Sprache, noch ihre ursprüngliche Kultur erhalten. Es bleibt häufig nur das äussere Er-

In Brasilien heisst es: «Geld macht weiss»



scheinungsbild als Zeichen einer von den Kolonialherren abweichenden Abstammung. Die Klassifizierung der Menschen in verschiedene «Rassen» begann mit dem politischen und militärischen Kolonialismus und Imperialismus der Europäer/innen (Meier-Mesquita 1999). In diesem Kontext entwickelten sich in Europa Rassentheorien, in denen die Völker in eine wertmässige Rangfolge eingeordnet wurden. Aber genauso wie es keine «schwarze» Kultur gibt, gibt es auch keine «weisse». Die Weissen haben niemals eine gemeinsame kulturelle Identität gehabt (vgl. Frankenberg 1997). «Weiss-Sein» bedeutet, strukturelle Vorteile zu geniessen; eine Weltanschauung zu haben, nach der «Weisse» sich selbst, andere und die Gesellschaft sehen, und es bedeutet auch, kulturelle Praktiken auszuüben, die als selbstverständlich und normativ gültig durchgesetzt werden. Daraus leitet sich als gemeinsames Element einer «weissen» Identität ein Überlegenheitsgefühl ab, nämlich das Gefühl, der dominanten Gruppe anzugehören.

«Schwarz» oder «weiss»?

Anfangs der Achtzigerjahre führte ich bei Prof. Hoffmann-Nowotny in Zürich ein Seminar über die Soziologie der Minderheiten durch. Bei der Darstellung der Makro- und Mikroperspektive der «Rassen»-Beziehungen in den USA wollte ich anhand meines eigenen Beispiels zeigen, wie willkürlich die Bezeichnung «schwarz» bzw. «weiss» sei. Darauf reagierte eine deutsche Studentin empört und sagte: «Für uns sind Sie längst schwarz.» Prof. Hoffmann-Nowotny, der bei dieser Seminarlektion auch anwesend war, intervenierte und wies auf die europäische geschichtliche Entwicklung der Konzepte «arisch» und «weiss» hin. Da damals gerade der Richard Attenborough-Film *Gandhi* von 1982 lief, stellte ich der Studentin die Frage, ob Gandhi «schwarz» sei, worauf sie mit einem «Nein» antwortete. Jetzt, fünfzehn Jahre später, lese ich den Artikel *Re-reading Gandhi* von T. Muraleedharan, der mit der gegensätzlichen Frage beginnt: «*Is Gandhi white?*». Im oben genannten Film wurde Gandhi nach der Meinung von Muraleedharan «weiss» gemacht, weil «Weiss-Sein» in diesem Kontext für Universalität und Zivilisiertheit stehe. Bei der Analyse von Dutzenden von Filmen, die in den Achtzigerjahren in Grossbritannien über das Indien der Kolonialzeit

gedreht wurden, machte Muraleedharan eine interessante Beobachtung: dass nämlich die «Weissen» als rassische Kategorie zunächst nicht existieren und erst im Kontrast zu den «Nicht-Weissen» oder «Braunen» als solche sichtbar werden (Frankenberg 1997: S. 60–85).

Dazu nochmals meine eigene Erfahrung: Als meine Tochter ein paar Monate alt war, entdeckte die Säuglingspflegerin einen kleinen dunkleren Fleck an ihrem insgesamt helleren Bein. Ihre Bemerkung war: «*Ça c'est le signe de sa race*» («Das ist das Zeichen ihrer Rasse»). Darauf fragte ich sie, welche «Rasse» sie meinte. Sie antwortete, der dunkle Fleck verweise auf «ihre Rasse» (*sa race*, also auf diejenige meiner Tochter). Sie meinte damit, meine Tochter gehöre zur «*race noire*». Die «Rasse» des Schweizer Vaters war für die Säuglingspflegerin nicht existent.

Das Nichtvorhandensein der «Weissen» als «Rasse» bedeutet, dass das «Weiss-Sein» als Normalität aufgefasst wird (was statistisch gesehen falsch ist). Für Muraleedharan ist dies eine Konsequenz der Dominanz der «Weissen».

Aus der Aussage der Pflegerin ist noch eine andere Vorstellung herauszulesen: diejenige der «Reinheit» der «Weissen» (Meier-Mesquita 1997). Nicht nur ich bin «schwarz», sondern auch meine Tochter. Laut geäusserte Bemerkungen dieser Art stellte ich erst in der Schweiz sowie in Deutschland und Österreich fest. Dies scheint mir in sehr enger Beziehung zu der Bezeichnung der Hautfarbe im Deutschen und im Englischen zu stehen, wo nur die zwei Extreme «schwarz» und «weiss» unterschieden werden. Freilich wird die «weisse» Hautfarbe nicht als homogen betrachtet (Benthien 1999); alle Schattierungen dunklerer Hautfarbe werden hingegen als «schwarz» bezeichnet und als einheitlich aufgefasst. Ausserdem wird die «schwarze» Hautfarbe als «farbig» bezeichnet, die «weisse» aber nicht als bunt. Nach der Farbenlehre sind weder die weisse noch die schwarze Farbe bunte Farben. Die Polarisierung der Hautfarben ist zum einen auf die entsprechenden Konnotationen zurückzuführen: «*The devil is black, sin is black, death is black, Cain is black, (...) Othello is black, ergo Othello is the devil: the black man is the devil, the devil is the black man!*» (Aboudunrin 1996). Die Polarisierung geht zum andern auch auf die Vorstellung zurück, die «weisse» Hautfarbe sei die ursprüngliche, während die anderen Hautfarben als etwas

Die
«Rasse» des
Schweizer Vaters
war für die Säuglings-
pflegerin nicht
existent

«Zusätzliches, Sekundäres» (Benthien 1999) bewertet werden.

Mangelnde Kenntnisse

Als ich vor 25 Jahren mein erstes Lohnbankkonto eröffnen wollte, musste ich mich bei einer Filiale des Bankvereins in Zürich beim Personalchef in den oberen Etagen vorstellen. Als ich meinen Pass präsentierte – dort stand nichts über die Rasse –, bemerkte der Personalchef skeptisch: «Portugiesen sind weiss, Sie aber sind schwarz.» Das war das erste Mal, dass meine Nationalität angezweifelt wurde. Dies wirkte auf mich sehr befremdend, weil ich konstatieren musste, dass erstens Dunkelhäutige – auch wenn sie an Universitäten tätig sind – nicht als glaubwürdig gelten, und dass zweitens hierzulande die Kolonialgeschichte Europas weitgehend unbekannt ist. Schliesslich ist ein hoher Anteil der Portugiesen/innen «nicht weiss» – indischstämmig, indonesischstämmig, afrikanischstämmig, chinesischstämmig, weil Portugal in Indien, Indonesien, Afrika und China Kolonien gehabt und deren letzte übrigens erst im Dezember 1999 aufgegeben hat.

Seitdem ich in der Schweiz bin, wurden mir verschiedene Stempel aufgedrückt. Das letzte Mal musste ich in einer Sitzung der *Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR)* – welche Ironie des Schicksals! – erfahren, ich sei eine «Negerin», und zwar seitens einer Schweizer Persönlichkeit jüdischer Abstammung, die eingeladen war, in der Kommission zu referieren. Neu für mich ist auch die Wahrnehmung vor allem in der Schweiz, dass alle Menschen, die nicht Afrikaner/innen sind, aber eine dunklere Hautfarbe haben, eine Mischung zwischen Afrikanern/-innen und Europäern/-innen sein müssten.

Meine äussere Erscheinung sagt gar nichts über meine Nationalität, Kultur und Religion aus. Der Grund ist folgender: Vor 500 Jahren fanden die grössten Migrationswellen aller Zeiten von Europa in die restliche Welt statt. Die Prozesse der Kolonisierung und Christianisierung, welche die Europäer/innen durchführten, sind dafür verantwortlich, dass Europäer/innen auch indisch aussehen, dass Amerikaner/innen nicht nur indianisches, sondern auch europäisches oder afrikanisches Aussehen haben. Mit dem Imperialismus hatte übrigens auch die Diskriminierung auf der Basis des äusseren Erscheinungsbildes ihre krassesten Formen angenommen (Meier-Mesquita 1999).

Äussere Erscheinung und sozialer Status

In den letzten Jahren wurde ich von Schweizern/-innen auch als «weiss» eingestuft. Seit bald 15 Jah-

ren wohnen wir in einem sehr grossen Haus in einem Vorort von Freiburg. Als ich vor zehn Jahren eine Haushaltshilfe suchte, meldete sich unter anderen eine «farbige» Frau von der Insel Mauritius, die einen Schweizer geheiratet hatte, für die Stelle. Nach einem Monat, als wir herausfanden, dass sie auch indische Vorfahren hatte, vertraute sie mir an, ihrem Mann gegenüber nach dem Vorstellungsgespräch geäussert zu haben, sie glaube, dass sie die Stelle bekomme, weil ich, die Arbeitgeberin, auch eine «Farbige» sei. Darauf habe ihr Mann geantwortet, sie irre sich, ich sei keine «Farbige», sondern eine «reiche Schweizerin», die ihre Zeit im Solarium verbringe, um eine schöne braune Farbe zu erhalten, und deshalb keine Zeit habe, das Haus zu putzen.

Vor kurzem, als wir einige Möbel aus unserem Haus verkaufen wollten, besuchten uns einige Interessenten, um diese zu besichtigen. Bei der Verhandlung



über die Preise erwähnte ich, dass ich nicht reich sei und deswegen die schönen Möbel nicht verschenken könne. Darauf erwiderte mir ein Schweizer Herr: «Sie sind nicht reich? Man sieht bereits an ihrer Bräunung, dass Sie den Winter auf den Karibischen Inseln verbringen und sich die ganze Zeit bräunen lassen!» Diese beiden Beispiele zeigen die Verflechtung von «Rasse», «Nationalität» und «Schicht», wobei deutlich wird, dass in der Schweiz nur «Weisse» gut situiert sein können.

Es könnte mir grundsätzlich gleichgültig sein, wenn meine zimtfarbige Haut als «weiss» oder als «schwarz» angesehen wird, aber die soziale Bedeutung der Farben «Weiss» und «Schwarz» hat Konsequenzen für die Einschätzung meiner Person. «Schwarz-Sein» bedeutet in der Schweiz, dass einer Person im alltäglichen Leben ein Platz in der Gesellschaft zugewiesen wird, der mit Nachteilen verbunden ist. Diese können beispielsweise von einer unbegründet schlechten Benotung von Schul- oder Berufsleistungen bis zu einer nachlässigen Behandlung im Spital reichen. Im Extremfall kann die Diskriminierung zum sozialen oder gar physischen Tod führen.



Cintia Meier-Mesquita, in Goa geboren als Portugiesin indischer Abstammung; Soziologin, seit 25 Jahren in der Schweiz; in Lehre und Forschung an Universitäten tätig, mit einem Forschungsschwerpunkt auf Rassismus; Mitglied der EKR.

.....
Literatur

- Aboudunrin, Femi 1996
Blackness: Culture, Ideology and Discourse. A Comparative Study. Bayreuth: Bayreuth African Studies Breitinger.
- Bentben, Claudia 1999
Haut: Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse. Reinbek: Rowohlt.
- Frankenberg, Ruth (Hrsg.) 1997
Displacing Whiteness. Essays in Social and Cultural Criticism. Durham and London: Duke University Press.
- Meier-Mesquita, Cintia 1995
«Rassenkonstruktionen am Beispiel der arischen Rasse.» In: *Soziale Medizin* 4, S. 9–15.
- Meier-Mesquita, Cintia 1997
«Überlegung zu «Rasse», Sexualität und Hautfarbe.» In: *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 23, S. 359–373.
- Meier-Mesquita, Cintia 1999
Rassismus und antirassistische Erziehung: Eine theoretische und empirische Studie. Freiburg: Universitätsverlag.
- Nakayama, Thomas K., Judith N. Martin (Hrsg.) 1999
Whiteness: The Communication of Social Identity. Thousand Oaks, London and New Delhi: Sage.
- Spencer, Jon Michael 1997
The New Colored People: The Mixed Race Movement in America. New York and London: New York University Press.

Zusammenfassung

Rassenunterschiede werden in sozialen oder politischen Kontexten erst hergestellt. Alle Goaneserinnen und Goaneser wurden, wie die Autorin, in ihrem Herkunftsort Goa als «weiss» klassifiziert. In der Schweiz aber machte sie die Erfahrung, dass sie auch als «schwarz» angesehen

wurde. Angesichts solcher willkürlichen Zuordnungen ist es unsinnig, von einer «weissen» oder «schwarzen» Identität zu sprechen. Der wahre Kern dieser Zuschreibungen ist das Machtverhältnis, das auf den europäischen Kolonialismus und Imperialismus zurückgeht. «Weiss-Sein» bedeutet, strukturelle Vorteile zu geniessen, und daraus leitet sich als gemeinsames Element einer «weissen» Identität ein Überlegenheitsgefühl ab. Als Konsequenz dieser Vorherrschaft wird das «Weiss-Sein» als Normalität aufgefasst. Obwohl die äussere Erscheinung an sich nichts über eine Person aussagt, hat die soziale Bedeutung der zugeschriebenen Hautfarben «Weiss» und «Schwarz» weitgehende Konsequenzen für die Einschätzung der Person. «Schwarz-Sein» bedeutet in der Schweiz von heute, dass einer Person im alltäglichen Leben ein Platz in der Gesellschaft zugewiesen wird, der mit Nachteilen verbunden ist.

Résumé

Les différences de race ne sont établies que dans des contextes sociaux ou politiques. La famille de l'auteure a été classée dans la catégorie des «Blancs» dans son pays d'origine, Goa, mais en Suisse, elle est considérée comme «Noire». Face à ces catégorisations arbitraires, cela n'a aucun sens de parler d'une identité «blanche» ou d'une identité «noire». La véritable raison de cette distinction est le rapport de force qui remonte au colonialisme et à l'impérialisme européens. «Être Blanc» signifie jouir de préjugés structurels et le dénominateur commun qui découle de cette identité «blanche» est un sentiment de supériorité. Conséquence de cette domination: «être Blanc» est considéré comme la normalité. Bien que l'apparence extérieure ne dise rien en elle-même sur la personne, le fait que quelqu'un soit jugé de couleur «blanche» ou «noire» a des conséquences non négligeables sur l'appréciation de cette personne. «Être Noir», dans la Suisse d'aujourd'hui, c'est se voir attribuer dans la vie de tous les jours une place qui comporte certains inconvénients.

**Die soziale Bedeutung der Farben
«Weiss» und «Schwarz» hat
Konsequenzen für die
Einschätzung
meiner
Person**



Bunt ist meine Lieblingsfarbe

ISABELLE MY HANH DERUNGS

So einfarbig «weiss» sind die Europäerinnen und Europäer nicht, wie sie oft denken. Man betrachte nur einmal die Augen- und Haarfarben. Die Differenzierung der Menschen in «Weisse» und «Farbige» dient wie so vieles einer bewussten Herrschaftsideologie. «Farbige Frau» zu sein ist für mich dennoch ein Ausweg, zugleich eine Weigerung, mich einer fremden, von oben diktierten Sozialisierung zu unterwerfen. «Farbigsein» bedeutet für mich die Befreiung aus dieser Herrschaftsstruktur und die Rückkehr zu einem Leben reich an Formen und Vielfalt.

Das vietnamesische bzw. chinesische Neujahr fällt in diesem Jahr 2000 auf den 5. und 6. Februar. Als Kind einer reformiert-buddhistischen Familie habe ich mich wie alle meine Landsleute am meisten auf dieses grosse Mondfest gefreut. Fünf Tage lang standen Tür und Tor weit offen, um das neue Jahr am Fest des wiederkehrenden Frühlings und des Lebens einziehen zu lassen. Freunde und Fremde, die an unserem neu gestrichenen Haus vorbeikamen, wurden zum Festmahl des Glücks und Gedeihens eingeladen. An unseren Türen und Fenstern hingen rote Papierrollen mit goldenen, schwungvollen Kalligrafien: Freude, Frieden und Wohlstand. Es waren nicht nur fröhliche Feiertage, sondern auch farben- und lebensfrohe Festtage. Bunte Drachentänze wurden vorgeführt, blumige Feuerwerke abgebrannt, und die Nachbarn trugen ihre besten rosigen, gelben oder grünen Kleider. Auf Vielfalt und Fülle wurde grossen Wert gelegt, auch bei der Zubereitung des Festmahls. Für den europäischen Geschmack dürfte die Farbigkeit der schillernden Festlichkeiten bald einmal als kitschig gelten, jedoch nicht für uns, die sich nicht die Frage stellen, ob die Farben auch zusammenpassen. Je bunter das Fest, desto fröhlicher und hoffnungsvoller war die Stimmung. Denn das neue Leben soll ja in vielen Formen, Farben und Früchten wiederkommen. Bunt wurde meine Lieblingsfarbe.

Während meiner Schulzeit in der Schweiz wurde mir im Biologieunterricht erklärt, dass ich zu den «Farbigen» gehörte. Soweit ich mich erinnern kann, strahlte ich damals bei einer solchen Bemerkung über das ganze Gesicht und lächelte meinen Lehrer vielleicht noch dankbar an. Denn Farbigsein bedeutete für mich ja Glück und Reichtum. Meine Schulkameradinnen teilten meine Naivität nicht; sie nahmen mich in Schutz. Meine Naivität wurde oft als einfältig und unreif benotet und nicht als Achtung vor dem Leben geschätzt.

Die «gelbe Rasse»

Auch im Geografieunterricht hatten wir wichtige Dinge zu lernen, die von den Mitschülern/-innen und Lehrern/-innen als selbstverständliche Tatsachen in den Raum gestellt wurden. Die «gelbe Rasse» wurde in einem Lehrheft für angehende Akademiker/innen wie folgt beschrieben: «Als für die Angehörigen dieser Rasse typische Eigenschaften gelten Anpassungsfähigkeit, Widerstandskraft und grosse Arbeitsfähigkeit.» Ähnlich wie die Asiaten «zeichnen sich die Neger {...} durch ihre Fähigkeit aus, bei äusserster Anspruchslosigkeit schwere körperliche Arbeit in heissem Klima leisten zu können» (Akad-Heft von 1985). Im Gegensatz dazu stand die «weisse Rasse»,

«Wenn Leute das nicht übersehen, was man übersehen sollte, und übersehen dagegen das, was man nicht übersehen darf, das ist wirkliches Übersehen»

die «natürlich» nicht als solche bezeichnet wurde und welche offenbar die erstrebenswerte Fähigkeit besass, die «Farbigen» abzurichten oder zu beherrschen: «Besonders der Europäer zeichnet sich durch geistige Regsamkeit, Ausdauer und organisatorische Fähigkeiten aus, was zur weitgehenden Europäisierung der übrigen Kontinente geführt hat.» Nicht nur mein anderes Aussehen wurde mir bewusst gemacht, sondern mir wurde mein Anderssein in diesem Augenblick bewusst. Farbigsein



heisst nun für mich Farben sehen und erkennen, um sie nicht zu übersehen. Ein chinesisches Sprichwort sagt, wenn Leute das nicht übersehen, was man übersehen sollte, und übersehen dagegen das, was man nicht übersehen darf, das ist wirkliches Übersehen.

Das bekannte Fremde

Ich lernte Dinge wahrzunehmen, die sich meine europäischen Freunde nicht zugestehen durften. Vor Jahren gab ich einen Kurs *Fremde Völker lernen anders*. Viele Interessenten/-innen meldeten sich für den Kurs an. Ich begann meine Übungen ohne genaue Vorankündigung, was wir in den nächsten Minuten und Stunden machen würden. Ich liess die Teilnehmenden auch nicht im Voraus wissen, auf welcher Lehrmethode meine Erfahrung beruhte, und ebenso wenig zitierte ich Gesagtes von Verstorbenen oder von noch Wissen schaffenden Wissenschaftlern/-innen:

«Verliere dich nicht in der Zukunft. Die Zukunft ist noch nicht gekommen. Das Leben, wie es hier und jetzt ist, sich selbst betrachtend spricht in tausend Farben.»

Die Kursteilnehmenden äusserten jedoch schnell ihr Unbehagen. Sie seien nicht gekommen, um von ihrem Leben zu erfahren – ich gab ihnen Zeit, ihre Lernbiografie kennen zu lernen –, sondern von fremden Völkern. In diesem Augenblick fiel mir die These von Udo Rauchfleisch ein: «Die Konfrontation mit fremden Lebens- und Verhaltensweisen führt vor allem bei solchen Menschen zu extremer Verunsicherung, die sich geradezu sklavisch an die sozialen Regeln ihrer eigenen Gesellschaft halten.» (Rauchfleisch 1994, S. 88) Um die unzufriedenen Teilnehmenden zu beruhigen, führten meine Kurspartnerin und ich einige Übungen ein, so zum Beispiel das Im-Chor-Lesen und -Nachsprechen sowie einige Disziplinregeln: aufstehen, wenn Lehrpersonen das Zimmer betreten, und sich erst hinsetzen, wenn ein Zeichen dafür gegeben wurde. Für die Kursteilnehmenden waren solche Übungen das Andere. Das, was ihnen so fremd erschien, war für sie das bekannte Fremde, während solche Inszenierungen auf meine Kollegin und mich eher befremdend wirkten, auch wenn wir sie aus unserer Vergangenheit her kannten. Hätte Karl Valentin die Kursteilnehmenden in Bezug auf uns, die Kursleitenden, als «Fremde» unter «fremden Bekannten» bezeichnet?

Frei unter Fremden

Farbig sein heisst frei sein: frei sein von der Ideologie, dass die Welt sich nur entweder in «Schwarz» oder in «Weiss» entwickeln kann und es nur Verlierer, Kolonisierte, Arme oder Sieger, Machthaber, Reiche gibt. Farbigsein ist das Dasein.

Vor einiger Zeit hatte ich im Rahmen einer Lehrerfortbildung einen Vortrag über den Umgang mit verschiedenen Kulturen zu halten. Wegen einer von mir verursachten Panne wurden die Organisatoren/-innen sehr nervös, da sie wussten, dass wir nicht pünktlich anfangen würden und sie mit einer Verspätung von 20 Minuten rechnen müssten. Fragend warfen sie mir Blicke zu, ob mir diese selbstverschuldete Situation nicht peinlich sei. Dazu meinte ich: «Diese Leute kommen, um etwas über interkulturellen Umgang zu erfahren. Nun haben sie ein lehrreiches Beispiel. Erstens erfahren sie praxisnah eine andere Zeitkultur, worüber sie bisher vorwiegend gelesen haben. Zweitens lernen sie die Zeit erleben, wogegen oder wofür sie tagtäglich kämpfen. Sie befinden sich also mitten im Thema.»

Als Exilierte wurde ich befreit von der Fremdvergesellschaftung.¹ Die Ausgrenzung als Fremde erfuh ich als mir neu geschenkte Freiheit. Ich konnte mich unter den Blicken der «Fremdvergesellschafteten» fehlverhalten, ohne mich deswegen schämen zu müssen, weil ich fremd und frei von ihren Normen bin. Die Freiheit, die ich erlangt habe, löste bei ihnen aber auch Wut aus. Denn es wird nicht nur jede Abweichung von den sozialen Regeln «von ihnen wie ein Verstoss gegen ein nicht in Frage zu stellendes Prinzip empfunden» (Rauchfleisch 1994, S. 88), sondern jede Abweichung erinnert die «Fremdvergesellschafteten» auch schmerzlich daran, dass sie nicht nur ihre Freiheit, sondern auch ihre Farbigkeit verloren haben. Ich durfte nicht nur Fehler produzieren, ich musste schmerzhaft Defizite aufweisen, damit ihr Schmerz gelindert wurde.

Die hellhäutige Soziologin wäre gut beraten gewesen, ein paar sprachliche Unkorrektheiten in ihren Vortrag einzubauen, falls sie wirklich als türkische Frau auftreten und gut ankommen wollte

¹ «Die Regelung des gesellschaftlichen Zusammenhalts durch die Gesellschaftsmitglieder selbst nennen wir horizontale Vergesellschaftung oder Selbstvergesellschaftung. Die Regelung dieser Funktion durch übergeordnete Instanzen nennen wir die vertikale Vergesellschaftung oder Fremdvergesellschaftung.» (Kapalka Rützel 1994, S. 21).

Die türkische Soziologin

Ich kann mich an einen Vortrag über die Entmündigung der Beratungsstellen für ausländische Frauen durch die Geld gebenden Schweizer Institutionen erinnern, gehalten in einer Klinik von einer attraktiven, selbstbewussten türkischen Soziologin. Ich war beeindruckt von ihrer kritischen Analyse und gebannt von ihrer deutschen Sprachfähigkeit. Ihr Scharfsinn und ihre vollkommene Sprachgewandtheit stiessen jedoch beim Schweizer Publikum nicht auf Zustimmung. Der gut strukturierte Inhalt ihres Vortrages, der genügend Basis für eine sachliche Diskussion geboten hätte, rückte mehr und mehr in den Hintergrund durch die immer lauter werdenden Bemerkungen, ihr Vortrag sei zu abgehoben, und ob sie als intellektuelle türkische Frau nicht eher zu den Privilegierten gehöre.

Theoretisch hätte die hellhäutige Soziologin als Angehörige der weissen Elite wahrgenommen werden müssen. Ihre Gewandtheit hätte diese Elite eigentlich in ihrem Stolz und Glauben an die eigene geistige Überlegenheit bestärken können. Stattdessen wurde die Soziologin als Türkin und Frau wahrgenommen, die aber das nicht zu sein scheint, was sie ist. Denn «türkische Frauen sprechen nicht perfekt deutsch und sind wenig gebildet». Gleichzeitig wurde an der Kompetenz der Referentin gezweifelt, da sie als intellektuelle türkische Frau doch eher zu den Privilegierten gehöre und keinen Zugang zum «einfachen Volk» habe.

Was wäre aber geschehen, wenn sich diese hellhäutige Soziologin nicht als türkische Frau ausgegeben hätte? Vielleicht hätten die gleichen Zuhörenden sie als Linke oder Feministin bezeichnet. Zumindest hätten wir die Möglichkeit gehabt, auch ein wenig über den Inhalt zu diskutieren. Oder sie hätte ähnliche Reaktionen wie der deutsche Referent geerntet, der am folgenden Tag unumwunden von Diskriminierung und Kolonialisierung sprach. Sein Vortrag wurde mit Interesse aufgenommen. Die Sprachgewandtheit des Referenten wurde nicht einmal erwähnt. Die hellhäutige Soziologin wäre gut beraten gewesen, ein paar sprachliche Unkorrektheiten in ihren Vortrag einzubauen, falls sie wirklich als türkische Frau auftreten und gut ankommen wollte.

Auch wäre es vorteilhafter gewesen, über die dank den Geld gebenden Schweizern/-innen endlich verwirklichten Bedürfnisse der ausländischen Frauen zu referieren. Denn ihre Vorgängerin, eine kleine, zierliche tamilische Frau (eine «Farbige» also), ebenfalls tätig in einer Beratungsstelle, gewann die Sympathien des Abends. Sie sprach flüssend Deutsch, doch manchmal unverständlich. Sie berichtete von Problemen und finanziellen Nöten, mit denen die Beratungsstellen chronisch konfrontiert wurden. Ich kann mir vorstellen, dass die Veranstaltenden dieser Frau das Honorar gerne bezahlten, schon allein wegen des Gedankens, damit etwas

Gutes zu tun. Die Benachteiligung dieser farbigen Frau lindert die eigene Situation der Fremdvergesellschafteten in zweierlei Hinsichten: In Form eines kurz aufflammenden Solidaritätsgefühls lindert sie die schmerzhafteste Selbsterkenntnis, dass nicht jeder weisse Mensch dem immer noch erstrebenswerten Bild des weissen, starken Mannes entsprechen kann. Der erduldet «Schmerz» wird anästhesiert mit der vermeintlichen Einsicht, dass man und frau der gesellschaftlichen Oben-Unten-Struktur gleichsam gottgewollt ausgeliefert sei. «Der Nutzen des Mitleids verschafft dem Misserfolg Erfolg», sagte einst Yang Dschu, ein chinesischer Philosoph.

Farbige und Farblose

Die Farbigkeit des Anderen ist die Provokation der eigenen Farblosigkeit. Die Farblosen weisen die Far-



bigen ab, weil sie bedrohlich an den eigenen Farbverlust erinnern. «Dass es möglich ist, andere Lebensformen zu praktizieren, lässt an den eigenen Normalisierungsanstrengungen zweifeln.» (Kalpaka/Räthzel 1994, S. 40)

Der Pfau, der sich als weisse Taube sieht, beneidet den Pfau, der noch sein Federkleid besitzt. Wird der Pfau, der sich als weisse Taube wahrnimmt, den anderen Pfau als weisse Taube annehmen, wenn jener sich seines Federkleides entledigt? So einfach ist das nun nicht! Es stellen sich verschiedene Fragen: Was gewinnt oder verliert der Pfau, der sein Federkleid noch hat, es aber abgibt, und will er überhaupt sich seines Federkleides entledigen? Warum versucht der Pfau, der sich als weisse Taube bezeichnet, sich nicht als Pfau anzuerkennen und ein neues Federkleid anwachsen zu lassen?

In einem Gewinner-Verlierer-Muster zählen sich die «Weissen-Tauben-Pfauen» zu den Siegern. Und da sich nur wenige zu den Auserwählten zählen dürfen, braucht es eine Ideologie, die verkündet, dass nur diejenigen Pfauen erfolgreich und mächtig sind, die sich in weisse Tauben verwandeln können. Die Pfauen lassen sich rupfen, ihre Haut gleicht nun



jener der weissen Tauben. Fliegen können sie aber nicht mehr ohne Federn.

Möchte der Pfau, der sein Federkleid noch hat, wirklich eine weisse Taube werden, wenn die Mehrheit der Pfauen, die glauben, weisse Tauben zu sein, es nicht schaffen, wie weisse Tauben zu fliegen? Ist es wohl nicht besser, dass der Pfau sein Federkleid behält, da er, wenn er es verliert, doch letztlich in einer Oben-Unten-Struktur immer der hässliche federlose Pfau bleiben wird? Nur ein buntes Federkleid verspricht den Flug in die Freiheit. Oder fliegen Sie federlos?

Isabelle My Hanh Derungs stammt aus Vietnam und hat in Bern Ethnologie studiert. Heute ist sie als Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg tätig.

.....
Literatur

- Kapalka, Anita, Nora Rätzzel 1994
«Wirkungsweisen von Rassismus und Ethnozentrismus.» In: Kapalka, Anita, Nora Rätzzel: *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Rassismus in Politik, Kultur und Alltag*, Köln: Dreisam, S. 12–80.
- Rauchfleisch, Udo 1994
«Offene und verdeckte Ausgrenzung und Diskriminierung. Rassismus aus psychologischer Sicht.» In: Rauchfleisch, Udo: *Fremd im Paradies. Migration und Rassismus*, Basel: Lenos, S. 88–97.
- Valentin, Karl 1969
«Die Fremden.» In: Valentin, Karl: *Sturzflüge im Zuschauerraum*, München: Piper, S. 135–136.

Zusammenfassung

Die Klassifizierung der Menschen in «Weisse» und «Farbige» dient einer Herrschaftsideologie. In einer Oben-Unten-Struktur ist Farbigein eine Bedrohung. In einer Schwarz-Weiss-Gesellschaft ist es besser, die Farben zu übersehen. Denn Farbigein bedeutet ein breites Wahrnehmen von Farben. Auch wenn die weisse Gesellschaft sich als auserwählt betrachtet, gehören doch die meisten Menschen in dieser Gesellschaft zu den geduldigen Verlierern. Die Aus- und Abgrenzung der Farbigen bedeutet gleichzeitig, dass sie vor einer Fremdvergesellschaftung verschont bleiben, und wirkt dabei befreiend. Farbigein erlaubt in einem farblosen Umfeld die Entdeckung gewisser Freiräume. In dieser Hinsicht sind wir aufgefordert, herrschaftslos und farbig zu werden.

Résumé

La classification des êtres humains en «Blancs» et en «gens de couleur» sert une idéologie de domination. Dans une structure qui établit une hiérarchie, être de couleur constitue une menace. Dans une société en noir et blanc, il vaut mieux ignorer les couleurs, car être de couleur implique que l'on ait une vaste perception des couleurs. Même si la société blanche se considère comme une société d'élus, il ne faut pas oublier que la plupart de ses membres font partie des perdants qui se sont résignés à la patience. L'exclusion des gens de couleur signifie toutefois aussi qu'ils ne doivent pas s'intégrer dans une société qui leur est étrangère, et elle a un effet libérateur. Être de couleur permet de découvrir certaines sphères de liberté dans un environnement terne. Dans cette perspective, nous sommes invités à nous libérer des jougs et à vivre en couleur.



Weiss sein

SIMONE PRODOLLIET

Eine weisse Hautfarbe zu besitzen ist bei uns eigentlich nichts Spektakuläres. Und doch kann dieser Umstand irritieren, auch diejenigen, die «weiss» sind. Der folgende Beitrag ist die persönliche Reflexion einer Weisshäutigen über ihr zwiespältiges Verhältnis zu ihrer Hautfarbe.

«Weiss ist keine Farbe!» Die Zeichnungslehrerin blickte streng hinter der goldgefassten Brille hervor. Die Nonne im schwarzen Habit, den Schleier wegen der sommerlichen Wärme leicht verrückt, so dass ein paar widerspenstige Haare unter der gestärkten Haube hervorlugten, schritt mit festem Gang die Zeichenbänke entlang. Die Haut der Nonne nahm eine dunkelrote Färbung an und stand in scharfem Kontrast zur weissen Umrandung ihres Gesichts – wie immer, wenn sie zornig wurde. «Ich wiederhole, Weiss ist keine Farbe.» Beschämt legte die Schülerin den weissen Farbstift zur Seite und schaute etwas hilflos auf das begonnene Werk. Warum gibt es dann weisse Farbstifte, fragte sie sich. Lustlos kitzelte sie am anderen Ende der Zeichnung herum und war froh, als endlich die Schulglocke zur Pause losschlepperte. Wie auf Kommando schossen die Schülerinnen hoch, versorgten die Zeichenutensilien in den aufklappbaren Pulten und drängten zum Pausenhof. – Warum soll «Weiss» keine Farbe sein?

Bereits als kleines Kind hatte sie sich schwer getan mit dem Zeichnen der Gesichtsfarbe. Warum gab es bloss keine Farbstifte, die der Haut auch nur annähernd entsprechen? Beige war einfach zu dunkel und schon fast braun, und Rosa benötigte man zum Zeichnen der Schweine. Vermischt mit etwas Weiss wurde immer alles ein wenig schmierig, vor allem, wenn man dann noch die Lippen, Augen und Nase auf das Gesicht malen wollte. Da war es so viel einfacher, Chinesen, Indianer und «Neger» zu malen, denn für die galten die Farben Gelb, Rot und Braun. So jedenfalls waren sie auch in den Büchern abgebildet, in *Zehn kleine Negerlein* und in dem Buch über die Kinder der Welt.



Die weisse Haut hatte ihr nie besonders gefallen. Als Kind wünschte sie sich, sie hätte mokkafarbene Haut und krauses schwarzes Haar. Das hellblonde glatte Haar, die nahezu unsichtbaren Wimpern und Augenbrauen kamen ihr auf ihrer weissen, fast durchsichtigen Haut so undefiniert vor. Sie gaben dem Gesicht keine Markierungen, keine Konturen. Sie hatte das Gefühl, sie hätte deswegen keinen Charakter. Sie bewunderte die Menschen, die von der Natur verwöhnt worden waren: die Schwarzgelockten, diejenigen mit dunklem Teint, die mit kräftigen Augenbrauen und langen, gut sichtbaren Wimpern.

Als Jugendliche verbrachte sie – sobald es die ersten Sonnenstrahlen im Frühling erlaubten – Stunden, Tage und Wochen, um ihrer Haut den leicht bronzefarbenen Ton zu verleihen, welcher ihr aus den Illustrierten und von den Plakatwänden entgegenleuchtete. Sie beneidete ihre dunkelhaarige Freundin um ihre Haut, welche in geradezu rasantem Tempo zu der erforderlichen Bräune kam. Sozusagen zum Trost betrachtete sie sich im getönten *Tao*-Spiegel der Badeanstalt – es gab noch Hoffnung, dass sie dereinst auch so schön aussehen würde. Dabei vermied sie es, die real existierende Weissheit ihrer Haut im daneben hängenden Spiegel, der mit «ohne *Tao*» überschrieben war, zur Kenntnis zu nehmen. Einigermassen zufrieden war sie erst gegen Ende des Sommers, wenn sich die Sonnenbräune deutlich von den durch den Bikini bedeckten, weiss gebliebenen Hautteilen abhob. Um die Bräune zu erhalten, badete sie während des Sommers nie in der Badewanne. Denn dadurch hätte sich die oberste Schicht der Haut gelöst, und die ganze Pracht wäre dahingeschwunden.

Als sie nach den Sommerferien ihre Mitschülerinnen im Anschluss an den Turnunterricht beim Duschen betrachtete und feststellen konnte, dass sie nicht die Weisseste war, erfüllte sie das mit Genugtuung.



Dass sie wirklich weiss ist und nicht nur einfach heller als die andern, wurde ihr erst so richtig be-



wusst, als sie einen schwarzen Freund hatte. Da nützte auch intensivstes Sonnenbaden nichts. Sie konnte sich noch so sehr anstrengen, der Unterschied würde nie wettzumachen sein. Blankes Weiss hob sich von dem dunklen Braun ab, selbst nachdem sie sich mit Passion dem Sonnenkult hingegeben hatte. So also sieht «Weiss» aus, dachte sie, während sie ihre sonnengebräunte Hand neben seiner zimtfarbenen betrachtete. Sie stellte sich vor, welche Hautfarbe das Kind haben würde, das aus dieser Verbindung entstehen könnte. Halbehalbe? Unwillkürlich erinnerte sie sich an die verunglückten Zeichnungen, wenn sie als Kind versucht hatte, mit weissem und beigem Farbstift die Hautfarbe weisser Menschen nachzuahmen. Es gab ein Geschmier. Wie nur müsste man einen so genannten «Mischling» zeichnen?

Doch so schnell wurde sie von dem Verlangen, nicht so zu sein, wie sie eben ist, nicht befreit. Gerade die Begegnung mit dem schwarzen Freund hatte ihr erst recht die Hässlichkeit ihrer weissen Haut vor Augen geführt. Jeder Pickel, jedes geplatze Äderchen, jede Schnittwunde, jede Prellung und jede Narbe war sofort sichtbar und präsentierte sich herausfordernd und blossstellend den Blicken der anderen. Sie träumte von makelloser, bronzener und samtener Pfirsichhaut. Sie begann sich die Wimpern zu schminken, um nicht wie eine farblose Labormaus auszusehen.



Das Bestreben, ihr Weiss-Sein zu mildern, gab sie erst auf, als sie als Forscherin in Indonesien lebte. Der Bezugsrahmen war nun nicht mehr eine mehrheitlich weisse Gesellschaft, die mit ihrer Weissheit kokettierte. Es ging nicht mehr um die Nuancen, um die Schattierungen des Weiss. Niemand fragte mehr nach den erfolgreich Gebräunten, welche die Früchte ihres Bemühens durch Blicke der Anerkennung ernteten. Von keiner Plakatwand lächelten Sonnengebräunte mit ihren blendend weissen Zähnen. Abgesehen von den Touristenghettos und den international bestückten, sündhaft teuren Apotheken in der Hauptstadt bot kein normaler Laden Sonnenmilch an. Auf einmal war es nicht mehr notwendig, sich den anstrengenden und Zeit raubenden Prozeduren zu unterziehen. Die Haut blieb weiss. So wie sie schon immer war.

**Weiss,
die Farbe der Macht,
eingegangen
als ewige Wahrheit
in Fleisch und Blut**

Die Kinder Indonesiens riefen der Weissen «*putih!*, *putiiih!*» nach. Der schrille, helle Klang des indonesischen Wortes für «Weiss» schien ihr genau passend für die auffällige, hervorstechende Farbe ihrer Haut. Bisher hatte sie noch nie daran gedacht, dass sie eine Hautfarbe hätte. «Weiss ist keine Farbe», hallte der Befehl noch in ihren Ohren nach. Bisher war sie immer bemüht gewesen, sich selbst eine Farbe zu verpassen. Sie erinnerte sich an die Worte ihrer Mutter, die jeweils erfreut bemerkte, wenn sie aus den Ferien zurückgekommen war: «Hast du aber Farbe bekommen ...» Oder an die penetranten Ermahnungen aus den Modeheften: «Gönnen Sie Ihrem Gesicht Farbe!» In Indonesien bekam sie die Farbe, die sie schon immer hatte: Weiss. Die Farbe, die sie immer zu überdecken versucht hatte. Doch schliesslich war es ihre Farbe.

So weiss wie in diesem Land war sie noch nie gewesen. Überall fiel sie auf. Überall bestaute man ihre weisse Haut. «Pass gut auf, auf deine Haut», wurde sie ständig ermahnt. «Sonst wirst du schwarz wie wir. Schau mal, wie hässlich schwarz wir sind, und wie schön weiss du aussiehst. Kauf dir einen Schirm, um dich gegen die Sonne zu schützen. Und überhaupt, du solltest nicht dauernd auf die Felder gehen. Hast du gesehen, wie schwarz die Bäuerinnen sind? Es wäre schade um dich. Um deine Haut.»

Umschwirrt von bisher nie erhaltenen Komplimenten versuchte die Weisse, ihr Schwarz-Weiss-Bild zu revidieren. Was war denn auf einmal geschehen? Sahen ihre indonesischen Freundinnen nicht, dass sie gar keine Hautfarbe hatte? Dass sie sozusagen farblos war? Dass sie lieber so gewesen wäre wie sie? Die Aufregung um ihre Haut, diese Aufmerksamkeit war ihr irgendwie peinlich. Denn inzwischen assoziierte sie mit «Weiss» nicht nur eigene Unzulänglichkeiten, die sie während ihrer Jugend begleitet hatten, sondern auch die Tatsache, dass sie Angehörige jener «Herrenrasse» war, die über Jahrhunderte hinweg im Namen ihrer «Überlegenheit» andere unterdrückt hatte. Wie konnten diese Frauen sich an ihrer Haut ergötzen, wo doch die Erinnerung noch lebhaft war, dass die Holländer, wohl genauso blond und weiss und blauäugig wie sie, 350 Jahre lang dieses Land kolonisiert hatten? Sie versuchte sich vorzustellen, wie sie sich wohl selbst verhalten hätte, als Weisshäutige in einer Gesellschaft, welche sich uneingeschränkte Definitions-

macht angemasst hatte. Sie sah die Befehle schreienden Kolonialbeamten mit hochrotem Gesicht, gefärbt von tropischer Hitze, Alkohol und Zornesausschüben. Sie sah die Tee trinkenden Ehefrauen, weiss gekleidet und mit breitkrepfigen Hüten, blass sich in die Ordnung fügend. Auf den von Sonnenlicht geschützten Veranden unterhielten sie sich kopfschüttelnd über den Lauf der Dinge und empörten sich über die dreisten Zumutungen, welche ein Leben in der Kolonie mit sich brachte. Sie sah die geckenhaften Sprösslinge der Herren, die die ihnen zustehenden Rollen einübten, dazu bestimmt, dereinst wie ihre Väter und Mütter Anordnungen zu erteilen. Weiss, die Farbe der Macht, eingegangen als ewige Wahrheit in Fleisch und Blut.

Die Indonesierinnen betasteten interessiert die Haut der fremden Frau, klemmten sie zwischen zwei Finger und zogen daran, um deren Textur und Festigkeit zu prüfen. Sie zupften an den feinen Härchen, belustigt über die Behaarung an den Armen der Weissen. Sie hielten sich die Bäuche vor Lachen, als diese die Arme theatralisch aufschreiend wegzog, protestierend, sie sei kein Versuchskaninchen.



Meyers Enzyklopädisches Lexikon:

«Weiss, Bezeichnung für diejenigen neutralen, unbunten Körperfarben, die nach dem DIN-Farbsystem mit einer Dunkelstufe $D \leq 1$ und einer Sättigungsstufe $S \leq 2$ die hellsten von allen Farben sind und (im Gegensatz zu ↑ Schwarz) das andere Ende der Grauskala (↑ Grau) bilden; auch Bezeichnung für jede vom Gesichtssinn vermittelte Farbempfindung, die durch weisses Licht, speziell von Normlichtarten bestimmter Spektralverteilung, hervorgerufen wird. Das dem Unbuntpunkt der Normformtafel zugeordnete ideale Weiss (mit der Dunkelstufe $D = 0$) würde eine Körperoberfläche aufweisen, die sichtbares Licht jeder Wellenlänge vollständig reflektiert und dabei möglichst vollkommen streut. Als Weiss werden aber noch die Körperfarben von Oberflächen mit einem Reflexions- bzw. einem Remissionsgrad $\geq 0,7$ in allen Spektralbereichen empfunden: Weisses Schreibpapier hat einen Reflexionsgrad von etwa 0,7 bis 0,8, frisch gefallener Schnee einen solchen von 0,8. Neben Kreide-, Lilien- und Schnee-Weiss gehören zu den Weissfarben u.a. das gesättigtere Milch-Weiss, das silberig-cremestichige Perl-Weiss und das Atlas-Weiss mit schwach gelblichem Stich (Weisspigmente). In der Farbensymbolik bezeichnet Weiss das Reine und Vornehme; bei vielen Völkern ist Weiss die Farbe des kultischen Kleides und Symbol der Unschuld, Jungfräulichkeit und Keuschheit; auch Trauerfarbe. Als Symbolfarbe wurde Weiss von verschiedenen politischen Gruppen verwendet, die eine hergebrachte und <legitime> monarchische Ordnung verteidigten und Träger von Gegenrevolution waren.»



Die Kosmetikindustrie hat sich der weissen Hautfarbe wie keiner anderen angenommen. Manche Fir-

men bieten bis zu zwanzig Farbtöne für Hellhäutige an. Dabei gibt es – zumindest in Europa – mehr Variationen als beispielsweise für Schwarze. Für sie steht je nach Marke gerade mal ein einziger Farbton zur Verfügung: Die eine Firma stellt das diskrete 2008 zur Verfügung, eine andere *spicy* und eine dritte schliesslich, die immerhin nach kaltem und warmem Hauttyp unterscheidet, *matte bronze* oder *warm bronze*. Die Farbbezeichnungen für «Weiss» lauten *porcelaine, beige, clair, naturel, vanille, alabaster, wheat, pearl, suntan, ivory* und so weiter und so fort, jeweils mit Dunkel- und Hellabstufungen variiert – eine reiche Palette für die Hautfarbe «Weiss». Weiss ist eine Farbe. Das war ja eigentlich schon immer klar. Das belegt auch der neuste Trend, der die weisse Hautfarbe zur Modefarbe erklärt hat. Nachdem die Blässe in den Neunzigerjahren wieder salonfähig wurde, war es nur noch ein kleiner Schritt, *skin* und *nude* zum letzten Schrei zu machen.



Perlweiss, schneeweiss, blendend weiss, signalweiss, blütenweiss, reines Weiss, eierschalenweiss, elfenbeinweiss, kreideweiss, zahnpastaweiss, lilienweiss, milchweiss, atlasweiss, cremeweiss, silberweiss. Noch immer jedoch gibt es keine Farbstifte für Hautfarbenweiss. Darüber hat sich auch ihre hellhäutige Tochter schon geärgert.

Postscriptum

«Weiss» ist eine Farbe. Und zwar nicht irgendeine. Mit dieser Tatsache haben sich in jüngerer Zeit, vornehmlich in den Vereinigten Staaten und Australien, Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler auf akademischer Ebene auseinandergesetzt. Sie stellen fest, dass die Hautfarbe «Weiss» nicht einfach neutral ist. Sie ist nicht die simple Umkehrung aller anderen Hautfarben, die unsinnigerweise unter dem Stichwort «farbig» zusammengefasst werden. Die Hautfarbe «Weiss» ist als Denkmodell Teil eines gesellschaftlichen Diskurses, genauso wie dies vor Jahren für «schwarz» oder «farbig» festgehalten wurde.



Mit dem Hinweis auf die soziale Konstruktion von «schwarz» bzw. «farbig» ist die Relativierung scheinbar feststehender Kategorien und der ihnen zugeordneten Eigenschaften angesprochen. «Schwarz» und «farbig» sind Konstrukte herrschaftlichen Denkens, die als Legitimation benötigt und hergestellt wurden, um die so definierten Menschengruppen zu unterwerfen, zu zähmen, zu diskriminieren. Die «Bürde des weissen Mannes» war es, im Rahmen seines «Zivilisationsauftrages» alles Andersartige in Abgrenzung von sich und seinem «hoch stehenden Entwicklungsstand» zu definieren, für seine Zwecke und für das «Wohl» der Betroffenen herzurichten, es in Ghettos zu verbannen und – wenn es ihm notwendig und dienlich erschien – es auszumerzen.

Die Aufdeckung der sozialen Konstruktion von «schwarz» und «farbig» öffnete den Blick auf die Macht gesellschaftlicher Diskurse und deren verheerende Wirkung. Dass die Wissenschaft als Mitverantwortliche an der Diskriminierung und Marginalisierung der «anderen» anzusehen ist, gilt heute als unbestritten. Ausserhalb des Fokus blieb hingegen diejenige Kategorie von Menschen, welche die «anderen» ausgrenz(ten): «die Weissen».

Dass das Gegenstück zu den «Schwarzen» und «Farbigen» demselben Denkmuster unterlag und nicht als «neutral» zu betrachten ist, entging zunächst den Argusaugen kritischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. In der Zwischenzeit haben sich jedoch einige von ihnen die Aufgabe gestellt, die Farbenblindheit bezüglich der «Weissen» zum Gegenstand einer kritischen Analyse über Herrschaft und Gewaltausübung zu machen. Die (Selbst-)Reflexion kam zum Schluss, dass «Weisse» nicht länger automatisch und unreflektiert als Mass aller Dinge gelten sollen und können.

Darüber hinaus – das hat Toni Morrison als eine der Wortführerinnen in ihrem viel beachteten Essay *Im Dunkeln spielen* nachgewiesen – ist die «weisse Rasse» in ihrem Herrschaftsdenken und ihrem Herrschaftsdiskurs darauf angewiesen, bewusst oder unbewusst auf die «anderen», die Geknechteten und Sprachlosen Bezug zu nehmen. Morrison betont, es gehe nicht darum zu zeigen, dass Rassismus ein «natürliches, wenn auch ärgerliches Phänomen» ist, sondern dass «Weissheit» gar nicht existieren könnte ohne den Gegenpart des «Schwarzen». In ihrer Untersuchung über die literarische Imagination US-amerikanischer Autorinnen und Autoren zeigt sie, dass alles, was als nicht weiss, nicht rein, nicht rational verstanden wird, schwarzen Figuren in den Mund oder in den Körper gelegt wird. Das

Ungeheuerliche, Unheimliche und Wilde, das so gar nicht zur Vorstellung von «weiss» passt, wird auf die «Schwarzen» übertragen. Obwohl offiziell unsichtbar gemacht und selbst von den für gesellschaftliche Verhältnisse sensiblen Schriftstellern/-innen fast völlig ignoriert, sind die «Schwarzen» dadurch, dass sie für die Selbstdarstellung des weissen Egos benötigt werden, in ihren Werken allgegenwärtig. Übertragen auf europäische Verhältnisse könnte ein analoges Verhalten der Europäer/innen gegenüber den hiesigen «anderen», den Juden, den Fahrenden, den Fremden, vermutet werden: «Weisse» brauchen «Schwarze» für ihr Selbstverständnis.

Die Aufdeckung der sozialen Konstruktion der Hautfarbe «weiss» holte nicht nur – so Ruth Frankenberg – «Whiteness» aus der vorgegebenen Unschuld und dem angeblich apolitischen Zustand heraus. Sie weist auch darauf hin, dass mit «Weissheit» Eigenschaften assoziiert werden, die paradoxerweise auf «Weisse» sowohl zutreffen wie auch deren individuelle Situation vollständig verkennen (können). Denn «Weisse» sind ja nicht nur

mächtig, sondern auch der Macht ausgeliefert; nicht nur reich, auch arm; nicht nur erfolgreich, auch gescheitert; nicht nur rational, auch irrational; nicht nur männlich, auch weiblich, und so weiter.

Die Zuordnung von Menschen zur «Rasse der Weissen»

wirkt somit sowohl gegen aussen wie gegen innen ausgrenzend. Gegen

aussen, weil damit Normen und

Werthal-

tungen gesetzt werden, an welchen man «Nichtweisse» misst, bewertet, unterscheidet. Und gegen innen, weil zahlreiche Existenzen und Lebensentwürfe von «Weissen», die von der Norm des «reichen weissen Mannes» abweichen, negiert werden. «Weiss» ist somit als ebenso vielschichtig, sprich genauso «farbig» zu verstehen wie jede andere Hautfarbe auch. Dass die weisse Hautfarbe – vorläufig jedenfalls noch – gleichzeitig auch für die Norm steht, dessen müssen sich deren Trägerinnen und Träger bewusst sein.



Simone Prodolliet, Ethnologin, Dr. phil. I, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stabsstelle Grundlagen & Evaluation bei Caritas Schweiz (Fachbereich Migrationspolitik) und Dozentin an verschiedenen Fachhochschulen für Soziale Arbeit. Herausgeberin des Sammelbandes *Blickwechsel. Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert* (Caritas-Verlag).

Literatur

- Frankenberg, Ruth 1993
White Women, Race Matters. The Social Construction of Whiteness. Minneapolis: University of Minneapolis Press.
- Frankenberg, Ruth 1996
 «Weisse Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus.»
 In: Fuchs, Brigitte, Gabriele Habinger: *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen.* Wien: Promedia, S. 51–66.
- Frankenberg, Ruth (Hrsg.) 1997
Displacing Whiteness. Essays in Social and Cultural Criticism. Durham and London: Duke University Press.
- Hage, Ghassan 1998
White Nation. Fantasies of White Supremacy in a Multicultural Society. Annandale: Pluto Press Australia.
- Melber, Henning 1992
Der Weissheit letzter Schluss. Rassismus und kolonialer Blick. Frankfurt a. M.: Brandes & Appel.
- Morrison, Toni 1994
Im Dunkeln spielen. Weisse Kultur und literarische Imagination. Essays. Reinbek: Rowohlt.
- Nakayama, Thomas K., Judith N. Martin (Hrsg.) 1999
Whiteness: The Communication of Social Identity. Thousand Oaks, London und New Delhi: Sage.

Zusammenfassung

Ist «Weiss» eine Hautfarbe? Wie fühlt man sich als «Weisse»? Was bedeutet es, eine Hautfarbe zu besitzen, die eigentlich gar nicht als «Farbe» gilt? Die Autorin reflektiert anhand von eigenen Erfahrungen ihr Verhältnis zur Hautfarbe «Weiss». Es ist eine persönliche Annähe-

rung an jenen Hauttypus, der im Gegensatz zu demjenigen der «Farbigen» als «neutral» und «farblos» verstanden wird.

In einem Nachspann wird auf neuere sozialwissenschaftliche Ansätze eingegangen, welche die vorgebliche politische und gesellschaftliche Neutralität der «Weissheit» (Whiteness) demontieren (Ruth Frankenberg) und darüber hinaus aufzeigen, dass für das Selbstverständnis des «weissen» Egos «Schwarze» benötigt werden (Toni Morrison).

Résumé

Est-ce que le «blanc» est une couleur de peau? Que ressent-on lorsqu'on est une «Blanche»? Que signifie avoir une couleur de peau qui n'est même pas considérée comme une couleur? L'auteure de l'article réfléchit, en se fondant sur les expériences qu'elle a faites, aux rapports qu'elle entretient avec la couleur de peau «blanche». C'est une approche personnelle de ce type de peau qui, au contraire de celui des gens de «couleur», passe pour «neutre» ou «sans couleur».

Dans une deuxième partie, l'auteure évoque de récentes approches sociologiques (celles de Ruth Frankenberg) qui démontrent la prétendue neutralité politique et sociale du «blanchissage» (whiteness) et montrent par ailleurs que les «Noirs» sont nécessaires aux «Blancs» pour comprendre leur propre ego (Toni Morrison).



Ich über mich

SOPHIA ROSEMARY MBULA MUTILE MEIERHOFER

Anfangs war alles ganz anders, eigentlich viel einfacher, da ich in meiner Naivität nichts von all dem verstanden habe. Doch ich wurde älter, reifer und vor allem klarsichtiger dem gegenüber, was nicht hätte sein sollen. Ich will jedoch keinen Teil meiner Geschichte auslassen und beginne am Anfang ...

Wie viele Kinder in der Schweiz zwischen sechs und acht Jahren ging auch ich an einem Sommertag zum ersten Mal in die Schule. Bis dahin war es mir nie aufgefallen, wurde mir nie gezeigt, dass ich anders bin – «anders» aus der Sicht der durch Intoleranz beschränkten Augen von Schweizern/-innen. Bis dahin war ich ein Kind wie all die andern: spielend, lachend und fröhlich. Doch das Blatt sollte sich bald darauf wenden. Immer häufiger wurde mir klar gemacht, dass ich es nicht verdiene, wie all die andern Kinder behandelt zu werden. Anfangs zeigte es sich darin, dass meine Mitschüler und Mitschülerinnen mich nicht mehr neben ihnen sitzen haben wollten, oder ich wurde bei Geburtstagsfesten gemieden oder schon gar nicht mehr eingeladen. Heute würde es mich wohl kaum stören, wenn mich jemand nicht zu seinem Geburtstag einlud, aber für ein Mädchen in der ersten Primarschulklasse bricht doch eine ganze Welt zusammen. Das war ein sehr tiefer Schmerz, der mir mit diesem Ausgeschlossen sein zugefügt wurde. So etwas konnte man nicht einfach vergessen, denn es sass tief im Herzen. Immer deutlicher wurde mir, dass ich nicht mehr das kleine Mädchen mit der exotischen Mutter und der wilden Lockenmähne war, sondern die «Negerstochter» von der Strasse sowieso, die wir hier nicht wollen, weil solche «Wilden» hier nichts verloren haben. Sicher, alle zeigten mir gegenüber eine sehr, sehr plastische Freundlichkeit, und sogar die habe ich geschätzt. Ich konnte mich ja gar nicht richtig zur Wehr setzen, weil ich nicht verstand, was denn

daran so speziell sei, eine schwarze Mutter zu haben. Ich verbot meinen Freunden, in meiner Anwesenheit das Wort «Neger» in den Mund zu nehmen, denn meine Mutter hatte mir gesagt, dass man so etwas nicht tut. Aber als sie mich danach fragten, wieso sie das Wort nicht sagen dürften, schliesslich würden es ihre Eltern ja auch jedes Mal gebrauchen, wenn sie über mich und meine Familie sprächen, so konnte ich es ihnen nicht erklären. Ich wusste es ja selbst nicht. Ich wusste nur, dass es falsch war, und das war dann auch die Begründung für meine Freunde, diese aber empfanden das als nicht genügend, lachten mich aus und liessen mich stehen. Auch dies war ein Schlag ins Gesicht und eine schmerzliche Erfahrung mehr. Aber man sagt ja, wenn es einen nicht umbringt, kann es einen nur stärken, und gestärkt hat es mich auch. Natürlich hatte ich noch einige Freunde behalten, es sind ja nicht alle gleich, und so feierten diese Freunde und ich unsere eigenen Geburtstagsfeste.

Ich war nicht mehr das kleine Mädchen mit der exotischen Mutter, sondern die «Negerstochter», die wir hier nicht wollen, weil solche «Wilden» hier nichts verloren haben

Nicht schweizerisch genug

Selbst die Erwachsenen wussten nur zu gut, wie man ein kleines Mädchen ausgrenzt. Einem etwa achtjährigen Mädchen kann man vieles erzählen. Naiv wie es ist, wird es vieles glauben und wenig hinterfragen. Ich schreibe meinen Namen mit «ph», also «Sophia» und nicht «Sofia». Meine Lehrerin wollte mich jedoch allen Ernstes dazu zwingen, mich mit «f» zu schreiben. Ich fragte, wieso? Sie sagte mir, dies sei, damit meine Klassenkameraden meinen Vornamen richtig aussprechen. Wenn sie ihn mit «ph» sähen, würden sie mir nur «Sopia» sagen, schreibe ich ihn jedoch mit «f», so könne nichts schief gehen. Mir schien daran nichts falsch zu sein, also schrieb ich mich nur noch mit «f». Als meine Mutter dies jedoch zu Gesicht bekam, hatte

sie gleich eine heftige Diskussion mit meiner Lehrerin. «*Jä Frä Meierhofer, was machä si da au für äs Züüig ...*» Sie schien das Anliegen meiner Mutter nicht verstehen zu wollen. Sie begründete die Änderung damit, dass der Name mit «ph» nicht schweizerisch genug sei! Nicht schweizerisch!!! Wie soll man einen meiner Namen überhaupt «schweizerisch» schreiben können, wo er doch allemal griechisch ist? Das war eine idiotische Begründung, völlig unnachvollziehbar, auch für mich, die damals nicht verstand, weshalb meine Mutter so wütend geworden ist. Nach den ersten zwei Jahren in der Primarschule kamen wir zu einer anderen Lehrerin, das komplette Gegenteil der vorherigen. Sie ermutigte mich zu viel Neuem und zeigte mir, dass man auf alle Fälle über äussere Erscheinungsbilder hinwegsehen sollte. Es folgte eine schöne restliche Primarschulzeit.

Reine Bronzehaut mit Rhythmusgefühl

Als Kind von einem schwarzen Elternteil wird man hier irgendwie eingestuft. Es bestehen Vorurteile, negative und positive, aber vor allem positive. Es gilt fast als selbstverständlich, dass alle schönes Haar haben, eine schöne, reine Bronzehaut, Rhythmusgefühl und Tanztalent. «*Weisch, fo deet wo du härchunsch halt.*» Es ist mir schon so viele Male unterstellt worden, all dies zu besitzen. Aber, an alle Unwissenden: Genau wir tun am meisten für die Haarpflege, dieser «Wuschelchopf», den alle so mögen, wächst nicht von alleine so, auch wir kaufen das Shampoo in der Migros. Schöne, reine und pickelfreie Bronzehaut liegt auch für uns nicht drin. Wieso sollten wir keine unreine Haut haben, nur die in den Clerasil-Werbungen schaffen das, und auch dann noch nur mit Abdeckstift. Solche Sachen kommen nicht von alleine. Ich frage mich immer wieder, woher diese absurden Vorstellungen überhaupt stammen. Was das Rhythmusgefühl und das Tanztalent angeht, möchte ich es offen lassen, denn ich habe noch nie eine schwarze Frau gesehen, die nicht tanzen konnte, im Gegensatz zu vielen weissen, aber tanzen kann man ja lernen ...

Was macht nun aber eine junge schwarze Frau («halbschwarze» werden übrigens auch als «schwarz» bezeichnet, weil sie nicht «weiss» sind!), wenn sie keine von diesen «Voraussetzungen zum Schwarzsein» erfüllt: wenn sie verfilztes Haar, Akne und Pigmentflecken im Gesicht hat und nicht tanzen kann? Eine typische Schweizer Antwort: «*Aber bisch würkli, ich mein so fo Afrika? Wiso häsch dänn diä, ja weisch diä Fläckä im Gesicht? Ich ban immer gmeint, bi oi deet unä chammä tanzä, häsches nöd g'erbt?*» Ich nehme mir die Zeit gar nicht, um solche Fragen zu beantworten.

Unwissende

Es gibt leider heute noch viel zu viele Leute, die keine Ahnung von gar nichts haben. Was können diese Leute für ihr Unwissen? Manche können nichts dafür, weil es ihnen an genügender Bildung mangelt. Aber der Rest kann sehr wohl etwas dafür: Wie kann mich jemand zurzeit des Jahrtausendwechsels, da die Technik so hoch entwickelt ist, wie man sich das nie vorzustellen wagte, wie kann mich da jemand fragen, wer der «Präsident von Afrika» sei!? Mir ist erst kürzlich diese Frage gestellt worden, von einem Neunzehnjährigen. Er hätte seinen Laptop auseinander nehmen, die Einzelteile beschreiben und ihn wieder zusammenbauen können, aber er wusste nichts über Afrika, nicht einmal, dass es ein Kontinent ist, ein Kontinent mit verschiedenen Ländern und verschiedenen Präsidenten. Wo soll das noch hinführen? Bald kann jedes zweite



Kind alle Staaten der USA aufzählen und weiss trotzdem nichts über Afrika. Das ist purer Mangel an Interesse, denn heute ist der materielle Wert viel höher eingestuft als der kulturelle. Würden sich die Leute hier gegenüber Neuem und Fremdem mehr öffnen, würden sie mehr erfahren und mehr verstehen. Ein unsinniger Vergleich wie jener zwischen der Schweiz und Afrika würde dann wahrscheinlich nicht mehr gemacht werden. Das ist, als würde man eine Fidschi-Insel mit Europa vergleichen. Das geht nicht, weil alle Länder Europas untereinander schon so grosse kulturelle Unterschiede haben. Und jetzt frage ich, wieso sollte das bei Afrika anders sein? Ich weiss es auch nicht. Doch ich weiss es, es ist nicht anders, das ist es!

Ein solcher Zustand ist fast schon angsteinflössend, wenn man bedenkt, dass sich in einigen Generationen die globalen Kulturen schon so untereinander vermischt haben werden, dass es kaum mehr echte «Reinblüter» geben wird. Was werden dann Herr und Frau Reinblutschweizer tun, wenn sie bis dahin immer noch nichts über fremde Welten wissen? Werden sie dann immer noch alles Neue und Fremde ausstossen und versuchen, es für sie ange-



nehmer umzuformen oder umzuzüchten? Die Antwort darauf liegt bei den nächsten Generationen. Ich bin jedoch sehr zuversichtlich.

Nie hat jemand behauptet, das Leben sei fair, und deshalb mache ich für meinen Teil das Beste daraus. Jene, die dies nicht tun (wollen), sind in meinen Augen selbst schuld. Ich bin bis jetzt durch alle Hochs und Tiefs gegangen, dann sollte ich es auch weiterhin schaffen. Nicht, dass mein Leben ein unaufhörlicher Leidensweg wäre, nein, das möchte ich nicht sagen, aber es ist sicher nicht leichter als viele andere. Doch ich habe in allen Situationen immer jemanden, der hinter mir steht und mich auffängt, wenn ich falle: meine Mutter. Sie hat mich in allem, was ich getan habe, unterstützt, sie hat mich gelehrt, stolz zu sein auf das, was ich bin, und immer an mich selbst zu glauben. Ich möchte ihr mit ganzem Herzen dafür danken. *I love you, mum!*

Ich habe bis heute nie bereut, schwarz zu sein, und ich hoffe, dass ich das auch nie tun werde. Ich bin stolz darauf, nicht mit einem so beschränkten Horizont wie andere denken zu müssen. Ich habe gute und schlechte Erfahrungen gemacht, und sie haben mir alle für meine Zukunft etwas gebracht, komme diese mit oder ohne schöne reine Bronzehaut.

Sophia Rosemary Mbula Mutile Meierhofer ist sechzehn Jahre alt. Sie ist in Regensberg (240 Einwohner) aufgewachsen und zog mit fünfzehn nach Mettmehasli. Seit 1997 besucht sie das Gymnasium.

Zusammenfassung

Die junge Autorin berichtet über ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Schwarzsein in der Schweiz. Schmerzhaft bleibende Erlebnisse kennt sie seit der Primarschulzeit. Gerade beiläufige oder unterschwellige Diskriminierungen geben unter die Haut. Doch auch positive Stereotypen über schwarze Frauen, mit denen sie konfrontiert wurde, haben oft eine negative Wirkung. Denn positive Klischees setzen die einzelne Person unter einen grossen Druck, wenn sie ihnen nicht zu entsprechen vermag. Die Autorin wundert sich über das weit verbreitete Unwissen, das gerade auch junge Schweizer/innen in Bezug auf afrikanische Themen haben. Obwohl nicht auf Rosen gebettet, ist sie alles in allem doch zuversichtlich, dass sie ihren Weg auch in Zukunft finden wird.

Résumé

La jeune auteure fait part de sa propre expérience de la négritude en Suisse. Elle conserve des souvenirs douloureux qui remontent à l'école primaire déjà. Les discriminations insignifiantes ou latentes sont celles qui font le plus mal. Mais même les stéréotypes positifs sur les femmes noires auxquels elle a été confrontée ont souvent une répercussion négative, car ils exposent la personne concernée à une pression considérable lorsqu'elle n'y répond pas. L'auteure s'étonne de la grande méconnaissance qu'ont les jeunes Suisses de tout ce qui touche à l'Afrique. Bien que tout ne soit pas pour le mieux dans le meilleur des mondes, elle reste confiante et pense qu'elle saura trouver son chemin en Suisse.

**Ich habe
bis heute nie bereut,
schwarz zu sein, und ich hoffe,
dass ich das auch nie tun werde**



Buio e luce. Persone di colore in Ticino. C'è o non c'è razzismo?

SILVANA CALVO

Una volta, fino a dieci o venti anni fa, dalle nostre parti l'incontro con una persona di colore era un avvenimento. Il sentimento principale che provocava era senz'altro la curiosità, e anche un senso di paternalistica «compassione» dovuto alla cultura profondamente eurocentrica di cui tutti eravamo, nostro malgrado, portatori. Le madri intimavano ai figli di far finta di nulla, di non guardare con insistenza, per non far sentire a disagio il «poverino».

Riguardo al razzismo tutti noi ci sentivamo del tutto innocenti. Il razzismo era una cosa bruttissima che non aveva nulla a che fare con noi. Il razzismo c'era stato in Germania, il razzismo c'era in America e nel Sud Africa, ma noi no: noi non eravamo, e non saremmo mai stati razzisti.

Nel frattempo molte cose sono cambiate. Il paesaggio si è popolato di persone di provenienze diverse, ed oggi gente di colore se ne incontra dappertutto, nei negozi, nei ristoranti, nelle scuole. Vi sono ora molte famiglie con un genitore o un figlio di colore. Noi abbiamo finalmente imparato a relativizzare, e ci siamo resi conto che una persona di colore non è un «povero negro», ma bensì un essere umano fiero e contento di essere ciò che è, e che, anche se lo potesse fare, non cambierebbe con noi per nessun motivo.

Anche riguardo al razzismo abbiamo dovuto ricrederci. Anche noi, come gli altri (esattamente come gli altri!), potevamo diventarli. Lo abbiamo visto nascere e crescere intorno a noi. Una mentalità ostile agli stranieri, a coloro che vengono qui in cerca di asilo o di un futuro migliore si è affermata.

Ne sono vittime anche le persone di colore?

Per appurarlo abbiamo parlato con Giovanni, 19 anni, studente, che si riconosce in questo tipo di mentalità. Per lui la Svizzera è troppo aperta verso gli altri. Egli si identifica con lo Stato e usa generalmente il pronome «noi» quando parla della Svizzera. Lo infastidisce il fatto che gli stranieri, «invece di assimilarsi e adeguarsi alla nostra cultura ed essere grati per l'accoglienza che noi concediamo permettendo loro di vivere in uno Stato che noi e i nostri antenati abbiamo costruito e plasmato, si comportano invece male e «fanno danni», come lo spaccio della droga ecc.» Secondo la sua opinione è meno grave se un crimine lo compie uno svizzero perché è a casa

sua, mentre se lo fa uno straniero il fatto è inaccettabile. Per questo Giovanni auspica delle leggi molto restrittive per tenere alla larga tutta questa gente che oltre a tutto «sputa anche nel piatto dove mangia».

Quando gli si chiede di esprimersi sui suoi sentimenti verso le persone di colore, afferma tuttavia: «Per ora i neri non mi danno fastidio, forse perché sono pochi, e perché si comportano meglio di altri gruppi. Non sono violenti e aggressivi come certi altri. No, non ho niente contro quelli che incontro nei ristoranti e nei negozi, o a scuola. Non ho niente neppure contro le prostitute di colore, anzi capisco che sono delle vittime e mi fanno rincrescere.»

A prima vista sembra che vi sia una forte contraddizione. Si è quasi tentati di non credergli quando parla del suo atteggiamento verso le persone di colore. Se però si esamina un po' più a fondo la questione si può capire che vi sono dei motivi che spiegano questa contraddizione.

Giovanni è uno di coloro che hanno adottato la mentalità ormai dilagante che è proposta da alcuni gruppi (l'ala di Blocher e la *Lega dei ticinesi*). Il tipo di sentimento che queste organizzazioni fanno nascere nell'animo di molti è un razzismo «da allarme». Gli stranieri vengono presentati come una minaccia alla integrità della cultura, agli usi e costumi, e al modo di essere stesso della «nostra gente». Di fronte, poi, ai mali della società (per esempio la droga) cercano il colpevole, e il colpevole «non siamo certo noi» devono essere per forza degli «altri», nella fattispecie gli stranieri.

Le persone come Giovanni identificano questi «altri» in gruppi che sono strutturati: gli ex-Jugoslavi, i Kossovani, gli Albanesi, i Curdi. Verso questi gruppi l'allarme è forte e l'ostilità grande.

Le persone di colore, invece, non fanno parte di gruppi strutturati, sono atomizzate e si presentano come individui singoli, che «non fanno paura». Per questo motivo anche coloro che aderiscono alla mentalità ostile agli stranieri possono permettersi di «non essere contro».

Una conferma si potrebbe anche trovare nella testimonianza di una docente che ha riferito che nella sua classe una ragazzina di colore, molto vivace e «stuzichina», è stata accolta senza problemi dalla classe e si è molto bene inserita, mentre vi sono molte difficoltà per l'accettazione e l'integrazione di un gruppetto di ragazzini della ex-Jugoslavia che in realtà



sono individui quanto mai timidi e miti.

Si potrebbe dunque affermare che non vi sia, per ora, un razzismo da allarme rivolto alle persone di colore in quanto gruppo.

Ma questo significa davvero che non vi sia razzismo contro le persone di colore? Purtroppo no. Vi è un razzismo diffuso contro le persone di colore come individui singoli, che si esprime in modo molto subdolo.

Sentiamo cosa ha da dire Ana Maria:

«Non mi sento bene qui. Spesso mi viene voglia di andare via. Poi, invece, penso di restare per la bambina soprattutto...» Ana Maria è arrivata nel Ticino cinque anni fa dai Caraibi. Qui si è sposata, ma il matrimonio purtroppo le ha portato sofferenza e delusioni, ed è terminato con la separazione. Ora è sola con la sua bimba e lavora in un supermercato. Non se la sente di andare via per non far perdere alla sua bambina il contatto con il padre e con i nonni e per farle avere un futuro migliore.

«Per quelle che sono nella mia situazione è spesso molto dura. E' molto difficile, per esempio, trovare un appartamento. Attualmente sto cercando casa perché devo, a breve, lasciare l'alloggio. Mi sono rivolta a un'agenzia. Sembrava proprio che un appartamento adatto per me ci fosse, ma poi al momento di concludere concretamente il contratto, improvvisamente, sono sorti dei problemi: l'appartamento è già stato assegnato a qualcun altro... l'appartamento sarà libero solo tra diversi mesi... insomma l'appartamento non c'è più. Sono convinta che il rifiuto è arrivato perché sono di colore. Ho chiesto se il motivo era quello, ma non mi hanno risposto. Eppure ho un lavoro e sono perfettamente in grado di rispondere degli impegni che mi prendo. Ma questo non succede solo a me. Molte mie amiche e conoscenti che sono nella mia situazione mi hanno confidato di trovarsi di fronte alle stesse difficoltà.

Per il lavoro ci sono spesso problemi. In primo luogo è difficile ottenere un buon posto. Quando ti presenti cominciano subito a tirare fuori delle difficoltà e a dire di no, e, anche se non te lo dicono direttamente, capisci che il motivo per il quale non ti prendono è il colore della tua pelle e il fatto di essere

straniera. Quando poi il posto l'hai trovato, talvolta sorgono altre difficoltà. Alcuni datori di lavoro pensano che le donne come noi siano un terreno di caccia facile con le quali ci si può permettere di allungare le mani: per questo ho dovuto cambiare posto di lavoro alcune volte.

Adesso ho un impiego in un supermercato e per il lavoro mi trovo bene, ma spesso vengo offesa dai clienti: una signora non voleva che toccassi la sua roba mentre la pesavo. Io le ho detto che, anche se sono di colore, mi lavo sempre le mani e lei mi ha dato della «brutta sporca negra». Ogni tanto mi accorgo che c'è diversa gente che fa la fila per farsi servire da una mia collega mentre io sono libera e disponibile, si capisce che non hanno piacere di farsi servire da una persona di colore e preferiscono aspettare piuttosto che venire da me. Diverse persone, quando parlano con me, hanno un brutto tono e non sono per niente gentili. Forse lo fanno perché si sentono superiori, ma io non capisco che per sentirsi un po' più in alto uno debba calpestare un'altra persona. Queste cose mi fanno molto male, mi sento offesa, e talvolta mi viene da piangere, perché non riesco a capire per quale ragione sono malvista e rifiutata solo per il colore della mia pelle. Certamente ci sono anche molte persone molto gentili e amichevoli, e questo è bello. Però continuo a pensare alle cose brutte che mi capitano...

C'è un'altra cosa che dà molto fastidio. Molte persone pensano che noi, sudamericane o africane, siamo tutte donne leggere. Lo so che ci sono anche delle donne che fanno un brutto mestiere: questa è una loro scelta, o certe volte non è una loro scelta, ma sono obbligate. Ma noi cosa c'entriamo con questo? Molti uomini credono che a noi si possa mancare di rispetto, e anche molte donne pensano così e ci guardano male. Talvolta quando un marito parla con noi, subito, di corsa, viene la moglie a vedere cosa stiamo dicendo, e si vede che è preoccupata. Anche questo mi fa sentire che qui non sono vista bene.

Vorrei tanto che le cose cambiassero, che la gente non continuasse ad essere così, ho paura per mia figlia. Non vorrei che quando sarà grande sia trattata come lo sono io.»

Dunque un razzismo contro le persone di colore c'è, ed è un razzismo meschino e squallido. È il razzismo vigliacco di chi crede di sentirsi uno scalino più in

«Alcuni datori di lavoro pensano che le donne come noi siano un terreno di caccia facile con le quali ci si può permettere di allungare le mani.»

Pur essendo aumentate molto in termini assoluti, le persone di colore in Ticino non sono molto numerose rispetto al resto della popolazione straniera. Statistiche precise, per ovvi motivi, non ve ne sono, perché il colore della pelle non è un fattore censibile. La maggior parte delle persone di colore risiedono in Ticino sulla base di un permesso di soggiorno e, generalmente, non vi sono giunte direttamente dalla frontiera italiana, ma da altre regioni della Svizzera: molto poche sono le famiglie o gli individui singoli (nell'ordine di poche decine di unità) che in Ticino hanno in corso una procedura d'asilo. Un grande numero è costituito da donne, mogli di cittadini svizzeri, e dai figli di questi matrimoni, nonché da bambini del terzo mondo adottati da genitori svizzeri. Vi è pure un certo numero di donne con il permesso per artisti e forse (ma come si fa a saperlo?) delle persone senza permessi. Non vi sono gruppi strutturati di famiglie appartenenti alla stessa etnia o nazione. L'unico gruppo di una certa consistenza, che è stato presente qualche tempo fa, per un breve periodo, era costituito da cittadini somali, che però, improvvisamente, sono scomparsi, si presume per trasferirsi in un paese del nord Europa. Per quanto concerne l'arrivo in Svizzera via Chiasso lo stesso è scarsissimo, praticamente nullo. Questo non significa, però, che non vi siano persone di colore che vogliono entrare in Svizzera dalla frontiera meridionale. Significa che le richieste di asilo non vengono generalmente neppure prese in esame, con la motivazione che le persone in questione sarebbero già residenti in Italia e non avrebbero dunque i requisiti del profugo. Come si configura attualmente la politica di asilo della Confederazione, concretamente, la stessa consiste in una pratica di esclusione che colpisce prevalentemente le persone di colore provenienti dall'Africa e dall'Asia. Varrebbe la pena di riflettere su questo ultimo dato per rivedere la politica di accoglienza della Svizzera ed adeguarla a criteri umani e civili eticamente validi.

alto umiliando una persona che non si può difendere. Le persone di colore sono spesso sole, non hanno un gruppo che le difenda e le protegga dai soprusi. Molte sono donne. L'immigrazione di colore, da noi, è in gran parte femminile.

Vi è un altro tipo di razzismo che è ancora più pesante, un razzismo che discrimina. Perché ad Ana Maria non è stato dato l'appartamento? Probabilmente non per il fatto che il colore della sua pelle potrebbe indisporre qualcuno. Il motivo è forse un altro: la mancanza di fiducia verso le persone di colore. Ad una persona di colore l'appartamento non si dà per non avere noie dopo, perché si è convinti che una persona di colore non sia «seria» e che non terrà

fedele agli impegni finanziari. Che poi la persona lavori, e sia magari molto più solvibile di tanti altri, non viene preso in considerazione. Si tratta insomma di uno dei tanti pregiudizi che sono rimasti e che alle vittime creano sofferenza e disagi di non poco conto.

Una luce contro il razzismo.

Il racconto di Ana Maria non è campato in aria. Fatti come da lei riferiti se ne verificano diversi. C'è stato per esempio a Locarno, l'estate scorsa, un fatto molto grave. Una signora di origine africana ha risposto ad un'inserzione che cercava una cameriera per un ristorante. Si è dunque presentata, portandosi appresso la sua bambina, e si è sentita rispondere: «Non la assumiamo perché è nera e ai nostri clienti lei non piace». La signora, che si è sentita offesa nella sua di-



gnità, ha reagito rivolgendosi anche ai giornali. Ai giornalisti che lo hanno interpellato, il gerente del ristorante ha confermato la sua posizione affermando che lui non assumeva la signora in questione proprio per il colore della sua pelle.

Il Movimento contro il razzismo e la xenofobia (MCRX), che ha appreso l'episodio dalla stampa, ha considerato questo fatto un campanello d'allarme che annunciava un deterioramento del clima civile e un grande passo nella direzione di una società più razzista. Per questo motivo ha valutato che era necessario prendere dei provvedimenti. In primo luogo si è rivolto alla procura pubblica inoltrando contro il gerente del ristorante una denuncia per violazione della legge contro il razzismo. Questo lo ha fatto perché la legge prevede che in casi di razzismo non è necessaria la denuncia della parte lesa, ma si deve procedere d'ufficio, oppure ognuno ha facoltà di querelare.

Inoltre ha considerato che era necessario indire una manifestazione pubblica chiara e decisa.

Dato che era in corso il Festival del film di Locarno, il tema è stato portato in quell'ambito: al pubblico (oltre 7000 persone) che assisteva allo spettacolo



conclusivo nella Piazza Grande è stato chiesto di accendere una fiammella per dimostrare solidarietà verso la signora che aveva subito l'offesa razzista, e protesta contro ogni discriminazione e intolleranza. L'iniziativa ha avuto un successo che è stato superiore alle aspettative dei promotori. Gran parte del pubblico, allertato da comunicati sui giornali locali e da volantinaggi in città e all'entrata dello spettacolo, si è portato da casa accendini, candeline e fiammiferi. Al momento che le luci si sono abbassate centinaia e centinaia di fiammelle si sono accese e hanno trasformato la Piazza Grande in un mare luminoso. La dimostrazione ha trovato un'eco anche dal palco, dove il direttore del Festival, Marco Müller, il regista Tornatore e l'attore Tim Roth hanno pure acceso una fiammella.

Manifestazioni di questo tipo non sono certo miracolose, non riescono a cancellare di colpo le incrostazioni di pregiudizio e di razzismo, ma hanno, non di meno, la forza di dare speranza a chi subisce offese e intolleranze, e coraggio a chi cerca di operare per una società aperta ed accogliente.

E' stata una manifestazione che ha dato un segnale positivo molto forte, anche se è stata una cosa molto semplice, per nulla rumorosa o disturbante, solo un semplice gesto: accendere una fiammella di solidarietà.

Riassunto

Nel canton Ticino le persone di colore costituiscono una percentuale bassa rispetto al numero totale degli stranieri. Vi è una grande preponderanza femminile e infantile (moglie di svizzeri e i loro figli, bambini adottati). Pochissime persone di colore si trovano nell'ambito delle procedure d'asilo. Le entrate dalla frontiera di Chiasso di persone di colore sono scarse, praticamente nulle. Varrebbe la pena di riflettere su questi dati per rivedere la politica d'asilo svizzera (che all'atto pratico è discriminatoria ed è finalizzata all'esclusione delle persone di colore provenienti dall'Africa e dall'Asia), per adeguarla a criteri umani e civili eticamente validi.

C'è o non c'è razzismo contro le persone di colore in Ticino? Siccome non costituiscono dei gruppi etnici strutturati considerati minacciosi e pericolosi non vi è nei loro riguardi, o vi è solo in misura trascurabile, un «razzismo da allarme». Verso di loro vi è invece un «razzismo difeso», del tipo più meschino e squallido: quello che si rivolge, con ingiurie e offese, contro individui singoli. Si tratta di quel razzismo vigliacco che praticano quelle persone che pensano di elevarsi di un gradino umiliando chi

non si può difendere. E' inoltre presente un «razzismo discriminatorio» nell'ambito dell'alloggio e delle assunzioni. Quest'ultimo generato dai pregiudizi, secondo cui le persone di colore sono meno serie ed affidabili. Nel Ticino non mancano però cittadini che si oppongono al razzismo e che desiderano esprimere i loro sentimenti di solidarietà. Un esempio è quanto è successo a Locarno l'estate scorsa. Vi era stato un caso di discriminazione verso una signora africana alla quale è stato negato il posto di lavoro a causa del colore della sua pelle. Il Movimento Contro il Razzismo e la Xenofobia (MCRX) ha chiesto al pubblico del Festival del Film di Locarno di accendere una fiammella per dimostrare la solidarietà alla vittima dell'atto di razzismo. Quando si sono spente le luci, centinaia e centinaia di fiammelle si sono accese e hanno trasformato la Piazza Grande in un mare luminoso. Manifestazioni di questo tipo non sono miracolose, ma danno speranza alle vittime dell'intolleranza e coraggio a coloro che si sforzano di operare per una società più aperta ed accogliente.

Zusammenfassung

Der Anteil an farbigen Menschen im Tessin ist gering. Die Mehrheit sind Ehefrauen von Tessinern, ihre Kinder und adoptierte Kinder. Die Tatsache, dass unter den Asylsuchenden Farbige stark untervertreten sind, weist darauf hin, dass die schweizerische Asylpolitik darauf ausgerichtet ist, farbige Menschen aus Afrika und Asien auszuschliessen.

Gibt es Rassismus im Tessin? Da sie keine grosse Gemeinschaft bilden und nicht als Gruppe auftreten, gibt es kaum einen gegen Farbige gerichteten gewaltsamen Rassismus. Ein hinterhältiger und feiger Rassismus ist dafür um so verbreiteter: Es der Rassismus jener, die sich besser fühlen, wenn sie mit Beleidigungen und Schmähungen Einzelne, die sich nicht zu wehren wagen, fertig machen können. Und es gibt den diskriminierenden Rassismus auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt.

Es fehlen aber auch nicht die Menschen, die sich gegen Rassismus wehren und für Solidarität eintreten. Ein eindrückliches Beispiel ereignete sich im letzten Sommer in Locarno. Als einer Afrikanerin eine Arbeit als Kellnerin einzig wegen ihrer Hautfarbe verweigert wurde, rief der Movimento contro il razzismo e la xenofobia das Publikum des Filmfestivals auf, ein Zündholz oder Feuerzeug anzuzünden, um ihre Solidarität mit dem Opfer zu bezeugen.

Als die Lichter gelöscht wurden, erblickten hunderte von Flämmchen die Piazza Grande. Derartige Demonstrationen geben den Opfern die Hoffnung und ermutigen jene, die sich für eine offenere und gerechtere Gesellschaft einsetzen.

**Razzismo
contro le persone
di colore c'è, ed è un
razzismo meschino e squallido**



Zur Lebenssituation der dunkelhäutigen Menschen in der Schweiz

MATTHIAS O. EZEOPA

In der Schweiz mehren sich in den letzten Jahren die Konflikte zwischen Einheimischen und Ausländern/-innen. In der Bevölkerung wächst der Grad an Intoleranz gegenüber dunkelhäutigen Menschen und rassistische oder fremdenfeindliche Töne werden immer lauter. Sowohl der latente wie der salonfähig gewordene Fremdenhass sind in der Schweiz am Zunehmen. Der Autor, ein afrikanischer Einwanderer der ersten Stunde, gibt einen kritischen Einblick in die Lebenssituation der dunkelhäutigen Menschen in der Schweiz.

«Wenn du in Rom bist, dann verhalte dich gefälligst wie ein Römer ...» Auch in der Schweiz vernimmt man diesen Spruch immer wieder. Wenn man jedoch eine andere Hautfarbe hat und in einer fremden Umwelt lebt, so kommt man unvermeidlich zu der schmerzhaften Erkenntnis, dass die obige Maxime nicht überall sehr nützlich ist.

Es gibt in der Schweiz eine extrem kleine Minderheit, welche allein schon durch ihr Aussehen auffällt. Es sind die dunkelhäutigen Menschen. Einige unter ihnen bemühen sich, möglichst unauffällig einherzugehen. Viele aber erfahren im Kontakt mit den Eidgenossen/-innen, dass es einen Unterschied gibt zwischen Interesse und Neugier, und dass Neugier häufiger ist als konstruktives Interesse. Echtes Interesse lässt den Anderen so sein, wie er ist. Interesse hat also nichts Verletzendes an sich. Neugier hingegen schon. Sie versucht nicht nur, in die Intimsphäre einzudringen, sondern sie massiert sich auch negative Urteile an. «Dieser Mensch ist fremd, ist anders, darum nehme ich Anstoss!»

Oft ist zu hören, fremd zu sein sei in fast keinem Land auf dieser Erde ein Vorteil, selbst dort nicht, wo eine offizielle Politik die Einwandernden zu willkommenen Staatsbürgern/-innen erkläre. Falls die Religion oder die Hautfarbe nicht mit derjenigen der tonangebenden Bevölkerungsmehrheit übereinstimmen, so sei absehbar, dass deren Resentiments kaum zu zügeln seien. Doch nicht jeder «Fremde» erleidet dasselbe Schicksal wie viele dunkelhäutige Menschen in der Schweiz. Wenn etwa die Europäer/innen nach Afrika gehen, dann gehen sie nicht mit einem Koffer voller «Fremdheit» dorthin; nein, sie gehen mit einem Gefühl der Überlegenheit.

Doch blicken wir nach vorne. Die Tragödie, die sich zwischen den Menschen weisser und schwarzer Hautfarbe abspielt, wird nicht nur, wie der afroamerikanische Schriftsteller James Baldwin einmal

schrrieb, «neue Schwarze», sondern auch «neue Weisse» hervorbringen. Denn für beide führt kein Weg mehr zurück. Sie müssen einer Zukunft entgegensteuern, in der «schwarz» und «weiss» im Wort Mensch aufgehoben sind. Selbst jene, die heute noch zur Waffe greifen, um diese Entwicklung aufzuhalten, werden erfahren, was Baldwin voraussagte: «Diese Welt ist nicht länger weiss und sie wird nie wieder weiss sein.»

Generationen von Einreisenden

Wenn wir über die schwarzen Menschen in der Schweiz sprechen, so sollten wir uns dabei über etwas sehr Wichtiges klar werden, nämlich die Tatsache, dass es verschiedene Gruppen von schwarzen Menschen in der Schweiz gibt. Sie unterscheiden sich nach ihrer Herkunft, ihrem soziokulturellen Hintergrund und ihren menschlichen Qualitäten. Sie sind mit unterschiedlichen Motiven und Voraussetzungen in die Schweiz eingereist.

Auch hier in der Schweiz unterscheidet sich ihr Leben ganz stark nach der Ausbildung, dem sozialen Status usw. Daher lässt sich nicht einfach eine allgemein gültige Darstellung der Situation der Schwarzen in der Schweiz machen. Doch es gibt einige Erfahrungen und Schwierigkeiten, welche die Schwarzen in der Schweiz gemeinsam haben: so zum Beispiel Erfahrungen im Umgang mit den Behörden wie der Fremdenpolizei sowie im Alltag der zwischenmenschlichen Beziehungen. Egal, wie unterschiedlich die Schwarzen in der Schweiz charakterlich und äusserlich sein mögen, etwas haben sie gemeinsam, nämlich die Hautfarbe, und diese fällt nun mal aus 500 Metern Entfernung «angenehm oder unangenehm» auf. Da wird von der breiten Bevölkerung nach wie vor kein grosser Unterschied gemacht. Ob sie als Ärzte/-innen, Wissenschaftler/-innen, Studierende, Arbeitende oder Asylsuchende, ob sie aus den USA, aus Südamerika, aus Afrika oder aus Australien gekommen sind: Die Schwarzen sitzen in der Schweiz im Glaskäfig.

Man kann die in der Schweiz wohnenden Afrikaner/innen nach der Periode ihrer Einreise in drei Kategorien einteilen: Schwarze, die zwischen 1960 und 1975, zwischen 1975 und 1985 und schliesslich zwischen 1985 und 1999 in die Schweiz gekommen sind.



Die afrikanischen Studenten der ersten Garde kamen, weil sie auf der Suche nach dem Goldenen Vlies waren. Es war die Zeit unmittelbar nach der Erlangung der Unabhängigkeit in den afrikanischen Ländern. Die meisten dieser Generation kamen, weil es in ihrem eigenen Land zu wenig Ausbildungsmöglichkeiten gab und sie wissensdurstig waren. Sie alle suchten die westlichen Ideale, nämlich demokratische Prinzipien, sowie echte Religiosität und Weisheit der Gesetze. Diese Zeit stellt eine Epoche fruchtbarer Begegnungen zwischen den schwarzafrikanischen Studierenden und Schweizern/-innen dar.

Die nächste Phase der Einwanderung in die Schweiz fand zwischen 1975 und 1985 statt. Die Schweizer/innen reisten damals *en masse* nach Ost- und Westafrika; der «Afrika-Tourismus» boomte. Die meisten Afrikaner/innen, welche damals in die Schweiz einreisten, waren mit den Touristenmassen in Kontakt gekommen. Viele von ihnen waren *Beachboys* und leichtsinnige Frauen, die meisten konnten weder lesen noch schreiben; alle liessen sich vom angeblichen Reichtum der Schweizer Männer und Frauen beeindrucken.

Schliesslich brachte die Zeit nach 1985 nochmals eine andere Gruppe von Schwarzen in die Schweiz, nämlich die Asylsuchenden. Diese Menschen sind auf der Flucht vor brutalen Aggressionskriegen sowie vor Diktaturen, Hunger und Arbeitslosigkeit. Migrierende Asylsuchende sehen sich auf doppelte Weise benachteiligt: wirtschaftlich und sozialpolitisch. Da sie im Allgemeinen auf der untersten Stufe der Gesellschaftshierarchie stehen, gelten sie vor allem auf dem Arbeitsmarkt als minderklassig, sie werden als Letzte eingestellt und als Erste entlassen. Soziale Vorurteile und Rassismus werden für diese Gruppe zum unüberwindlichen sozialen Hindernis.

Weil die weissen Männer ihren farbigen Geschlechtsgenossen als sexuellen Rivalen fürchteten, erniedrigten sie ihn

damit auch geringe Berufschancen und relativ hohe Arbeitslosigkeit, Arbeitsverbot und dadurch verordnetes Gammeln, Diskriminierung durch Behörden und Bürger/innen: das alles – da sind sich Kriminalisten/-innen und Sozialwissenschaftler/innen einig – verstärkt den Trend zur Straftat bei der schwarzen Bevölkerung in der Schweiz.

Angesichts mancher negativer Verhaltensweisen soll aber auch noch die moralische Seite erwähnt werden. Ich muss gestehen, ich schäme mich und es tut mir weh, über die anstössigen Attitüden einiger heute in der Schweiz ansässiger afrikanischer «Brüder»

und «Schwestern» zu

sprechen. Denn während alle jugendlichen Schwarzen, die vor dreissig Jahren in der Schweiz lebten, sich mit ihrer Ausbildung beschäftigten, verschwenden einige Schwarze, die heute in der Schweiz leben, den grössten Teil ihrer Zeit mit Umherstreifen, Tanzen, Exzessen, Alkoholkonsum usw. Und da die meisten von ihnen weder eine fundierte Ausbildung haben noch über rudimentäre Kenntnisse der deutschen Sprache verfügen, scheint manchen Zuhälterei, Drogenhandel, Prostitution sowie andere dubiose Geschäfte gerade recht zu kommen, um möglichst schnell ans Ziel ihrer Wünsche und Träume zu gelangen.

Man sollte meinen, dass die afrikanische Jugend von heute, insbesondere jene, welche einigermassen gebildet und in der Schweiz ansässig ist, besonnener in ihrer Lebensweise wäre und sich dementsprechend auch verhalten würde. Aber nein, das Gegenteil ist oft der Fall. Viele junge Schwarze, die zurzeit in der Schweiz leben, haben ein rüdes Benehmen. Zudem besitzen sie kein Selbstbewusstsein und keine Selbstachtung. Sie benehmen sich enttäuschend und missbrauchen den guten Willen, den man ihnen entgegenbringt.

Unterschichtssituation

Zahlreiche Afrikaner, insbesondere von der Westküste Afrikas, erfahren erst hier in der Schweiz, was es wirklich heisst, eine andere Hautfarbe zu tragen: Missachtet, chancenlos, fast überall schlecht behandelt und zum Teil ausgenutzt, leben sie in einer Gesellschaft, die vermeintlich jedem eine Chance bietet. Doch durch Aussehen und Sprache unterscheiden sie sich deutlich von der Schweizer Bevölkerung. Sie sind und bleiben eine Unterschichtsminderheit. Mangelnde Integration und Verlust der kulturellen Identität, schlechte Schul- und Ausbildung und

Rassismus im Alltag

Wie erleben die Schwarzen ganz konkret den Rassismus im Alltag in der Schweiz? Man sollte meines Erachtens zwischen offenem und unterschwelligem Rassismus unterscheiden. Denn zahlreiche Schweizer wollen nicht rassistisch sein, was aber nur ganz wenigen Menschen gelingt, sobald die Situation konkret wird. Für die Ausländer/innen wirken sich Vorurteile vor allem da verheerend aus, wo es um Lebensnotwendiges geht, zum Beispiel um einen Arbeitsplatz, eine günstige Wohngelegenheit oder

um eine Ausbildungsmöglichkeit. Die Rechte der Ausländer/innen sind – oft nur in einem einschränkenden Sinn – gesetzlich geregelt. Ob sie die minimalen Rechte auch wahrnehmen können, hängt wiederum ganz stark von der Haltung der beteiligten Eidgenossen/-innen ab.

Entscheidend für die persönliche Lebensgestaltung ist die Unmöglichkeit, als Schwarzer in der Schweiz eine angemessene Arbeitsstelle ohne Vitamin B zu erhalten – und auch mit Beziehungen erweist sich dies immer noch als sehr schwierig. Eine schwarze Haut wirkt offensichtlich in der Schweiz automatisch als eine Art negative Qualifikation. Wenn die Schwarzen auf Arbeitssuche sind, so stossen sie immer wieder auf einen unterschwelligen Rassismus. Da man hierzulande immer noch glaubt, das ein Schwarzer etwas «geistig Herausforderndes» nicht vollbringen kann, heisst es sofort im Hinterkopf: «Aha, ein Neger, was kann der schon? Der ist sicherlich stinkfaul ...» Dieser Mechanismus spielt auch dann, wenn ein Schwarzer in der Schweiz studiert oder seine Lehre absolviert und seine Examen genauso gut wie seine Schweizer Mits Studierenden abgelegt hat. Um überhaupt in seinem Fach eine Chance zu bekommen, muss eine dunkelhäutige Person mindestens dreimal besser sein als die schweizerischen Mitbewerber/innen.

Auch bei der Wohnungssuche ist man hier als Schwarzer stark diskriminiert. Denn es heisst sofort, dass die Afrikaner laut und unsauber seien und viele Besucher hätten. Meistens unterstellt man ihnen ausserdem, die Miete nicht regelmässig bezahlen zu können.

Offener Rassismus

In Kaufhäusern ertönt beim Anblick eines schwarzen Menschen sofort die Alarmglocke: Achtung Diebe! In öffentlichen Verkehrsmitteln oder in Lokalen erleben wir den Rassismus des untersten Niveaus. Wenn zwei oder drei Schwarze irgendwo in einem Lokal unangenehm aufgefallen sind, wird diese Erfahrung umgehend auf alle Schwarzen übertragen: Es sind dann eben nicht mehr zwei oder drei, sondern *die* Afrikaner/innen bzw. die «Neger» schlechthin, die laut, primitiv und unanständig sind. Demzufolge haben «die Schwarzen» immer wieder in einigen Zürcher Restaurants Lokalverbot und in manchen müssen sie die Konsumation im Voraus bezahlen, um überhaupt bedient zu werden. In meiner Eigenschaft als Präsident der *Afro Association* habe ich mich mehrmals gegen solche rassistischen Lokalverbote zur Wehr gesetzt. Ich beschwerte mich sogar offiziell beim Zürcher Kantonsrat wie auch beim Zürcher Stadtrat, und sie haben alle empört darauf reagiert. Dennoch kommen pauschale Lokalverbote immer wieder vor.

Besonders schwer haben es dunkelhäutige Frauen, da sie in der Öffentlichkeit sehr oft als Prostituierte wahrgenommen werden. Deswegen werden sie auch ständig auf der Strasse angemacht. Viele Afrikanerinnen mit bürgerlichen Berufen haben diese Anpöbeleien satt und getrauen sich nicht mehr, abends alleine auszugehen, sei es zum Essen oder in die Disco.

Sexuelle Vorurteile

Über 150 Millionen Menschen auf der Welt werden in einer Hinsicht nicht als «normal» betrachtet, denn sie gelten als sexuelle Übermenschen. Gemeint sind die Männer und Frauen schwarzer Hautfarbe.

Über keine andere Rasse sind die sexuellen Vorurteile so monströs wie über die Schwarzen. Bei den Männern soll die sexuelle Potenz genau so über-



natürlich gross sein wie das Geschlechtsorgan. Sie werden gefürchtet, weil sie «dem weissen Mann sexuell überlegen» seien. Sie werden gehasst, weil sie anscheinend jede weisse Frau vergewaltigen wollen. Mit ähnlichen Schauer märchen werden auch die schwarzen Frauen belastet. Sie seien viel leidenschaftlicher und auch viel schwerer zu befriedigen als weisse Frauen; sie hätten nichts als Sex im Sinn und jeder weisse Mann könne sie haben ...

Weil die weissen Männer ihren farbigen Geschlechtsgeossen als sexuelle Rivalen fürchteten, erniedrigten sie ihn. Sie stellten ihn auf eine Entwicklungsstufe, die dem Tier näher war als dem Menschen. Und entsprechend bildeten sie auch ihre Fantasien über den «schwarzen Mann»: Er sei dumm wie ein Tier, aber auch potent wie ein Tier. Auf dieses Bild vom geistig unterlegenen, aber körperlich überlegenen «Neger» übertragen die weissen Männer dann ihre sexuellen Wünsche und Ängste: den Wunsch nach grossen Genitalien und nach nie endender Potenz ebenso wie die Angst, für pervers gehalten zu werden.

Die sexuellen Vorurteile über die «Neger» sind heute nicht mehr nur eine Sache der Weissen. Viele



niveaulose schwarze Frauen und Männer haben sie freiwillig übernommen und wenden sie zu ihrem eigenen Vorteil an. Denn oft ist ihr Verhalten den weissen Frauen und Männern gegenüber rein sexuell. Sie stolzieren umher, schwenken ihre Hüften und fast jedes Wort, das sie sagen, hat einen sexuellen Bezug. Zu ihrer eigenen Überraschung haben sie grossen Erfolg damit ...

Appell an die Eidgenossen

«Lasst mich sein! Ich will kein Afrikaner nach europäischem Bild eines Afrikaners sein! Ich will der Afrikaner sein, der ich wirklich bin, ich will sein, was ein Afrikaner gegenwärtig ist und nicht, was seine Vorfahren einmal waren ...» (Francis Bebey) Ich appelliere an die Eidgenossen, sich ihrer grossen Verantwortung gegenüber der dunkelhäutigen Bevölkerungsgruppe im Lande bewusst zu werden und der Stimme des Gewissens zu folgen. Dies mag zwar schwierig sein, ist aber nicht unmöglich.

Vielleicht nützt es, wenn wir den Schweizern einen Spiegel vorhalten in der Hoffnung, dass sie nicht über das Bild schimpfen werden, wenn die Fratze, die sich zeigt, verzerrt ist. Doch wir dürfen auch nicht erwarten, dass sich das Bild schlagartig ändert, denn Integration im Sinne einer positiven Eingliederung kann nur in einem gegenseitigen Prozess stattfinden.

Schliesslich, glaube ich, dass jeder seine Haltung gegenüber fremden Menschen selber überprüfen sollte. Um Rassismus effektiv zu bekämpfen, ist viel mehr gefordert als nur blosses Geschwätz und lauter gute Vorsätze und Absichten. Es erfordert auch die Bereitschaft, neue Verpflichtungen mit einem uneingeschränkten Engagement einzugehen.

Matthias O. Ezeoba ist Schweizer (nigerianischer Abstammung) und hält sich seit über 30 Jahren in der Schweiz auf. Er ist promovierter Soziologe und arbeitet als Publizist sowie als Gastdozent für Entwicklungssoziologie und internationale Beziehungen an in- und ausländischen Universitäten und Hochschulen.

Zusammenfassung

In den letzten vier Jahrzehnten sind unterschiedliche Kategorien von schwarzen Menschen in die Schweiz eingewandert: Wissenschaftler/innen, Studierende, Arbeitssuchende oder Asylsuchende. Sie stammen nicht nur aus verschiedenen Ländern, sondern sie unterscheiden sich auch stark nach ihrem soziokulturellen Hintergrund wie auch nach ihrem Ausbildungsniveau und in ihren Charakter-

zügen. Zudem sind sie auch mit unterschiedlichen Motiven und Voraussetzungen in die Schweiz eingereist. Offensichtlich unterscheiden sie sich auch bezüglich Integrationschwierigkeiten und -bestrebungen stark voneinander.

Trotz all dieser Verschiedenheiten haben sie etwas doch gemeinsam, nämlich die Hautfarbe, und es wird diesbezüglich in der Schweiz zwischen ihnen kaum ein Unterschied gemacht. Ob sie als Ärztel/-innen, Wissenschaftler/-innen, Studierende, Arbeitssuchende oder Asylsuchende, ob sie aus den USA, aus Südamerika, aus Afrika oder aus Australien gekommen sind: die Schwarzen sitzen in der Schweiz alle im Glaskäfig. Egal, wie sie sich verhalten, angepasst oder rebellisch: Im Alltag erleben sie alle den Rassismus mehr oder minder gleich.

Eine afrikanische Person muss, um in der Schweiz – insbesondere in der Deutschschweiz – einigermaßen unbelästigt leben zu können, um akzeptiert und respektiert zu werden, bei allem, was sie tut oder sagt, zehnmal mehr aufpassen als ein Schweizer. Im Übrigen genügt es nicht, so fleissig und genauso gut zu sein wie eine Schweizerin, denn eine Afrikanerin, die sich in der Deutschschweiz beruflich behaupten will, muss mindestens dreimal besser sein und auch mehr leisten können als ihre Schweizer Kolleginnen.

Résumé

Au cours des quatre dernières décennies, des catégories très diverses de Noirs ont émigré en Suisse: des scientifiques, des étudiants, des gens à la recherche d'un emploi et des requérants d'asile. Ils ne proviennent pas seulement de pays différents, ils se distinguent aussi fortement les uns des autres par leur provenance socioculturelle, leur niveau de formation et leurs traits de caractère. Ils sont en outre venus en Suisse dans des conditions et pour des motifs différents. Apparemment, les difficultés d'intégration qu'ils rencontrent et les efforts qu'ils font pour s'intégrer varient eux aussi fortement.

Cela étant, malgré toutes ces différences, ils ont un point commun: leur couleur de peau, et à cet égard, on ne fait pas de distinction entre les uns et les autres en Suisse. Qu'ils soient médecins, scientifiques, étudiants, à la recherche d'un emploi ou requérants d'asile, qu'ils viennent des USA, d'Amérique du Sud, d'Afrique ou d'Australie, en Suisse, ils vivent tous dans une cage de verre. Quel que soit leur comportement, qu'ils soient soumis ou rebelles, au quotidien, ils font tous plus ou moins la même expérience du racisme.

Si elle veut vivre à peu près tranquillement en Suisse – et plus encore en Suisse allemande –, si elle veut être acceptée et respectée, une personne originaire d'Afrique doit faire dix fois plus attention à ce qu'elle fait et dit qu'un Suisse. Du reste, si une Africaine vivant en Suisse allemande veut s'affirmer sur le plan professionnel, il ne lui suffit pas d'être aussi travailleuse et aussi bonne qu'une Suisseuse, elle doit être trois fois meilleure et bien plus performante que ses collègues suisses.



Être de couleur en Suisse: malvenu ou bienvenu?

CIKURU BATUMIKE

Face aux préjugés et aux discriminations qu'ils subissent, à la précarité de leur installation, les Noirs de Suisse font preuve de fidélité à leurs origines et de créativité pour s'inventer une nouvelle vie.

Être Noir en Suisse, c'est faire partie d'un groupe non dominant qui vit ici et y engage un processus d'interaction sociale et culturelle avec les autochtones. Cela suppose des voies et moyens en faveur de cette interaction qui tiennent compte aussi bien de l'intégrité culturelle et de l'identité de chaque entité, que de la tolérance réciproque. Cela met en cause son mode de vie et la vision que les Suisses en ont. Dans la réalité, les préjugés des uns et les attentes des autres pèsent lourdement sur l'ouverture d'esprit nécessaire à toute cohabitation.

A l'instar des autres pays européens, le vécu des Noirs en Suisse s'évalue à différents niveaux. Il est marqué avant tout par le manque d'intérêt géographique, culturel et économique des Suisses pour leurs pays d'origine.

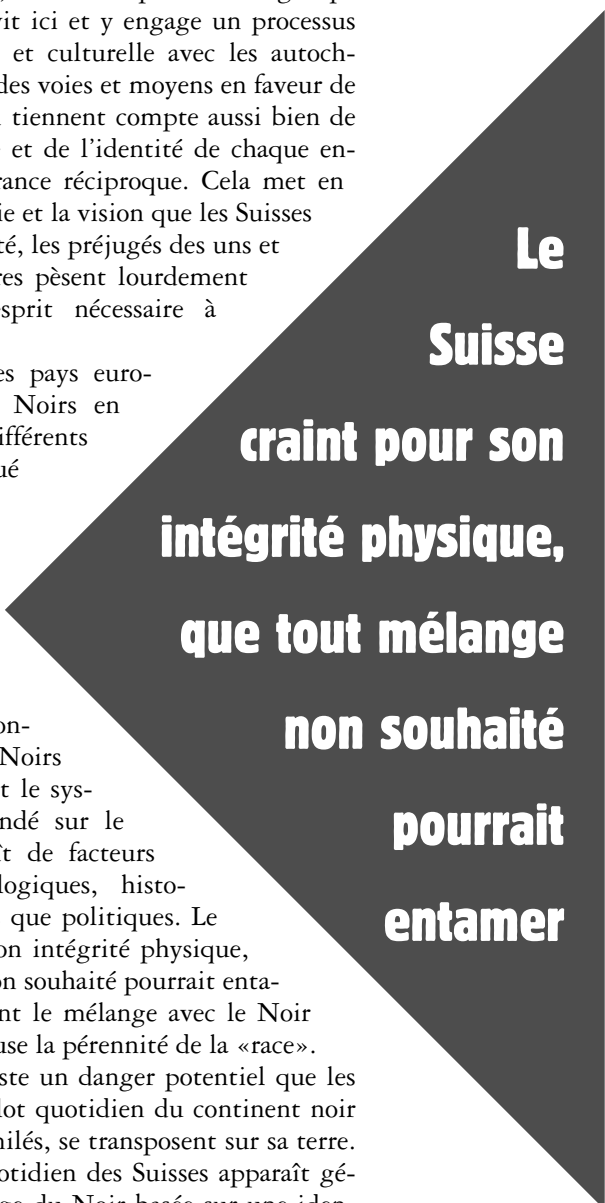
En second lieu, la non-acceptation des Noirs dans un monde dont le système de vie est fondé sur le protectionnisme naît de facteurs aussi bien psychologiques, historiques, économiques que politiques. Le Suisse craint pour son intégrité physique, que tout mélange non souhaité pourrait entamer – principalement le mélange avec le Noir qui remettrait en cause la pérennité de la «race». Pour le Suisse il existe un danger potentiel que les guerres et famines, lot quotidien du continent noir ou des milieux assimilés, se transposent sur sa terre. Dans le discours quotidien des Suisses apparaît généralement une image du Noir basée sur une identité projective. Ils ont pour toute représentation celle de personnes suspectes venues de pays marqués par la faim, les maladies, la sécheresse et la pauvreté. Une vision qu'ils attribuent à la fois à des facteurs extérieurs (climatiques) et aux qualités intrinsèques

ment négatives de ces populations. Ces comportements paranoïaques sont liés au prisme de l'aide aux peuples pauvres venus d'ailleurs et sont régulièrement entretenus dans les médias locaux (journaux et télévision) et au niveau de la vie publique.

Le Suisse supporte mal de voir l'étranger, le Noir, bénéficier des mêmes droits et avantages que la majorité. La politique d'obédience protectionniste entretenue par des partis d'extrême-droite se charge de le rappeler à tous vents lorsqu'elle véhicule des discours de rejet, d'exclusion. Enfin, il y a danger pour le Suisse s'il faut tolérer sur son sol l'existence de communautés différentes qui perturberaient l'homogénéité nationale, son savoir-faire, son honnêteté. «Dans le train, t'es le seul Noir, tu te fais d'office contrôler», dit un Brésilien qui estime se heurter régulièrement à des réflexes de suspicion.

A la fin du mois de novembre 1999, le journal suisse BIELER TAGBLATT rapporte par le menu les cris racistes proférés par des spectateurs à l'encontre des joueurs de couleur du Hockey Club de Bienne, au cours d'un match joué en Thurgovie. Un micro placé sous le casque d'un joueur d'origine haïtienne a enregistré les propos et attaques racistes. A la suite de cet incident, des joueurs de couleur évoluant dans les milieux sportifs suisses exprimèrent leur indignation. Sous le titre *Charles Wittli: L'énerverment*, le joueur neuchâtelois d'origine ghanéenne rapporta les incidents qu'il avait vécus personnellement: «Si cela se produit hors d'un stade, c'est autre chose. Par le passé, j'ai eu des problèmes avec des skinheads. On s'était battu,

mais je ne m'étais pas laissé faire. Ce sont des gens qui ont une idéologie et qui la revendiquent. Malheureusement, contre ce genre d'énergumènes, on ne peut rien faire ...» (LE MATIN, 2.12.1999)



Le Suisse craint pour son intégrité physique, que tout mélange non souhaité pourrait entamer



Toute manifestation de la mauvaise conduite de l'homme noir dans la société apporte de l'eau au moulin des partisans du stéréotype. Un Suisse fier de l'être accuse: «Il suffit de voir de quelle manière vos femmes se conduisent chez nous.» Allusion aux filles de joie en provenance des pays dits «du Sud». Notre ami suisse oublie que ces femmes-là se font piéger dans les canaux de la prostitution par l'énorme machine «exotisme, sexisme, racisme» où se croisent proxénètes, imprésarios et aventuriers opportunistes. Ceux-ci ont toujours eu un ascendant sur la personnalité des femmes exploitées et opèrent en toute impunité sous le couvert des largesses de la loi. Exploitées, rejetées par celles et ceux qui les ont fait venir en Suisse, elles servent d'alibi aux machistes qui les trouvent moins émancipées, plus conciliantes, plus maniables et mieux soumises à l'homme que les femmes suisses. Elles sont dévalorisées dans des salons de massage, des cabarets, des bars de Neuchâtel, Berne, Genève, Zürich, etc., jouant à l'occasion les entraînées et les masseuses. Pour un sou elles ferment les yeux devant les propos racistes («ta peau est très foncée, donc tu n'es pas propre»). La presse rend compte de ce phénomène à sa façon: «En quelques années, les filles de couleur, venues de l'Île Maurice, puis du Cameroun, enfin des Antilles françaises, ont fait main basse sur les nuits chaudes fribourgeoises. Repoussant peu à peu leurs sœurs au teint pâle vers les Places, un autre quartier de la ville. Tant et si bien que la rue Grand-Fontaine a été rebaptisée «rue du Congo» par quelques joyeux fêtards» (L'HEBDO, 21.7.1993). Il s'agit là d'une situation indigne dont de nombreuses femmes sortent marquées à vie. Une situation psychologique née du miroir aux alouettes qu'offrent les pays nantis aux nouvelles nations. D'origine caribéenne, Paula Charles évoque ses propres péripéties dans le monde sans pitié de la prostitution. Son livre *Go, Joséphine Go*, publié en 1993, est à la fois un aveu de culpabilité et un éclairage sur cet esclavage de notre temps (voire aussi sa contribution dans le premier numéro de TANGRAM). Elle pose le problème de la réglementation du séjour des filles de joie dans les cabarets locaux. En 1997, l'auteure renouvelle son inspiration en publiant sa deuxième autobiographie *Schwarze Frau, weisser Prinz* ou les vicissitudes d'une femme noire mariée en Suisse. C'est que la

**Le Suisse supporte mal
de voir le Noir bénéficiaire des mêmes
droits et avantages
que la majorité**

femme noire ne fait pas que le bonheur des marchands de sexe. Elle est mêlée à de honteuses filières de mariages organisés. Elle pense retrouver identité, dignité et valeur une fois installée dans la vie de couple. Un certain exotisme fait d'elle une personne docile et disponible. Mais cette vision se révèle être un piège, dès lors qu'un faux pas peut devenir fatal à l'intéressée. Les cas sont légion, comme en témoignent les démentis et autres désillusions d'exilées vécus par une Camerounaise de Delémont, rapportés récemment par la presse régionale: «[...] Le mariage est rapidement célébré et les deux époux prennent ensemble le chemin de la Suisse. Très vite cependant, la situation se détériore, notamment parce que la belle-famille de la jeune femme ne semble pas accepter ce mariage. Xénophobie, racisme ou

incompatibilité d'humeur? [...] En avril 1996, la séparation est prononcée et en décembre de la même année, c'est au tour du divorce avec à la clé, pour Cristelle, la perspective de la perte de son permis de séjour.» «Mariée à un Jurassien qui la battait puis divorcée, elle doit quitter Delémont pour retourner dans son pays. Les lois ne se préoccupent pas de l'accueil qui l'attend là-bas» (LE QUOTIDIEN JURASSIEN, 22.10.1998).

Les réalités qu'on ne veut pas voir

La formule consacrée «ils sont tous pareils» fait son chemin. «Vous n'avez qu'à rester chez vous», c'est ainsi qu'un soir fut apostrophé un journaliste noir dans un café lausannois.

Or le Noir est une personne qui s'identifie non seulement par sa couleur, mais également par sa technique culinaire, par sa tradition linguistique, ethnique ou religieuse, par sa façon de parler, de penser, de faire et d'aborder certains problèmes existentiels. Pour pouvoir comprendre sa situation en Suisse, il faut d'abord que soient explicitées les raisons de sa présence sur sol helvétique, présence acceptée par certains, jugée indésirable par d'autres.

► Être Noir en Suisse, c'est s'identifier dans une société où l'homme a achevé de faire ses preuves sur le plan technologique et où les valeurs se fondent sur le bien-être et son développement. «Vue de la lointaine Afrique, l'Europe est une terre de rêve et des

droits de l'Homme. Là-bas, l'imaginaire populaire se construit une Europe où l'homme est le centre, alpha et oméga de toute chose» (Muepu Mwamba, *RÉALITÉS AFRICAINES*, juillet-août 1990). «C'est être confronté chaque jour au fait d'être différent», estime Garin Gbedegbegnon, étudiant en travail social à Fribourg. «L'enjeu est donc d'affirmer cette différence de façon positive. C'est-à-dire comme existant en soi, qui ne soit pas pour autant exclusive. Cela est d'autant plus difficile que la société suisse, historiquement, politiquement, économiquement parlant, s'est construite dans l'interdépendance, tout en niant cette dernière de façon intrinsèque pour fonder son identité nationale. Un bref regard sur l'actualité politique et économique de ce pays permet de vérifier cette perspective: votation populaire sur l'adhésion à l'Europe, votation sur la réforme du droit d'asile».

- ▶ Être Noir en Suisse, c'est rejoindre la grande famille des immigrés déjà établis ici, et changer les données d'une immigration dont les traditionnelles définitions des vingt dernières années ne semblent plus résister aux réalités internationales actuelles. Avant les années 70, la Suisse accueillait en priorité des étrangers européens. Après, elle a vu l'immigration s'élargir au cercle d'un nouveau type de résidents: les Noirs.
- ▶ Être Noir en Suisse, c'est se trouver dans la peau du requérant d'asile politique en provenance de pays aux conditions économiques et aux droits de l'Homme déplorables; c'est assumer de façon impuissante l'humiliation sous toutes ses formes. On se souvient d'un professeur d'Université expulsé sans ménagements de Suisse en janvier 1988 après y avoir séjourné pendant 17 ans, et des 59 Zaïrois rapatriés de force, début novembre 1985, transportés comme du bétail, enchaînés et flanqués de 120 policiers. On se souvient aussi des propos du Dr Otto Braun, psychiatre et médecin de service de Lucerne, rapportés en octobre 95: il administrait des piqûres calmantes aux réfugiés zaïrois qui se défendaient avec violence contre leur renvoi de Suisse, à l'insu de *Caritas*, organisation chargée de leur encadrement (ROMPRE LE SILENCE, JOURNAL DE CONTACT ET DE COMMUNICATION, janvier 1987). On se souvient de la progression de certains partis politiques, qui au milieu des années 80 tirèrent la sève de leur réussite dans des thèmes contre les requérants d'asile du monde noir. Il y eut aussi la publication de l'auto-collant *Invasion: réagissons* reprenant la carte géographique de la Suisse avec, en toile de fond, une tête de Nègre ...
- ▶ Être Noir en Suisse, c'est se soumettre à la réglementation compliquée et rigoureuse d'une société pragmatique qui fait prévaloir ses intérêts. C'est faire partie d'une immigration sérieusement encadrée par l'État et segmentée en catégories (permis de séjour A, B, C, etc.). On y est peu visible si on réussit scolairement, professionnellement ou économi-

quement (étudiants menant à bien leur cursus universitaire, fonctionnaires internationaux, hommes d'affaires ou politiques drainant les devises dans les banques, ou encore simples ouvriers versant leurs cotisations aux caisses de prévoyance suisses). On y devient visible lorsqu'on est pris pour responsable du mal-vivre helvétique. On est alors doublement coupable: de voler les emplois nationaux lorsqu'on travaille, de se comporter en parasite lorsqu'on n'a pas d'emploi (mieux vaut ne pas être chômeur ou requérant d'asile).

- ▶ Être Noir en Suisse, c'est souvent demeurer candidat à l'emploi dans le monde du travail. En effet, l'attrait d'un revenu en mesure de répondre à ses besoins reste en général la première explication de la présence d'un étranger en Suisse. Ils sont peu nombreux, pourtant, ceux qui arrivent en Suisse porteurs d'un contrat de travail. Ils plongent dans une vie inconnue, pleine de risques, mais qui rapporte et vaut



la peine, une fois le travail trouvé. Leur présence se maintient à un niveau plus ou moins important. Elle est sujette à l'accroissement ou à la diminution du nombre aussi bien de jeunes que d'adultes. Mais on ne peut prétendre que la présence de Noirs en Suisse corresponde à une politique d'immigration, à l'instar des Arabes en France. On ne peut pas dire non plus que cette immigration est en concurrence avec celle d'autres communautés, particulièrement les Italiens, les saisonniers des pays européens, embauchés dans leur pays même, pour venir travailler ici. La Suisse n'a pas le passé historique de pays qui, à l'instar de la France ou de l'Angleterre, ont procédé à une mobilisation de main d'œuvre noire pour des travaux d'utilité publique. On ne peut pas parler de rassemblement important (numériquement) de Noirs employés pour telle ou telle entreprise en Suisse. En bref, leur présence reste plutôt rotatoire que permanente, tant que les lendemains sont incertains chez eux. Et c'est de cette incertitude que témoigne la présence de plus en plus importante d'étudiants et de requérants d'asile en Suisse.

- ▶ Être étudiant noir en Suisse, c'est venir d'Afrique, des Antilles, etc. avec dans son bagage un diplôme



considérait faciliter l'entrée dans une école supérieure. C'est emporter avec soi un projet de recherche élaboré qu'on ne peut réaliser dans son pays, faute de structures. Il ne faut pas oublier qu'aux lendemains des indépendances africaines, par exemple, le système universitaire hérita de nombreux éléments coloniaux quant à la formation des cadres. Après ces indépendances, les nouvelles classes dirigeantes tentèrent de renouveler l'appareil éducatif sur des modèles répondant aux réalités africaines. Cette quête de différenciation entre systèmes métropolitains et africains provoqua la remise en question de la valeur des diplômes délivrés par les nouveaux systèmes d'éducation des pays indépendants. Or, tant que les diplômés africains ne seront pas suffisamment prestigieux ou aptes à s'imposer dans un monde du travail soumis à la compétition internationale, les étudiants africains seront poussés à venir chercher leurs diplômes en Europe.

Quel avenir en Suisse?

Les Noirs vivant en Suisse espèrent retourner un jour dans leur pays d'origine. Ils attendent que s'y produisent des améliorations politiques et économiques. Bien souvent, au bout d'un certain nombre d'années, ils sont obligés d'envisager un avenir en Suisse et placent leurs espoirs dans leurs enfants. C'est ainsi qu'ils essaient de leur offrir la meilleure formation possible tout en leur inculquant la culture africaine, afin de les préparer à un retour possible. Les jeunes générations essaient de se marier en Europe et de fonder un foyer. Quelques-uns obtiennent un visa pour partir ailleurs encore. Après quelques années passées en Suisse, nombreux sont ceux qui décident d'y rester, avec le statut de réfugié, un permis B humanitaire ou un permis C d'établissement. Mais leur vie «compartimentée» d'attentes et de perspectives est marquée par l'omniprésence des sté-

Quand la querelle des termes s'en mêle

On s'en doute, les termes désignant l'homme noir alimentent un débat passionné dans différents milieux. En effet, un beau jour, l'homme blanc a décrété que l'homme venu d'Afrique, du Brésil, des Antilles s'appellerait «Noir». Aujourd'hui nombre de Suisses interrogés affirment être gênés d'utiliser ce terme. Et le mot «Nègre»? Une certaine opinion africaine estime qu'il garde une connotation péjorative et renvoie aux souffrances et à l'oppression de l'époque coloniale et de l'esclavage. Qu'en est-il de la circonlocution «homme de couleur»? «Ne m'appellez plus jamais homme de couleur!» La réplique est courante dans les milieux afro-antillais de la diaspora. Homme de couleur! Pour d'aucuns, cela évoque du mépris et blesse la sensibilité. Cette expression traduirait les angoisses sociales vécues par le Noir et aurait pour vocation d'atténuer ses blessures après les périodes marquées par l'esclavage. Homme de couleur! «Est-ce qu'on parle de l'homme sans couleur pour définir le Blanc?» se demandait l'autre jour Christian, un jeune adepte de Raggamuffin du quartier des Pâquis. Homme de couleur! Une trouvaille de la linguistique coloniale pour remplacer les vocables «nègre» (maudit, voué à l'asservissement) et «évolué» (au nom de l'idéologie «civilisatrice»), utilisés jusque là. Appelez-nous «Blacks», insistent des jeunes de la nouvelle génération noire qui ressentent la nécessité de se regrouper pour s'identifier en Europe. Bien entendu, le mot ne rencontre pas l'assentiment de la majorité, qui estime impensable une prise de conscience révolutionnaire de type américain. Aucune commune mesure avec la révolte des Noirs, avec leurs chefs de file King, Baldwin et Malcolm X. Autres temps, autre contexte. Hier, les Noirs américains ont répondu par la révolte à l'oppression. Aujourd'hui dans la diaspora, le dialogue est possible. Ce n'est pas l'apartheid qui, comme en Afrique du Sud martyrisait, tuait ou excluait les Noirs.

Des jeunes préfèrent être désignés par les termes «Africain, Brésilien, Antillais, Haïtien, Dominicain, etc.». «Je suis né en Suisse de parents africains. Je ne vois pas de raison de m'appeler Nègre, Noir, homme de couleur, Black. Je n'ai pas vécu le passé de colonisés qui a conditionné ces appellations. Je ne vis pas le mysticisme africain, mais le réalisme d'une société nouvelle dans laquelle je suis né et où je vis. Mes seules attaches avec l'Afrique sont mes parents. Je suis Africain, un point c'est tout».

S'agit-il d'une fuite en avant à la recherche d'une identité à construire, d'un aveu d'incapacité d'assumer ses origines ou d'un tiraillement entre deux cultures? A une certaine époque l'auteur sud-africain Ezekiel Mphahlele récusait, dès sa conception par quelques intellectuels noirs à Paris, le terme de «négritude», bien qu'il symbolisât, dans l'esprit de ses créateurs, le retour aux sources des traditions d'Afrique noire. Ezekiel Mphahlele le considérait comme un jeu d'intellectuels. Il n'était pas pour autant à la recherche d'une identité à construire. Il assumait bien ses origines et n'était nullement tiraillé entre deux cultures. Avec ironie l'auteur nigérian Wole Soyinka déclarait: «Parle-t-on de tigritude pour définir un tigre?» «On ne sert pas la culture africaine quand on s'accroche, comme une buître, à des notions dépassées par l'histoire. Le concept de négritude, révolutionnaire dans les années 1940 à 1950, est aujourd'hui bon pour le musée de la littérature» déclarait en 1968 Albert Memmi dans L'homme dominé. Pour les uns et les autres, il s'agit de vivre normalement, selon son époque, sans s'accrocher à des termes aussi porteurs de mémoire soient-ils.

Et certains refusent la querelle des termes pour mettre en avant leur propre existence. Ils ne voudraient pas être jugés selon des critères anciens ou sur la base de leur couleur de peau. Ils ne demandent qu'à être traités avec respect et compréhension.



réotypes et des préjugés qui les désignent non pas comme individus, mais comme source de problèmes.

Et eux, loin de s'enfermer dans un schéma d'exclusion ou de procéder à une démarcation culturelle, jettent des ponts vers les autochtones pour se faire comprendre et pour mieux vivre. Des synergies se créent partout en Suisse pour favoriser des rencontres. Parmi elles, la plus exemplaire reste le *Centre de contact Suisse-Immigrés (CCSI)* de Genève né en 1974 dans une période caractérisée par un climat de tension et d'hostilité prononcées à l'égard des migrants (espagnols et italiens à l'époque). Aujourd'hui, le CCSI s'efforce de répondre aux problèmes quotidiens que rencontrent les migrants et leurs familles, et implique les Suisses dans des réflexions de fond sur le sens et l'importance de l'acceptation des immigrés au sein de la société suisse. Il est un lieu de rencontre où règnent la liberté d'expression et le développement de relations humaines. Un espace utile à la pratique de la tolérance.

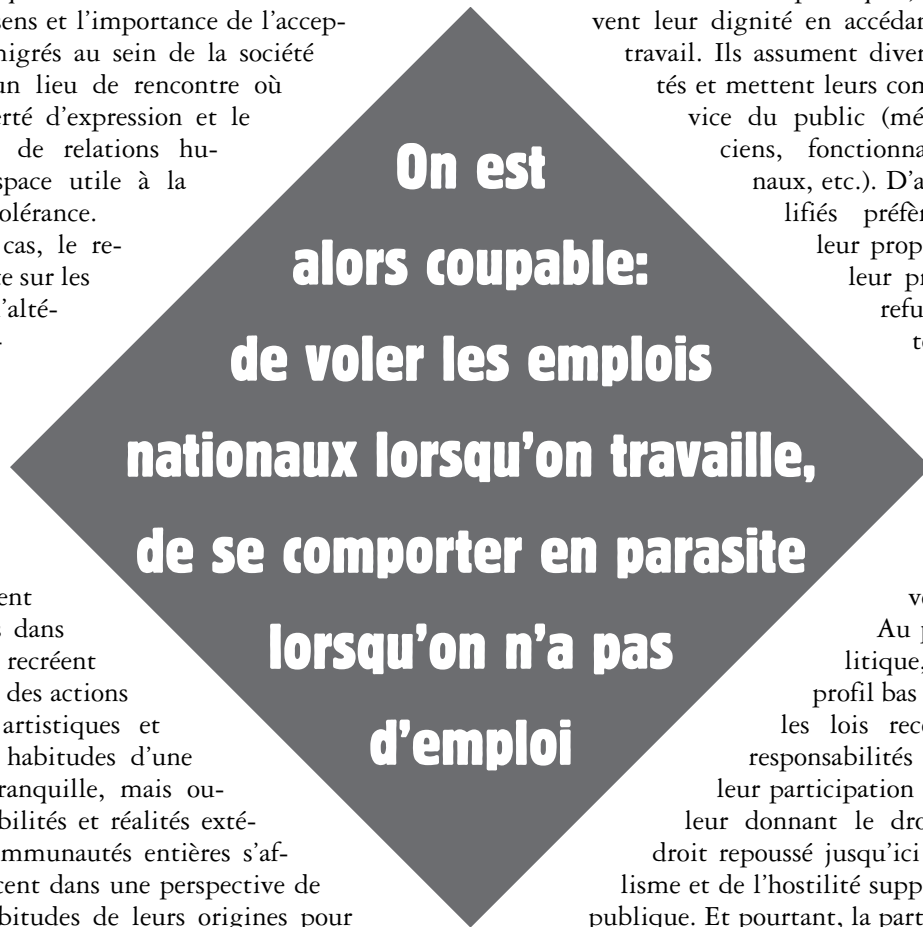
Dans tous les cas, le regard qu'on porte sur les Noirs est loin d'altérer leurs performances, en quelque domaine que ce soit. Malgré leur situation précaire les Noirs refusent d'être enfermés dans les préjugés. Ils recréent leur monde par des actions culturelles et artistiques et bousculent les habitudes d'une Suisse certes tranquille, mais ouverte aux sensibilités et réalités extérieures. Des communautés entières s'affirment, se placent dans une perspective de fidélité aux habitudes de leurs origines pour vivre leur négrité, «cette manière de se sentir et d'être noir, par appartenance à un groupe d'hommes et par fidélité à ses valeurs» (Memmi 1968). Ils se regroupent dans des associations d'actions culturelles. Ils s'y forgent une image grâce à l'esprit d'initiative de leurs membres. Parallèlement ils ouvrent des échoppes où ils offrent un choix de produits de consommation divers. Les spécialités culinaires de leurs pays d'origine sont consommées, ici et là, dans des restaurants ouverts pour la circonstance dans quelques villes suisses (Genève et Zurich). Des salons de coiffure sont devenus des passages obligés pour celles et ceux qui ont envie d'un brin de nouveauté. Leurs propriétaires rivalisent de variété et de

fantaisie. Des artistes de la diaspora s'expriment, quand ils ne donnent pas de cours pratiques complétés par des approches thématiques pour initier les néophytes à leur art. Voir, identifier et comprendre cet art et sa spécificité reste un exercice offert à ceux qui tentent de découvrir les cultures du monde noir d'une manière permanente. Enfin il y a régulièrement des soirées récréatives et autres rencontres, véritables sphères d'influence pour quelques créateurs d'événements qui vibrent aux couleurs tropicales. Cela va des chaudes ambiances qu'on trouve toute l'année jusqu'aux manifestations d'envergure que sont les festivals et rétrospectives consacrés aux différentes formes d'art.

En dehors de ces activités qui retracent leurs particularités culturelles spécifiques, des Noirs retrouvent leur dignité en accédant au monde du travail. Ils assument diverses responsabilités et mettent leurs compétences au service du public (médecins, pharmaciens, fonctionnaires internationaux, etc.). D'autres Noirs qualifiés préfèrent développer leur propre affaire et sont leur propre patron. Ils refusent d'être cantonnés à l'exercice de travaux pénibles dans lesquels ils subiraient davantage de vexations.

Au point de vue politique, tous gardent le profil bas en attendant que les lois reconnaissent leurs responsabilités de citoyens et leur participation à la vie locale en leur donnant le droit de vote. Un droit repoussé jusqu'ici au nom du réalisme et de l'hostilité supposée de l'opinion publique. Et pourtant, la participation de tous aux processus de décision reste sans doute l'une des meilleures garanties de cohésion dans une société. L'avenir de n'importe quelle communauté noire en Suisse dépendra plus de sa valeur humaine, de sa contribution à la gestion de la vie commune que de sa pigmentation.

Cikuru Batumike est poète, journaliste et diplômé en relations publiques et humaines. Il a choisi l'exil en 1984 après avoir subi la répression dans les cellules de la Sûreté de sa ville natale, Bukavu, en République démocratique du Congo. Il gère à Bienne l'agence *Tropiques* pour la diffusion de la culture du monde noir en Suisse.





Bibliographie

Charles, Paula 1993

Go, Joséphine Go. Zürich: Limmat Verlag.

Charles, Paula 1997

Schwarze Frau, weisser Prinz. Zürich: Limmat Verlag.

Memmi, Albert 1968

L'homme dominé (Négritude ou négrité?). Paris: Gallimard.

Résumé

Les Noirs se heurtent en Suisse au manque d'intérêt des autochtones pour leur pays d'origine, d'une part, et à la crainte de tout mélange «contaminant» qui pourrait perturber la pureté de leur race et l'homogénéité de leur nation, d'autre part.

Les stéréotypes liés à la prostitution et aux mariages de complaisance ont la vie dure et ne font aucune place à une réflexion sur les causes de ces problématiques et les souffrances qu'elles engendrent. Or, être Noir en Suisse, c'est être considéré uniquement en fonction de la couleur de sa peau, être confronté chaque jour à sa différence, être soumis à une réglementation compliquée et rigoureuse des permis de séjour, permettant à une société pragmatique de maintenir ses privilèges. C'est aussi être coupable de voler les emplois des nationaux si l'on travaille ... et de se comporter en parasite si l'on est sans travail.

Entre les incertaines perspectives de retour au pays et celles tout aussi hypothétiques de s'établir en Suisse, les parents finissent par placer leurs espoirs dans leurs enfants. Leurs vies d'attentes et de perspectives restent pourtant marquées par ces préjugés qui s'acharnent à les définir comme source de problèmes plutôt que comme individus.

Heureusement des synergies, telle celle créée par le Centre de contact Suisses-Immigrés permettent aux migrants et aux autochtones de réfléchir ensemble sur le sens et l'importance de l'acceptation des immigrés dans la société. Et de leur côté, les Noirs s'organisent en associations culturelles, créent des commerces, font connaître leur art, s'imposent sur le marché du travail.

Reste que sur le plan politique ils n'ont pas voix au chapitre, alors même que leur participation à la vie de la cité constituerait à coup sûr le meilleur des ciments sociaux.

Zusammenfassung

Schwarze stossen in der Schweiz nicht nur auf Gleichgültigkeit, sondern auch auf die Angst, jeglicher Kontakt könne die Reinheit ihrer Rasse und die Einheitlichkeit ihrer Nation gefährden.

Durch Prostitution und Zweckehen genährte Vorurteile halten sich zäh und verdecken die harte und traurige Realität, die dahinter liegt. Schwarz zu sein bedeutet in der Schweiz, einzig aufgrund der Hautfarbe beurteilt zu werden, täglich mit der eigenen Andersartigkeit konfrontiert zu werden und zudem einer komplexen und strengen Kontrolle der Aufenthaltsbewilligung unterworfen zu sein, die es der Gesellschaft erlaubt, ihre Privilegien zu verteidigen. Es bedeutet aus der Optik landläufiger Vorurteile auch, den Einheimischen Arbeitsplätze wegzunehmen, wenn man arbeitet, und ein Parasit zu sein, wenn man keine Arbeit findet. Zwischen der Unmöglichkeit einer Rückkehr ins Herkunftsland und der Unsicherheit, sich in der Schweiz niederzulassen, hin- und bergerissen, konzentrieren sich alle Hoffnungen auf die Kinder. Aber auch deren Leben und deren Zukunftsperspektiven sind geprägt durch die Erfahrung, nicht als Individuum, sondern als Problem betrachtet zu werden.

Glücklicherweise gibt es Initiativen wie das Centre de contact Suisse-Immigrés in Genf, die es Einheimischen und MigrantIn/innen ermöglichen, gemeinsam über Wert und Bedeutung der MigrantIn/innen in unserer Gesellschaft zu reflektieren. Die Schwarzen ihrerseits beginnen, sich in kulturellen Vereinen zu organisieren, Läden zu öffnen, ihre Kunst zu verbreiten, und sie setzen sich langsam auf dem Arbeitsmarkt durch. Politische Integration, zumindest aber die Möglichkeit, auf der Gemeindeebene mitzusprechen, wäre die beste Garantie für den Zusammenhalt der Gesellschaft.

**«Dans le train, t'es le seul Noir,
tu te fais d'office
contrôler»**



La construction des sous-étages du racisme anti-Noir en Suisse

MUTOMBO KANYANA

Le racisme se définit comme le mépris et le rejet de l'Autre en raison de sa race et des caractéristiques qui lui sont attribuées. Le racisme anti-Noir n'est pas seulement le fait des autres races. Les Noirs assimilés, ces nombreux «peaux noires, masques blancs» fustigés par Frantz Fanon (1958), vont jusqu'à reproduire au sein de leur race, et aux différents niveaux de leur assimilation, le même racisme que celui produit par la culture ou la société qui leur sert désormais de référence. La preuve en Suisse où un événement majeur, l'arrivée massive de requérants d'asile noirs, a déclenché à tous les niveaux une cascade de rejet face à l'Autre, à la fois semblable et différent. Une histoire toujours présente.

Jusque dans les années 1970, les Noirs africains en Suisse sont très peu nombreux. En 1960, l'année de l'accession de plusieurs pays à l'indépendance, ils ne sont que 485, ils sont 1706 dix ans plus tard, avant d'atteindre le chiffre de 3300 en 1980. Des chiffres insignifiants, au vu du total des étrangers vivant en Suisse (584 739 en 1960, 1 080 076 en 1970, 892 807 en 1980). Du reste, la vague xénophobe qui déferle sur la Suisse à cette époque avec, notamment, l'initiative Schwarzenbach, prendra plutôt dans son collimateur les Italiens et autres immigrés méditerranéens. Essentiellement étudiants ou fonctionnaires internationaux, les Noirs africains ne posent aucun problème particulier.

A Genève, où ils sont le plus nombreux, c'est à peine s'ils suscitent une certaine curiosité de la part des Suisses. A cette époque, se côtoient allègrement GI's (de la mission US) et basketteurs africains-américains, étudiants jamaïcains ou trinitadiens de l'École de traduction de l'Université, travailleurs guadeloupéens et martiniquais de France voisine, etc. Les soirées tropicales qui commencent à faire fureur font courir tout le Genève *black*. On se salue volontiers dans la rue ...

L'équation réfugié = Noir, Noir = réfugié

A partir des années 80, tout change. Le nombre des Noirs africains a certes encore augmenté, passant à 4330 en 1985 à 7712 en 1990. Mais ce nombre reste toujours insignifiant face aux 939 671 étrangers en 1985, 1 100 262 en 1990. En outre, ces chiffres ne concernent que des personnes au bénéfice d'un permis de séjour. Or, à partir de ces années une nouvelle catégorie de population étrangère et d'Africains émerge sur la scène suisse. Il s'agit des requérants d'asile.

Après les *Boat People* du Sud-Est asiatique des années 70, plutôt bien accueillis et intégrés dans plusieurs pays du Nord, dont la Suisse, et bien avant les phénomènes tamoul et kosovar plus récents, les premiers réfugiés à avoir focalisé sur eux l'attention et les passions des Suisses depuis 1945 sont des Africains noirs.

En 1983, en effet, le nombre d'Africains à la recherche d'un asile en Suisse explose littéralement. A



Genève, où se concentre la majorité de leurs demandes, ils passent de 93 (25% de toutes les demandes) en 1978 et 1979 à 125 (12,5%) en 1980, 454 (31%) en 1982 et 575 (43,6%) en 1983. Leur nombre a plus que quintuplé en cinq ans! Les Africains en arrivent même à supplanter dans ce canton les requérants d'asile d'Europe de l'Est, en tête des statistiques jusque là. Sur le plan suisse, la part des requérants africains passe de 7,9% en 1980 à 22,7% en 1983 (chiffres fournis par les Offices fédéraux des réfugiés et de la police).

Tout cela ne passe pas inaperçu. Bien au contraire. Ces requérants d'asile qui viennent de loin dérangent. Pour la première fois depuis l'époque nazie et le refoulement des Juifs, l'asile devient un problème politique majeur, un point de fixation national. Il soulève particulièrement les passions dans la population quant à l'attitude à avoir envers ces nouveaux étrangers, perçus comme des envahisseurs. Jeunes pour la plupart, ils proviennent le plus souvent des pays d'Afrique centrale et, turbulents, ils font très vite désordre dans le paysage lisse et «propre en ordre» de la Suisse. La perception des Africains et des Noirs en général va changer radicalement. Deve-



nus plus visibles, on ne parle plus que d'eux. Entre 1981 et 1983, articles de presse, reportages télévisés, émissions de radio, tous les médias concourent et rivalisent en déformations, d'omissions et d'amalgames pour diaboliser les Noirs africains.

Quelques morceaux choisis dans cette hystérie médiatique valent le détour. Le défunt quotidien genevois LA SUISSE n'hésitera pas à titrer dans son édition du 22.2.1983: «Les Noirs à Genève: Oui aux réfugiés, non aux opportunistes», avec un éclairage chiffré sur «246 réfugiés noirs en 1981 à Genève». Dans son enquête «Réfugiés à Genève: Noir c'est noir» L'HEBDO (9.2.1984) illustrera deux photos, l'une montrant des Noirs drapés dans des boubous aux Pâquis, quartier chaud de Genève, et l'autre prise dans un bistrot, avec cette légende mettant en exergue la visibilité raciale des intrus: «Entre fonctionnaires et réfugiés, des Noirs en nombre. Plus de mille demandes d'asile en 1983». La TSR ne sera pas en reste. Pour tout sujet sur les requérants d'asile, ses caméras iront systématiquement se planter dans les rues des Pâquis afin de happer discrètement tout Noir passant par là, pour la plupart des étudiants qui y habitent (les Pâquis abritent trois grands foyers étudiantins), des négociants en pierres précieuses descendus dans les hôtels du quartier (Genève a temporairement supplanté Anvers et Londres dans ce commerce), ou des simples clients des boutiques africaines qui commencent à s'y installer. Bref, l'équation des médias est toute simple: «réfugié = Noir, Noir = réfugié».

Du racisme en cascade

De cette xénophobie qui vire vite au racisme, un vaste et profond phénomène de rejet va se déclencher. Aux Pâquis, un tract signé *Klu-Klux-Klan* invitera tout «sale nègre» à retourner dans son «Afrique de merde». Accusés de tous les maux (crise du logement, chômage, trafic de drogues, viols, etc.) les requérants d'asile africains sont surtout coupables d'être trop visibles. Une visibilité qui pousse tout le monde, et pas seulement les Suisses, à tracer une ligne de démarcation face à l'Autre différent. Parmi les Africains, désormais, il est de bon ton de préciser quand on se présente: «Je suis Africain, mais je ne suis pas un réfugié». A tous les



niveaux, et faisant boule de neige, le rejet de ce qui se rattache de près ou de loin au réfugié noir, unanimement cloué au pilori, ira jusqu'à se répercuter sur les Noirs eux-mêmes, dans leur diversité. A partir du rejet manifesté par les indigènes, la cascade se démultipliera de la manière suivante, sur au moins sept niveaux:

- 1) rejet des Noirs dans leur ensemble, identifiés comme des réfugiés indésirables par une population blanche chauffée à blanc par une presse outrancière;
- 2) rejet des Noirs africains par les Noirs non-Africains (américains, antillais, caribéens) ne voulant plus être confondus avec cette population qui fait tache;
- 3) rejet des Africains sub-sahariens par les Nord-Africains qui prennent ce prétexte pour mettre encore plus de distance entre eux et une population avec laquelle, en général, ils ne se sentent d'autre affinité que géopolitique;
- 4) rejet des ressortissants d'Afrique centrale (Zaïrois au premier chef), pourvoyeurs de l'essentiel de ces nouveaux réfugiés, par les Africains ressortissants d'autres régions du continent, pour qui l'équation devient «réfugié = Zaïrois, Zaïrois = réfugié»;
- 5) rejet des requérants d'asile provenant du Zaïre par leurs frères et sœurs non-réfugiés n'appréciant guère ce soudain vedettariat collé à leur nationalité;
- 6) rejet des «faux» requérants d'asile, ou réfugiés économiques, par les «vrais», réfugiés politiques, à partir des critères aussi arbitraires qu'imprécis colportés dans les médias;
- 7) rejet des mauvais «faux» requérants d'asile, qui commettaient parfois des petits délits (trafics divers, bagarres, etc.) très montés en épingle par la presse et

éclaboussant par ricochet l'ensemble de toutes ces communautés, par les bons «faux» requérants d'asile accrochés à la légalité.

Etc., etc. ...

Dès lors, il n'est plus rare de voir des Noirs s'éviter soigneusement. Les torrides bals zaïrois investis par de plus jeunes ambianceurs aux tenues pittoresques et s'éclatant sans mesure deviennent infréquentables pour beaucoup. Chacun cherche à afficher sa différence et sa distance. Des micro-communautés noires, bien cloisonnées, com-

mencent à se multiplier et le monde associatif éclate littéralement: deux ou trois ressortissants d'un même pays se sentent obligés de créer leur propre association nationale.

Certes, la psychose anti-réfugiés ne gagnera pas tous les Noirs. En réaction contre le lynchage médiatique dont ils sont l'objet, quelques universitaires africains décident de riposter. Réunis dans un collectif – la future *Association culturelle Regards Africains* – représentant sept associations, ils lancent en 1984 le premier journal africain (sans but lucratif) de Suisse, ECHOS AFRICAINS. Son objectif est de présenter aux Genevois et aux Suisses une autre image, plus réelle, de l'Afrique et des Africains. Le dossier du premier numéro apportera naturellement un autre éclairage sur *Les réfugiés africains à Genève*. Le vide laissé par la fin abrupte de cette expérience en 1985 (après la parution de trois numéros) sera comblé l'année suivante par la création de REGARDS AFRICAINS, qui poursuivra les mêmes objectifs et les étendra.

Les fissures de l'image noire

Toutefois, malgré l'émergence et le développement, au début des années 90, de nouveaux espaces de rencontres et de convivialité entre Africains (stades de foot, lieux de culte, etc.), malgré aussi la disparition de l'hystérie anti-réfugié noir, cette période de construction du sous-racisme anti-Noir en Suisse laissera des traces très profondes, encore visibles aujourd'hui. On ne se mélange plus facilement. Les Noirs en général semblent avoir irrémédiablement mis en place, entre eux, un fonctionnement fait de méfiance, d'a priori exclusifs et empreints de mépris, renvoyant de leur communauté une image fissurée.

Mais les fissures ne datent pas toutes de la diabolisation de la présence africaine en Suisse. Certaines remontent à la déconstruction, déjà en Afrique, de la personnalité même de l'Africain et à sa première diabolisation, à travers la «mission civilisatrice» coloniale. Depuis, l'Africain, ou le Noir en général, comme pour justifier son nouveau statut de «civilisé», ne peut s'empêcher de reproduire à divers degrés le racisme du Blanc «civilisateur». C'est évident. Comment le Noir pourrait-il en accepter d'autres comme lui, lorsqu'il lui est toujours difficile de s'accepter lui-même en tant qu'Africain et Noir? Peut-il chercher à s'assimiler à d'autres sem-

blables lorsqu'il craint plus que tout de faire tache (noire) sur les espaces du Blanc ou de risquer d'être mal connoté par lui?

Le complexe du petit colonisé (sous-valorisation de ce qui est africain, à l'exception du folklore, et sur-valorisation de ce qui est européen, non-africain) reste ici vivace. Autant que la référence têtue au Blanc. Ils contribuent à consolider les édifices racistes qui s'érigent dans les «pays des Blancs». Où les démons de l'intolérance sous ses diverses formes sont plus que jamais à l'œuvre, entretenant peurs et fantasmes mortifères à propos de ces peuples du Sud à la démographie galopante, toujours plus paupérisés. La Suisse n'est ici qu'un cas parmi d'autres.

Mutombo Kanyana est journaliste et rédacteur de REGARDS AFRICAINS.

**Comment
le Noir pourrait-il
en accepter d'autres
comme lui, lorsqu'il lui est toujours
difficile de s'accepter lui-même
en tant qu'Africain
et Noir?**

Bibliographie

Fanon, Frantz, 1958
Peaux noires, masques blancs. Paris: Maspéro.

Résumé

Le racisme anti-Noir n'est pas seulement le fait des autres races. Des Noirs peuvent aussi le reproduire au sein de leur propre groupe. En Suisse, la construction de ce racisme date du début des années 1980.

Jusque là, très peu nombreux, et essentiellement étudiants ou fonctionnaires internationaux, les Noirs ne posent aucun problème particulier. A partir des années 1980, tout change. Leur nombre qui a certes augmenté reste malgré tout insignifiant. La nouveauté, c'est l'apparition d'une nouvelle catégorie de population noire, les requérants d'asile. Pour la première fois depuis l'époque nazie et le refoulement des Juifs, l'asile est à nouveau un problème politique majeur. Ces nouveaux réfugiés vont focaliser l'attention et les passions des Suisses. Devenus plus visibles, les



Noirs sont désormais perçus autrement. Entre 1981 et 1983, les médias rivalisent en déformations, omissions et amalgames pour les diaboliser, à travers une équation simpliste: «réfugié = Noir, Noir = réfugié». A partir de cette xénophobie qui vire vite au racisme, un vaste et profond phénomène d'exclusion va se déclencher en Suisse. A tous les niveaux, et faisant boule de neige, le rejet de tout ce qui touche de près ou de loin au réfugié noir va jusqu'à se répercuter sur les Noirs eux-mêmes, produisant une cascade de rejets sur au moins sept niveaux: des Noirs par les Blancs; des Noirs africains par les Noirs non africains; des Noirs subsahariens par les Nord-Africains; des Zaïrois par les autres Africains; des Zaïrois requérants d'asile par les Zaïrois titulaires d'un permis de séjour; des faux requérants par les vrais réfugiés, etc.

Aujourd'hui, malgré l'émergence et le développement, au début des années 1990, de nouveaux espaces de rencontres et de convivialité entre Africains (stades de foot, lieux de culte, etc.) et malgré la disparition de l'hystérie anti-réfugié noir, cette période de construction du sous-racisme anti-Noir en Suisse a laissé des traces profondes et encore visibles. Il faut toutefois noter que les fissures apparues dans la communauté noire ne datent pas seulement de la diabolisation de sa présence en Suisse. Elles remontent à la déconstruction, déjà en Afrique, de la personnalité même de l'Africain et à une première diabolisation, menée à travers la «mission civilisatrice» coloniale. Comme pour justifier son statut de «civilisé», le Noir ne peut s'empêcher de reproduire le racisme du Blanc «civilisateur». Cela contribue à consolider les édifices racistes qui s'érigent dans les «pays des Blancs». La Suisse n'est ici qu'un cas parmi d'autres.

Es handelte sich vorwiegend um Studenten und Funktionäre internationaler Organisationen. Die Situation änderte sich zu Beginn der Achtzigerjahre, als schwarze Asylsuchende in die Schweiz kamen. Zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg und der Rückweisung jüdischer Flüchtlinge wurde die Asylpolitik wieder zu einem zentralen politischen Problem. Die nun auffälligen Schwarzen lösten Diskussionen und Emotionen unter den Schweizerinnen und Schweizern aus. Zwischen 1981 und 1983 wetteiferten die Medien, durch Desinformation die simple Gleichung zu bekräftigen: «Flüchtling = Schwarz, Schwarz = Flüchtling». Die Fremdenfeindlichkeit kippte schnell einmal in Rassismus um und löste einen tief greifenden Ausschlussmechanismus aus.

Schneeballartig verbreitete sich die ablehnende Haltung gegenüber schwarzen Flüchtlingen auf allen gesellschaftlichen Ebenen und erfasste sogar die Schwarzen selber. Auf mindestens sieben Ebenen lässt sich dieser Ausschlussmechanismus festmachen: Weisse gegen Schwarze; nichtafrikanische Schwarze gegen afrikanische Schwarze; Nordafrikaner gegen schwarze Afrikaner; Afrikaner gegen Zairer; Zairer mit Aufenthaltsbewilligung gegen asylsuchende Zairer; echte Flüchtlinge gegen falsche Asylsuchende etc.

Obwohl in den Neunzigerjahren neue Formen der Zusammenarbeit und des Austauschs unter Afrikanern und Afrikanerinnen aufgebaut werden konnten und obwohl die antischwarze Hysterie etwas abgeflaut ist, hinterlässt jene Periode tiefe und sichtbare Spuren. Man muss allerdings darauf hinweisen, dass die Spaltungen innerhalb der afrikanischen Gemeinschaft eine lange Vorgeschichte haben. Sie gehen auf die Zerstörung der afrikanischen Persönlichkeit durch die koloniale «Zivilisierungsmission» zurück.

Wie um seinen Stand als «zivilisierter» Mensch unter Beweis zu stellen, übernimmt der Schwarze auch den Rassismus der «zivilisationsbringenden» Weissen.

Dieser Prozess verstärkt wiederum den

Rassismus in den «weissen Ländern». Die Schweiz stellt dabei nur ein Beispiel unter vielen dar.

Zusammenfassung

Gegen Schwarze gerichteter Rassismus ist nicht nur eine Frage der «Rassen». Auch Schwarze können einem solchen Rassismus anhängen. In der Schweiz bildete sich dieser Rassismus zu Beginn der Achtzigerjahre heraus. Bis dahin hatten die wenigen Schwarzen kaum Probleme.

**Le complexe
du petit colonisé
reste ici vivace**



Le courtier (in)volontaire. Être africain dans un poste à responsabilités

NOËL TSHIBANGU

Quand on est personnellement concerné par un thème sensible comme le racisme, il n'est pas facile d'écrire tout en revendiquant une certaine objectivité. C'est précisément à cet exercice difficile que s'applique l'auteur, en essayant de décrire certains côtés phobiques de notre société, à partir d'expériences de son parcours professionnel et de témoignages recueillis dans des conversations avec d'autres Africains. Cela pour dénoncer la violence subie par les victimes. Comment la vit-on en tant qu'Africain? Dans quelle mesure les réactions des autres peuvent-elles influencer son propre comportement? Peut-on en tirer des leçons positives? C'est autour de ces questions qu'il partage quelques éléments de réflexion.

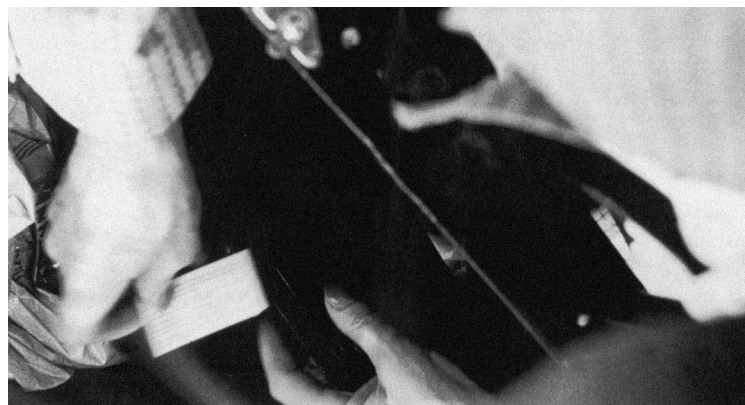
En regardant bien autour de nous, on constate qu'au sujet du racisme et surtout sur la minorité dite «de couleur», non seulement les statistiques utilisables manquent en Suisse, mais la recherche scientifique elle-même est quasiment inexistante. Les Africains (j'emploie ici le terme «africain» à la place de «noir», «black» et autres vocables qui y sont assimilés) sont en Suisse une minorité dont la spécificité, qui ne se limite pas à la couleur de la peau, devrait être prise en compte dans l'élaboration de concepts en matière d'intégration sociale de tous.

On ne peut que demander aux institutions spécialisées et aux décideurs politiques de considérer la nécessité d'une approche scientifique, afin d'aborder cette question dans un contexte global tenant compte des conditions socioculturelles actuelles.

Ne disposant que de peu de temps, il m'a été néanmoins possible, avec l'aide de quelques amis, de localiser des Africains exerçant des professions à hautes responsabilités et connaissant une certaine ascension sociale dans des villes comme Berne, Neuchâtel, La Chaux-de-Fonds, Fribourg et Lausanne. La majorité de ces Africains travaillent pour les organismes ecclésiastiques où ils sont à la tête de groupes religieux dont les membres sont essentiellement issus des communautés africaines; une minorité œuvre dans le domaine social et dans l'enseignement.

Toutes proportions historiques et démographiques gardées, et compte tenu de l'impossibilité d'accéder à certains métiers pour beaucoup de personnes qui se voient refuser un permis de travail, je constate quand même quelques similitudes avec la situation des Afro-américains dans les années soixante. A cette époque, seule une carrière dans les institutions ecclésiastiques permettait aux Afro-américains de se réaliser et, surtout, leur offrait une apparence de reconnaissance sociale et d'égalité, à eux qui étaient

discriminés dans de nombreux domaines de la vie sociale et politique (Franklin 1999). En Suisse, comme en Allemagne d'ailleurs, les Églises et leurs institutions sociales s'avèrent pour beaucoup d'Africains le seul environnement où ils trouvent encore un brin de confiance et où ils se sentent un peu chez eux. Elles forment une sorte de refuge intérieur, un monde où les Africains se sentent acceptés et respectés et où ils peuvent traiter d'égal à égal.



Au delà de la foi, on peut bien penser que les Églises sont sensibilisées et favorables à la cause des Africains. Sans vouloir tirer de conclusions péremptoires de cette comparaison, je pense notamment que ces parallèles avec les États-Unis, qui ne peuvent servir de modèle en matière d'intégration, méritent au moins un questionnement.

Pour un Africain, occuper un poste à responsabilités en Suisse ne veut pas seulement dire fournir de bonnes prestations comme toute autre personne qualifiée et compétente, mais c'est aussi être obligé de faire ses preuves tous les jours. On est souvent mis à l'épreuve, on doit sans cesse prouver qu'on est capable de quelque chose. Parfois j'ai eu l'impression que les gens autour de moi étaient aveuglés par la couleur de ma peau.

Je me rappelle qu'il y a presque dix ans, lorsque j'occupai mon premier poste de responsable comme encadreur de réfugiés dans un organisme d'Église bien connu, et que ma photographie fut publiée dans un journal local, je devins pour beaucoup de gens une sorte de héros qui, malgré les obstacles de parcours, avait su braver et vaincre le scepticisme et les préjugés. C'est toujours un moment de fierté, de voir l'un



des vôtres s'affranchir d'un sort difficile et partagé. On constitue toujours un exemple pour les Africains qui aspirent à une certaine ascension sociale. Qu'on le veuille ou non, on symbolise toujours quelque chose. Et la force du symbole ne doit être ni ignorée, ni négligée ...

Quelques réactions

C'est ainsi que certaines personnes, même récemment, ont vu en moi la réalisation du principe de l'égalité des êtres humains. D'autres en ont conclu que j'étais la preuve même de la réalité de l'égalité des chances en Suisse, allant jusqu'à déduire de mon cas la démonstration claire que ce pays ne connaissait pas de racisme. D'autres curieux personnages me refusèrent carrément tout mérite, déclarant qu'ils se réjouissaient des faveurs qui m'étaient accordées, et formant ironiquement leurs vœux pour une augmentation des quotas d'Africains dans des postes à responsabilités.

Bien sûr, on ne souhaite pas empêcher les autres de se faire leurs opinions et de les exprimer. Mais on se doit d'en contester

la valeur ou la justesse et même de les dénoncer, surtout si elles visent à injurier, à blesser, à nier la valeur et l'individualité d'une personne ou à la dévaloriser à cause de la couleur de sa peau. Le racisme est l'une des formes de violence les plus destructrices au niveau psychique. Il cause également à ses victimes un tort matériel important par rapport à leurs chances sur le marché du travail.

En tant qu'Africain de Suisse, je me trouve pour ma part, comme beaucoup d'autres, souvent estampillé d'une sorte d'objectivité fonctionnelle, qui fait automatiquement de moi le représentant des Africains, ou même celui de toute l'Afrique (noire). Cette objectivité pratique qu'on nous colle à la peau présente des côtés positifs dans les cas où nous sommes pris comme de bons exemples de réussite qu'on exhibe pour contrer et relativiser les mauvais exemples perpétuellement ruminés et propagés par le camp des xénophobes. Mais elle est plus généralement dommageable et lourde de conséquences, dès lors qu'appliquée à des personnes peu scrupuleuses qui sont désignées comme modèles de l'Africain et rendues responsables de tous les maux de la Suisse.

A ce sujet je me souviens encore de l'expression de douleur d'un jeune Africain suisse (ou Suisse africain) de quatorze ans, qui me demandait comment faire pour être traité comme ses autres camarades. Il avait du mal à trouver de bons amis, me disait-il: la plupart des parents de son entourage détournaient leurs enfants de lui, parce qu'ils n'aimaient pas les caractéristiques des Africains comme le vol, la violence, etc. Après quelques entretiens, je me suis rendu compte de la difficulté du jeune homme qui cherchait en fait, dans ce contexte très difficile, à être d'abord perçu comme un individu distinct des autres par ses origines africaines (dont il était d'ailleurs très fier), mais pas seulement comme un

des Africains de Suisse. Être Africain suisse était devenu pour ce jeune un facteur de discrédit dans ses rapports avec son entourage. Son impuissance face à ce problème se précisa lorsqu'il me dit qu'il était en fait un garçon gentil et respectueux, que certains de ses camarades pouvaient bien dissimuler les côtés négatifs de leur caractère pour se faire accepter, mais que lui ne pouvait pas en faire autant avec la couleur de sa peau lorsqu'elle se révélait un handicap dans ses relations avec ses prochains. Outre la gra-

tivité de la situation traversée par ce jeune et son désespoir, le pire dans cette triste histoire me paraît être sa portée sociale en matière de communication: si on laisse la couleur de la peau devenir un facteur décisif de communication entre les humains en Suisse, on peut déjà dire aujourd'hui que les Africains n'auront jamais d'instrument afin de gérer ou de filtrer cette information.

Pour résumer, tous ces exemples démontrent à quel point on tente de réduire les Africains au simple rôle de courtiers d'un collectif fictif et ambigu, dont ils ne deviendraient que les membres indifférenciés et interchangeables. Les uns coiffés du casque de spécimen représentatif et les autres affublés de masques de paresseux ou de barons de la drogue.

A la fin d'un débat sur l'interculturalisme auquel j'avais pris part, j'ai pu me retrouver dans le même train avec l'un des participants qui me demanda pourquoi beaucoup d'Africains qu'il connaissait n'étaient pas motivés à travailler, passaient leur temps à s'amuser et à rêver de devenir musiciens. Après un court échange d'idées autour des difficultés sur le chemin de l'intégration et des opportuni-

**Je me souviens encore de
l'expression de douleur
d'un jeune Africain suisse
de quatorze ans, qui me
demandait comment faire
pour être traité comme
ses autres camarades**



tés dans une conjoncture économique pas facile, mon compagnon de voyage, un peu étonné, s'exclama d'un coup: «C'est bizarre que tu ne connaisses pas ta propre culture!» Je fus obligé de lui apprendre que cela n'avait rien à voir avec ma culture. Il rétorqua: «Je comprends, toi tu es depuis très longtemps en Suisse, tu as déjà pris un peu de notre culture, mais avant c'était différent pour toi aussi.» J'avoue que ses propos sonnèrent à mes oreilles comme de véritables légendes fraîchement importées d'«Absurdistan».

Les Africains ne sont pas seulement faits de leur couleur de peau. Nous ne sommes pas un groupe homogène, mais formons en Suisse une minorité de personnes individuelles, réclamant et ayant chacun une identité complexe, composée de multiples facettes et enrichie différemment de certaines valeurs suisses.

Les petites phrases qui en disent long

Le fait d'assumer certaines responsabilités dans mon travail n'a souvent pas été perçu comme l'aboutissement provisoire d'un certain effort. Et si cela constitue une certaine ascension sociale personnelle, cela est surtout pris pour une promotion de ma «race», en fait de ce qu'on nomme la «race noire». J'ai pu dans des circonstances variées rencontrer des gens dont les commentaires, souvent truffés d'anecdotes, sont en eux-mêmes très éloquentes. En voilà trois: «Pour un Noir, tu es presque au sommet»; «Tu es un Noir très intelligent»; «Je pense que tu ne pouvais pas rêver mieux». On pourrait faire de chacune de ces réactions un sujet complet de dissertation, vu le nombre de questions qu'elles peuvent soulever et selon la diversité des interprétations qu'on en fait.

Bien que ce genre de propos ne me laisse pas indifférent, je ne pense pas qu'ils soient toujours fondés sur une attitude profondément raciste. Je note d'abord que les trois phrases font toujours plus ou moins explicitement allusion au fait que je suis Africain, ce qui n'est qu'une des composantes de mon identité.

Il est difficile de sensibiliser la population majoritaire, sans que certains se sentent accusés ou culpabilisés

Il est très vraisemblable que ces commentaires ne sont que la pointe visible de l'iceberg et ne forment en réalité que trois conclusions d'un syllogisme largement utilisé et dont les prémisses n'ont pas été verbalisées. Dans mon souci de comprendre ces paroles ou au moins de les situer dans leur contexte, je me permettrai, dans le cadre de cet article, de poser deux questions. Est-il généralement admis que l'Africain de Suisse manquerait par nature de compétences pour occuper des postes à responsabilités? La société suisse aurait-elle instauré un plafonnement dans le parcours professionnel sur la base de critères d'apparence physique?

Quelque temps après que j'aie été promu chef adjoint d'une équipe comptant sept membres au total dans une institution s'occupant de réfugiés, je me vis confronté au racisme sous la forme la plus subtile et la plus dangereuse que j'ai rencontrée dans ma vie: le chef dont j'étais l'adjoint, connu surtout pour ses blagues ambiguës sur les gens venus d'ailleurs, demanda formellement que je sois démis de mes fonctions. Il prétextait vouloir me protéger contre la violence très probable des Albanais et Kosovars, ceux-ci étant selon lui tellement racistes qu'ils n'accepteraient jamais un être de couleur comme chef – bien que l'expérience démontrât le contraire. Il ajouta en conclusion de sa requête qu'il s'interrogeait sérieusement sur le bien-fondé de l'engagement de personnes de couleur pour l'encadrement des réfugiés. Il fut désapprouvé. Sa tentative d'inventer le racisme des uns pour masquer ses propres actes racistes contre d'autres n'était pas seulement lâche et grotesque, elle était aussi purement cruelle.

Je ne voudrais pas, à travers ces récits, donner l'impression de dresser un catalogue de plaintes dignes d'un pèlerinage au mur des lamentations. Je cherche en fait à montrer que les racistes ne manquent ni d'imagination, ni d'astuces, encore moins de ruses pour arriver à leurs fins. Je reconnais qu'en cette matière, il est particulièrement difficile de marier certains buts: notamment de trouver un équilibre entre l'affirmation et la défense légitime de sa propre personnalité; la revendication d'appartenance naturelle à cette société suisse; le devoir de sensibiliser la population majoritaire, sans que certains se sentent accusés ou culpabilisés, et sans renforcer par ailleurs l'image répandue de l'Africain comme nécessaire par nature, en quête de pitié et d'aide.

J'ai souvent fait l'expérience que certaines personnes, quand elles sont confrontées à l'autre face de notre Suisse aimée, réagissent agacées avec des ré-



pliques de rejet telle par exemple: «Si ce n'est pas bien ici, allez donc ailleurs.» Parler d'un sujet de cette gravité suscite évidemment des émotions, mais il est aussi très important de faire part des émotions des victimes ...

Je pense qu'on peut bien appartenir à ce pays tout en étant de couleur. Mais le problème du racisme ne doit pas être seulement traité par le groupe victime, c'est un véritable problème de société, de toute la société. Je suis persuadé que toute réponse adéquate à cette question passe par des mesures concrètes de soutien à l'intégration, qui tiennent compte de la situation particulière de la minorité africaine en Suisse. De manière générale, je plaiderais pour que les efforts fournis par les personnes et organisations qui luttent contre le racisme soient enfin appréciés comme une contribution importante à l'épanouissement culturel et social de ce pays, méritant par conséquent un soutien moral et financier nettement accru. La lutte contre le racisme demeure dans une large mesure un travail de prévention de la violence et de promotion de la paix civile.

Noël Tshibangu est originaire de la République Démocratique du Congo. Il est actuellement employé comme coordinateur du réseau de médiateurs interculturels de la ville de Baden. Il est également membre du Comité du *Forum contre le racisme*, et organise depuis plusieurs années des cours sur le racisme, notamment dans des écoles.

.....
Bibliographie:

- Franklin, John Hope 1999
Von der Sklaverei zur Freiheit: Die Geschichte der Schwarzen in den USA.
Berlin: Ullstein.
- Sieg, Klaus 1999
«Vom Leben einer schwarzen Minderheit in Europa.» In: *Wendekreis* 12,
S. 10–11.

Résumé

Malgré l'absence regrettable de données statistiques sur la minorité africaine en Suisse, il est évident que rares sont ses membres qui accèdent à des postes à responsabilité dans le monde du travail. Le cas ébœant, c'est principalement au sein des Églises qu'on les retrouve, comme c'était d'ailleurs le cas aux États-Unis dans les années 60.

Lorsqu'un Africain occupe un poste à responsabilités, il devient certes un symbole de réussite pour le reste de sa communauté, mais il est aussi obligé d'apporter quotidiennement la preuve de ses capacités. Son ascension sociale est diversement jugée: preuve que l'égalité des chances est une réalité pour les uns, que le racisme n'existe pas pour d'autres,

elle n'est pour certains que le signe des faveurs qui ont été accordées à l'heureux titulaire du poste. Ces dernières opinions qui visent à blesser et à nier la valeur et l'individualité d'une personne constituent une forme de violence destructrice au niveau psychique. Elles causent également un tort matériel à leurs victimes en limitant leur accès au marché du travail.

Les gens ont souvent tendance à voir en tel Africain la personification de toute la communauté africaine, ce qui réduit l'essence de cette personne à la seule couleur de sa peau. Bien que formant une minorité dans une situation particulière, les Africains demeurent des personnes individuelles différenciées, et non les spécimens interchangeables d'un groupe prétendument homogène.

Le problème du racisme est un problème de société qui ne doit pas être traité par le seul groupe victime. Quant aux efforts de lutte contre le racisme, ils doivent être considérés comme une contribution importante à l'épanouissement culturel et social, ainsi qu'à la promotion de la paix civile dans ce pays. Ils méritent un soutien moral et financier accru.

Zusammenfassung

Obwohl genaue statistische Daten über die afrikanische Minderheit in der Schweiz fehlen, ist nicht daran zu zweifeln, dass Schwarze selten wichtige Posten innehaben. Eine Ausnahme bilden allenfalls die Kirchen, wie das auch in den USA in den Sechzigerjahren der Fall war. Ein Afrikaner auf einem verantwortungsvollen Posten ist ein anspornendes Vorbild für seine Gemeinschaft. Gleichzeitig muss er aber seine Qualifikation täglich unter Beweis stellen. Sein gesellschaftlicher Aufstieg wird unterschiedlich beurteilt. Während er für die einen ein Beleg für die Chancengleichheit ist, der beweist, dass der Rassismus nicht existiert, ist er für andere ein Beleg für eine ungebührliche Begünstigung. Letztere Meinung untergräbt den Wert und die Individualität der betroffenen Person und stellt eine Form zerstörerischer Gewalt dar, die tiefe psychische Schäden zufügen kann. Aber auch auf der materiellen Ebene schaden derartige Meinungen den Schwarzen ganz direkt, da sie ihnen den Zugang zum Arbeitsmarkt erschweren.

Die Tendenz, jeden Schwarzen stellvertretend für die ganze afrikanische Gemeinschaft anzusehen, reduziert eine Person auf die Farbe ihrer Haut. Obwohl die Schwarzen wegen ihrer besonderen Situation eine Minderheit bilden, ist jeder Afrikaner eine eigene Persönlichkeit und nicht ein austauschbarer Exponent einer homogenen Gruppe.

Rassismus ist ein gesellschaftliches Problem, das nicht allein die Betroffenen angeht. Antirassistisches Engagement trägt wesentlich zum kulturellen und sozialen Fortschritt bei und fördert den sozialen Frieden. Es sollte daher vermehrt moralisch und finanziell unterstützt werden.



Être Américain noir en Suisse: quelle comparaison avec le racisme vécu par les descendants d'esclaves aux États-Unis?

PAUL WELLS

Un Américain de Genève pose un regard perplexe sur les paradoxes auxquels conduisent des préjugés contradictoires ...

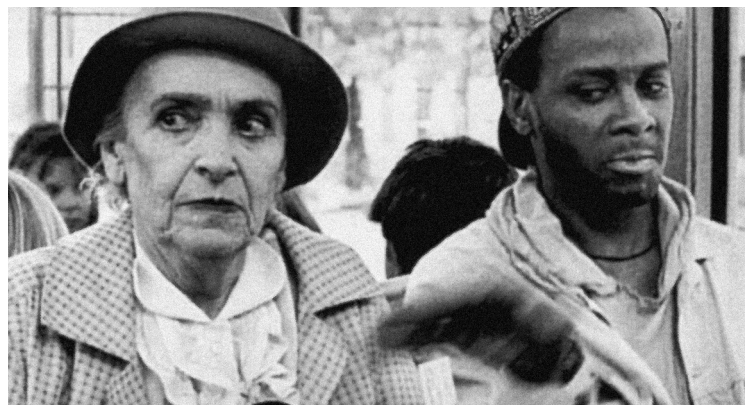
Je voudrais avant tout exprimer ma reconnaissance au nom de tous les citoyens des États-Unis, quelle que soit leur couleur, à la Suisse et tout spécialement à Genève, qui a fourni beaucoup des idées dites «des lumières» que nous avons inscrites dans notre Constitution. En particulier, celles de M. Jean-Jacques Rousseau, qui a élaboré la théorie de l'indivisibilité des citoyens et de l'État. Ses idées ont formé la base incontournable de la société que les pères fondateurs des États-Unis ambitionnaient de construire, dans une atmosphère de révolution contre la tyrannie et de soif d'idéaux. Peu de Suisses le savent, mais chaque écolier américain récite quotidiennement avant le commencement des cours, la main sur le cœur: «{...} une nation, {...} indivisible, avec la liberté et la justice pour tous». Il est clair toutefois que cet esprit de civisme et d'unité a du mal à se traduire en actes. Il existe une grande différence entre réciter un credo et le comprendre vraiment (ou même y croire).

Il est en effet navrant de constater que mon pays demeure en grande partie divisé, à la suite des graves séquelles laissées par le commerce d'esclaves. Toutefois, les descendants d'esclaves se sont honorés de ne jamais céder à la rancœur face au tourment subi. Au contraire, nous avons toujours répondu «présents» à l'appel de notre pays, allant jusqu'à verser notre sang. Le premier homme tué dans la révolution contre les Anglais était noir, il s'appelait Crispus Attucks. Chacune des guerres qui a suivi a inclus des soldats noirs, souvent les premiers à servir de chair à canon. Cela n'a pas empêché que toutes les guerres livrées au cours de ce siècle voient les soldats «noirs» et les soldats «blancs», nés dans la même ville, servant dans la même unité et tués le même jour, être enterrés dans des cimetières séparés. C'est dire jusqu'où peut mener la folie des préjugés.

Cela dit, chaque société présente des éléments saugrenus qui se sont faufilés dans la pensée commune sans que l'on s'en aperçoive trop, et qui peuvent paraître risibles pour quelqu'un de l'extérieur. Il suffit de séjourner à l'étranger pour constater que la masse adopte parfois des idées et des habitudes qui, présentées à un individu de cette même société non

soumis à l'influence immense et sournoise de la foule, seraient rejetées sans autre.

Vivant à Genève depuis plusieurs années, je peux surtout parler de cette ville qui est une ville qui «se préserve», mais aussi de quelques paradoxes que j'ai pu constater dans d'autres régions de Suisse. Tout d'abord, en ce qui concerne le racisme, je trouve que ma «race» a moins d'effets négatifs, sur le plan des



préjugés, que le fait que je suis, de toute évidence, un étranger. J'ai observé une attitude qui consiste à considérer que d'un côté il y a les étrangers, objets de méfiance, et de l'autre les Suisses, au-dessus de toute suspicion. Cette atmosphère de suspicion envers les étrangers, ajoutée à la couleur de ma peau, annonce immédiatement la tonalité des rapports possibles. Il est difficile d'imaginer qu'un Hollandais, par exemple, puisse être repéré et condamné à l'avance de la même façon.

Issus d'une famille de la classe «moyenne» aux États-Unis, mes deux parents étaient professeurs à l'Université de Californie. Leur passion pour l'éducation les a conduits à m'envoyer dans de bonnes écoles, et aussi à m'offrir des leçons de violon classique. C'est ainsi que j'ai effectué des études au Lycée français de Los Angeles, où j'ai appris la langue française. Mais j'ai découvert que paradoxalement, pour un étranger en Suisse, mieux vaut parler en anglais! Lorsqu'on parle en anglais, les rapports deviennent d'un coup plus plaisants, même respectueux et polis. J'en suis d'autant plus étonné que l'idée reçue des Américains sur les francophones est



que ces derniers ont horreur des anglophones qui ne font même pas l'effort d'apprendre le français. Je fus frappé, quand je séjournais à Zurich, de rencontrer beaucoup moins de mépris qu'à Genève. Pour m'éclairer, un ami genevois m'a confié que comme je parlais en anglais là-bas, les gens comprenaient que j'étais américain (?). Pour autant que je sache, les Américains ne sont pas spécialement aimés en Suisse! Peu après j'ai quand même effectué une petite expérience, avec une personne qui me dévisageait à Genève: «It is impolite to stare» (il est impoli de dévisager les gens), lui dis-je. Et le miracle se produisit: la personne s'excusa! Il paraît que les sentiments xénophobes sont assez communs en Suisse, mais que cela est censé rester un secret qu'on ne dévoile pas en «bonne compagnie».

Et pourtant je voudrais souhaiter à la Suisse plus de succès dans la construction d'une société solidaire et unie que nous n'en avons eu aux États-Unis jusqu'à présent. Dans tous les cas, il est nécessaire de faire un certain apprentissage de l'autocritique qui peut apporter la lucidité indispensable pour avancer sans s'appuyer sur des craintes inutiles.

On entend souvent que les hommes et femmes politiques de Suisse veulent intégrer les étrangers établis sur son sol. Comment faire pour que cela ne reste pas qu'un credo? Il serait souhaitable d'instituer une campagne d'éducation, d'information et surtout des projets en commun. L'Expo 2002 serait une excellente occasion de commencer. Quand chacun apporte quelque chose d'important à l'effort commun, c'est le moment où l'on peut se voir avec des yeux nouveaux, quelles que soient nos différences. Ce n'est qu'à partir de là que l'on pourra parler sérieusement d'intégration.

Résumé

Les États-Unis restent un pays divisé, souffrant des séquelles de l'esclavage et pratiquant la ségrégation jusque dans les cimetières où reposent ceux qui sont morts pour leur pays. Observant Genève et la Suisse, l'auteur, Américain noir, relève une atmosphère de suspicion à l'égard des étrangers encore plus lourde lorsque ceux-ci sont repérés par la couleur de leur peau. Il a également découvert le paradoxe qui veut qu'un Noir est mieux vu en Suisse s'il parle anglais que s'il s'exprime dans la langue du lieu: ses interlocuteurs comprenant d'où il vient font preuve de plus de respect et de politesse ... Souhaitant à la Suisse plus de succès dans la construction d'une société solidaire que n'en ont connu les États-Unis jusqu'ici, il suggère que les efforts d'intégration promis par les politiciens se fondent sur des projets menés en commun et permettant aux participants de se voir avec des yeux nouveaux.

Zusammenfassung

In den USA sind die Nachwirkungen der Sklaverei immer noch derart prägend, dass die Vereinigten Staaten als ein geteiltes Land betrachtet werden müssen. Nur hier ist es möglich, dass Menschen, die gemeinsam in den Krieg gezogen sind, getrennt begraben werden. Als schwarzer Amerikaner hat der Autor beobachtet, dass er primär als Ausländer und nicht so sehr wegen seiner Hautfarbe auf Argwohn stösst. So erklärt sich auch, dass er eindeutig besser behandelt wird, wenn er Englisch statt Französisch spricht. Er wünscht der Schweiz mehr Erfolg im Aufbau einer solidarischen Gesellschaft, als die USA bisher hatten. Die von Politikerinnen und Politikern vorgeschlagenen Integrationsmassnahmen sollten vermehrt durch gemeinsame Projekte getragen werden, die es beiden Seiten ermöglichen, sich mit neuen Augen zu sehen.

**En ce qui concerne le racisme, je trouve
que ma «race» a moins d'effets
négatifs que le fait
que je suis un
étranger**



Das Bild der dunkelhäutigen Schweizerinnen und Schweizern in der öffentlichen Meinung

BRIGITTE MORGENTHALER SUBRAMANIAM

Dunkelhäutige Schweizerinnen und Schweizer werden in Zukunft einen bemerkenswerten Anteil an der Schweizer Bevölkerung ausmachen. Der Artikel befasst sich mit der Wahrnehmung dieses Phänomens in der schweizerischen Öffentlichkeit. Der unbestreitbare Rechtsanspruch von dunkelhäutigen Menschen auf das Schweizer Bürgerrecht löst bei manchen ambivalente Reaktionen aus. Die Autorin kommt zum Schluss, dass viele hellhäutige Schweizerinnen und Schweizer noch nicht gelernt haben, sich auf die neue Situation angemessen einzustellen.

Wir sind eine binationale, bikulturelle und bireligiöse Familie mit Schweizer Pass. Vor sechzehn Jahren flüchtete mein Ehemann aus Jaffna, Sri Lanka, in die Schweiz. Vor fünf Jahren erwarb er das Schweizer Bürgerrecht. Unsere beiden Söhne, zehn- und siebenjährig, sind Schweizer Bürger.

Der Begriff «binational» entspricht unserem Selbstverständnis. Wir sind froh, dass vom Begriff «Mischehen» in der Öffentlichkeit Abstand genommen wird. Nur zu schnell verführt dieser Ausdruck zu einer Sprachverluderung nationalsozialistischer Art, ähnlich wie der Ausdruck «Mischling», der im heutigen Sprachgebrauch noch oft zu hören ist. Meistens werden diese Worte wertneutral verwendet. Manchmal werden sie verfänglich. Bei undifferenzierten, mit Aggressionen aufgeladenen Personen verwandeln sie sich in Assoziationen wie «Bastard», «Strassenmischung», «Mischlinge sind eine Schande, sie sollten in Gaskammern gesteckt werden». Solche Diskriminierungen am eigenen Leib zu erfahren ist schmerzhaft und macht sehr hellhörig, vielleicht manchmal fast zu hellhörig. Meiner Ansicht nach müssen antirassistische Massnahmen aber gerade auf solch subtilen Wahrnehmungen und Analysen aufbauen. Sie müssen den Anfängen wehren und klare Alternativen zu rassistischem Verhalten bieten, auch auf der Ebene des

Sprachgebrauchs. Dabei geht es nicht um *political correctness*, welche Tatsachen verbal zu beschönigen versucht und ihnen dadurch ein Deckmäntelchen umhängt, mit dem Ziel, die unschöne Sache selbst möglichst schnell vergessen zu lassen.

Das Wort «binational» entspricht uns aus folgendem Grund: In der Vorsilbe «bi-» ist die Zahl «zwei» enthalten. Wir verstehen uns nicht als «Halbbürger-innen», wie oft suggeriert wird. Wenn schon solche Rechnungen gemacht werden, so verstehen wir uns vielmehr als «Doppelbürger-innen».

Binationale Kinder sind umfassender sozialisiert als mononationale und entwickeln Ressourcen, die in einer globalisierten Gesellschaft wichtig sind

Schweizer Identität

Wenn ich meine Söhne betrachte, fällt mir auf, dass sie schweizerisch sozialisiert sind und in ihren kulturellen und sozialen Fähigkeiten anderen gleichaltrigen Schweizerkindern in keiner Weise nachstehen. Der einzige Unterschied, den ich beobachte, liegt in einer zusätzlichen Kompetenz: Sie können bereits grenzübergreifend und in weltweiten Zusammenhängen denken, so wie das nur wenige Kinder

dieser Altersstufe können. Zusätzlich sind sie zu 30 bis 40% mit der tamilischen Sozialisation und Erziehung vertraut. Ich wage zu behaupten, dass binationale Kinder durchschnittlich umfassender sozialisiert sind als mononationale und spezielle Ressourcen entwickeln, die in einer globalisierten Gesellschaft von grosser Wichtigkeit sind.

Was ist schweizerische Identität heute? Sie hat für mich nichts mit Hemdsärmeligkeit und geschlossenem Traditionalismus zu tun. Ich identifiziere mich mit der multikulturellen Schweiz, nicht nur im Sinne der Sprachenvielfalt. Auf allen Ebenen ist Vielfalt spürbar. Die Schweizer Identität hat sich historisch durch den Austausch über die Grenzen hinweg entwickelt und nicht durch Abschottung.



Viele der schweizerischen Kulturleistungen wurden im letzten Jahrhundert und davor durch zugewanderte Migranten/-innen erbracht. Mit dieser Schweiz identifiziere ich mich und mit jenem Teil der Schweizer Bevölkerung, der sich heute für eine offene, solidarische und demokratische Schweiz einsetzt. Ich verstehe mich und unsere Familie als integralen Bestandteil dieser Schweiz. Angehörige dieser Schweiz signalisieren uns durch ehrlich gemeinte Äusserungen und Lebenshaltungen, dass wir ganz dazugehören und zu Beginn des neuen Jahrtausends zur Entwicklung dieses Staates wichtige Impulse beitragen. Ich hoffe, dass sich diese Haltung zunehmend in der Schweizer Bevölkerung durchsetzen wird.

Der Artikel erschien nach den Erfolgen der *SVP Schweiz* bei den Nationalratswahlen. Der Bericht im *BIELER TAGBLATT* kam einem Anliegen der tamilischen Gemeinschaft in Biel entgegen. Verschiedene frühere Anregungen zu einer Berichterstattung über das Kulturzentrum waren seitens der Zeitung ohne Echo geblieben. Der Journalist machte sich mit viel Interesse und Wohlwollen an die Arbeit. Der Grundton der Berichterstattung ist respektvoll, das möchten wir anerkennen. Ich werde in der Folge im Einzelnen darlegen, weshalb der Text bei mir dennoch nicht gut angekommen ist. Die kritische Betrachtung wird ein weit verbreitetes Image aufdecken, welches farbige Schweizer und Schweizerinnen in der Öffentlichkeit haben.

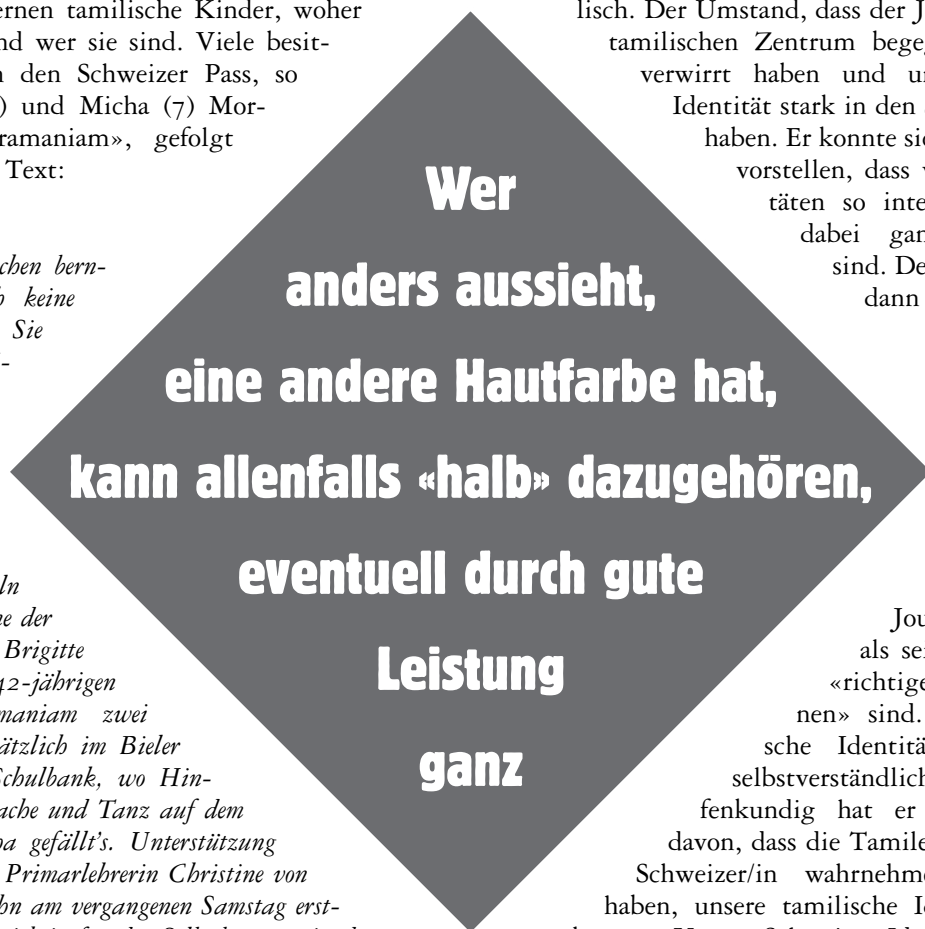
Subtile Ausschlussbotschaften

Ein Zeitungsartikel verdeutlicht exemplarisch, wie uns andere Schweizer/innen manchmal wahrnehmen: Unter dem fetten Haupttitel «Besondere Kinder, besondere Eltern» und dem Untertitel «Tamilen-Zentrum: Rund 60 Kinder drücken die Schulbank» steht als Vorspann: «Im Bieler Tamilen-Zentrum lernen tamilische Kinder, woher sie kommen und wer sie sind. Viele besitzen inzwischen den Schweizer Pass, so auch Raju (10) und Micha (7) Morgenthaler Subramaniam», gefolgt von folgendem Text:

«Raju und Micha sprechen berndeutsch und sind doch keine «richtigen» Schweizer. Sie sind «Schweizer» Tamilen, ausgerüstet mit einem Schweizer Pass dank der Heirat ihrer binationalen Eltern. Um zu lernen, was auch noch zu ihren Wurzeln gehört, drücken die Söhne der 44-jährigen Bielerin Brigitte Morgenthaler und des 42-jährigen Tamilen Ravi Subramaniam zwei Stunden pro Woche zusätzlich im Bieler Tamilen-Zentrum die Schulbank, wo Hinduismus, tamilische Sprache und Tanz auf dem Programm stehen. Micha gefällt's. Unterstützung findet er auch bei seiner Primarlehrerin Christine von Niederhäusern, welche ihn am vergangenen Samstag erstmals begleitete. «Es ist wichtig für das Selbstbewusstsein der Kinder, dass sie wissen, woher sie kommen», sagt die Lehrerin mit Blick auf die acht ausländischen Kinder in ihrer 18-köpfigen Klasse im Schulhaus Linden.» (BIELER TAGBLATT, 2.11.1999)

«Richtige Schweizer»

Im Vorspann fällt auf, dass der Journalist keinen Unterschied zwischen den anwesenden tamilischen Kindern und den zwei dunkelhäutigen binationalen Schweizerkindern zu machen vermag. Er erkennt nicht, dass deren eigentliche Identität schweizerisch ist und zusätzlich zu einem kleineren Teil tamilisch. Der Umstand, dass der Journalist uns im tamilischen Zentrum begegnete, mag ihn verwirrt haben und unsere Schweizer Identität stark in den Schatten gestellt haben. Er konnte sich offenbar nicht vorstellen, dass wir zwei Identitäten so intensiv leben und dabei ganz Schweizer/in sind. Deshalb schreibt er dann auch im ersten Satz, Raju und Micha seien keine «richtigen» Schweizer, sondern «Schweizer-Tamilen». Der Journalist tut so, als sei allen klar, was «richtige Schweizer/innen» sind. Unsere tamilische Identität ist für ihn selbstverständlich gegeben. Offenkundig hat er keine Ahnung davon, dass die Tamilen/-innen uns als Schweizer/in wahrnehmen und Mühe haben, unsere tamilische Identität anzuerkennen. Unsere Schweizer Identität wird vom Journalisten in Anführungszeichen gesetzt, die sich wie ein negatives Echo auf die ebenfalls in Anführungszeichen gesetzten «richtigen» Schweizer beziehen. In meinen Augen legen diese Andeutun-



gen die Auffassung nahe, wir seien keine «richtigen Schweizer».

Der Journalist führt den Schweizer Pass der Kinder auf die «Heirat ihrer binationalen Eltern» zurück. Es ist ihm offensichtlich nicht klar, dass die Kinder aufgrund des Schweizer Bürgerrechts ihrer Mutter Schweizer Bürger sind und nicht aufgrund der Eheschliessung der Eltern. Die Kinder einer Schweizer Mutter bekommen seit dem neuen Ehegesetz von 1990 mit der Geburt das Schweizer Bürgerrecht. Hätte der Journalist seine Gedanken wohl gleich gesponnen, wenn die Hautfarbe der Kinder hell gewesen wäre? Spiegelt sich im Gedankengang ein unbewusster Widerstand gegen die Tatsache, dass immer mehr dunkelhäutige Menschen einen unbestreitbaren Rechtsanspruch auf das Schweizer Bürgerrecht haben?

Auch der letzte Satz des zitierten Ausschnitts macht mich hellhörig: Da ist von den «acht ausländischen Kindern in ihrer Klasse» die Rede. Das ist die Interpretation des Schreibenden, denn der Lehrerin ist sehr wohl bewusst, dass vier der acht so genannten Ausländerkinder im Besitz eines Schweizer Passes sind. Das Bürgerrecht haben sie dadurch erworben, dass einer der Elternteile das Schweizer Bürgerrecht hat, oder durch Einbürgerung aufgrund der langen Aufenthaltsdauer in der Schweiz.

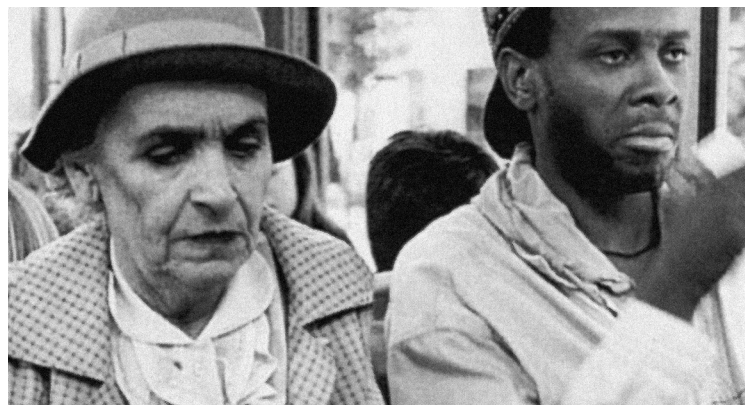
Der Vergleich der eingangs gegebenen Selbstwahrnehmung und dieser Fremddarstellung macht eine grosse Diskrepanz in der Wahrnehmung dunkelhäutiger Schweizer/innen sichtbar. Meine Selbstwahrnehmung entspricht der Wahrnehmung einer kleinen, sensibilisierten Minderheit der Schweizer Bevölkerung. Die Wahrnehmung des Journalisten ist dagegen einigermassen repräsentativ für die breite Schweizer Öffentlichkeit. Ich bin überzeugt, dass die Tatsache, dass künftig immer mehr Schweizerinnen und Schweizer eine dunklere Hautfarbe haben werden, noch nicht ins Bewusstsein der grossen Mehrheit eingedrungen ist. Die kleinen Ungenauigkeiten im betrachteten Text, die harmlos zu sein scheinen, sind ein Indiz dafür. Vielleicht denken Sie nun, dass ich die Fliegen husten höre. Ich glaube nicht.

◀Halbe Schweizer

Ein anderes Beispiel illustriert meine Hypothese anschaulich. Vor kurzem wurde eine grossformatige Plakatwerbekampagne für Lehrstellen durchgeführt. Sympathischerweise waren darauf dunkelhäutige junge Schweizer/innen abgebildet. Auf jedem Plakat stand der Spruch: «Ich bin halb Schweizer/-in und ganz Lehrtochter/Lehrling.» Rein rechtlich gesehen ist dieser Slogan ein Unding. Es ist nicht möglich «halb Schweizer/in» zu sein. Entweder hat man das Schweizer Bürgerrecht, und zwar ganz, mit allen daran gebundenen Rechten und Pflichten,

oder man hat es nicht. Immerhin ist den Initiatoren bewusst, dass immer mehr dunkelhäutige Menschen in der Schweiz leben. Im Handumdrehen deklarieren sie aber, dass diese nur «halbe Schweizer» sind und grenzen sie damit aus. Eine Barriere, die rechtlich glücklicherweise nicht besteht, wird auf psychologischer Ebene errichtet: Wer anders aussieht, eine andere Hautfarbe hat, kann allenfalls «halb» dazugehören, eventuell durch gute Leistung ganz («und ganz Lehrtochter»). Es wird suggeriert, dass dunkelhäutige Schweizer/innen nicht das Recht hätten, ganz dazuzugehören. Die Kampagne nimmt diese Menschen nicht als gleichberechtigt und als integralen Teil der Schweizer Bevölkerung wahr.

Ich gehe davon aus, dass heute etwa ein halbes Prozent aller Schweizer/innen farbig sind. Mit Blick auf die Ehestatistiken schätze ich, dass in zwei Generationen bis zu 10% der Menschen mit Schweizer



Pass farbig sein werden. Jede vierte Ehe, die heute von Schweizer Bürgerninnen und Bürgern eingegangen wird, ist binational, davon circa ein Drittel interkontinental. Viele darunter sind farbig. Angesichts dieser Tatsache finde ich es höchste Zeit, dass grosse Anstrengungen für die Bewusstseinsbildung gemacht werden, damit Schweizer/innen lernen, mit dieser Realität konstruktiv und integrativ umzugehen.

Verschlafene Einwanderungspolitik

Vielen Schweizern/-innen fehlt angesichts der Migration und ihrer Konsequenzen die Fähigkeit des integrativen Denkens. Ein Grund für dieses Defizit ist die Migrationspolitik, die während der vergangenen vierzig Jahre eine reine Zulassungspolitik war und keine Einwanderungsperspektiven enthielt. Diese Politik führte zur öffentlichen Meinung, dass die fremden Menschen, die zu uns kamen und kommen, früher oder später wieder in ihr Heimatland zurückkehren. Diese Meinung nimmt die vielen Lebensgeschichten von zugewanderten Menschen nicht



erst, die sich mit den Geschichten der Ansässigen verweben haben und ihren Ausdruck unter anderem darin finden, dass immer mehr Schweizer/innen dunkelhäutig sind.

Der Bund muss endlich Gegensteuer geben und eine Politik formulieren, welche auch die Perspektiven von Einwanderern/-innen enthält. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung war die Annahme des Integrationsartikels durch das Parlament. Die Mittel, die für die Integrationsaufgabe zur Verfügung gestellt wurden, sind aber völlig unzureichend. Die strukturelle Einbettung der geplanten Stellen im *Bundesamt für Ausländerfragen*, welches sich während Jahren mit Zulassung und Abgrenzung beschäftigt hat, ist zudem denkbar unglücklich. Integrationsfragen haben mit Kultur zu tun und gehören in das *Departement des Innern*. Damit würde ein klares Signal dafür gesetzt, dass Abgrenzungsmechanismen abgebaut werden müssen und ein echter Prozess der Integration beginnen soll.

Chance

Jüdische und fahrende Schweizer/innen wissen aus historischer Erfahrung, zu welchem verheerendem Handeln das ausschliessende Denken einer breiten Schweizer Bevölkerung führen kann. Ich hoffe, dass aus diesen Erfahrungen praktische Schlüsse gezogen werden, welche in der Schweiz der Zukunft zu einer Praxis führen, die einen kollektiven Ausschluss verhindert. Eine Voraussetzung dazu sind Untersuchungen zur Situation dunkelhäutiger Schweizer/innen, welche es erlauben, griffige Massnahmen in den Bereichen Bildung, Erziehung, Recht, Politik, Kultur, Öffentlichkeitsarbeit etc. zu entwickeln.

Meines Wissens gibt es bis heute keine solche Studie. Ich möchte die *Eidgenössische Kommission gegen Rassismus* (EKR) bitten, dieser Frage besondere Beachtung zu schenken. Wir stehen noch am Anfang der Geschichte von dunkelhäutigen Schweizerinnen und Schweizern. Die Schweiz der Zukunft muss es zustande bringen, die alten diskriminierenden Muster nicht neu aufzulegen – und diese Zukunft soll heute beginnen.

Brigitte Morgenthaler Subramaniam ist Primarlehrerin. Seit 1984 ist sie Migrationsbeauftragte der *Reformierten Kirchen Bern-Jura*.

Zusammenfassung

Dunkelhäutige Schweizerinnen und Schweizer werden in absehbarer Zeit einen bemerkenswerten Anteil der Schweizer Bevölkerung ausmachen. Welches Bild hat die heutige schweizerische Öffentlichkeit von diesem Bevölkerungsteil? Anhand einer kritischen Betrachtung von zwei Fallbeispielen versucht die Autorin zu zeigen, dass viele hellhäutige Schweizerinnen und Schweizer auf diese neue Realität nicht vorbereitet sind. Der unbestreitbare Rechtsanspruch von dunkelhäutigen Menschen auf das Schweizer Bürgerrecht löst bei ihnen ambivalente Reaktionen aus.

Die Verfasserin plädiert für Massnahmen, die ein offenes Bewusstsein und integrative Fähigkeiten in der Schweizer Bevölkerung heranbilden, damit in Zukunft keine Gettoisierung der dunkelhäutigen Schweizer Bürger/-innen möglich sein wird. Sie fordert, dass Studien zu diesen Fragen vorangetrieben und praktische Vorschläge für die Bereiche Bildung, Erziehung, Recht, Politik, Kultur, Öffentlichkeitsarbeit etc. erarbeitet werden.

Im Interesse des wachsenden Bevölkerungsanteils von Schweizern/-innen anderer Religionszugehörigkeit oder Hautfarbe, aber auch im Interesse des Schweizer Staates, der seine Integrität nicht aufs Spiel setzen darf, muss die Migrations- und Integrationspolitik künftig Perspektiven für die Einwanderer/innen enthalten.

**Wir stehen noch am Anfang
der Geschichte von dunkel-
häutigen Schweizerinnen
und Schweizern**

Résumé

Les Suisses et les Suissesses de couleur constitueront bientôt une part non négligeable de la population suisse. Quelle image la population suisse a-t-elle d'eux? A l'aide d'une réflexion critique s'appuyant sur deux exemples, l'auteure tente de montrer qu'un grand nombre de Suisses ne sont pas préparés à cette nouvelle réalité et que le droit incontestable des personnes de couleur à la nationalité suisse suscite chez eux des réactions ambivalentes.

L'auteure préconise des mesures permettant à la population suisse d'acquérir des capacités d'intégration et une ouverture d'esprit qui empêcheront à l'avenir tout risque de ghettoïsation des citoyens suisses de couleur. Elle demande que des études sur ces questions soient diligentées et que des propositions d'ordre pratique soient élaborées dans les domaines de la formation, de l'éducation, du droit, de la politique, de la culture, des relations publiques, etc.

Dorénavant, la politique d'immigration et d'intégration devra tenir compte des perspectives des immigrés, dans l'intérêt de cette partie croissante de la population suisse de religion ou de couleur différentes, mais aussi dans celui de l'État, qui n'a pas le droit de mettre son intégrité en jeu.



Der subtile Rassismus und seine Folgen

CARMEL FRÖHLICHER-STINES

In einer Kultur, in der Klischeevorstellungen das Bild der Schwarzen prägen, gehören sowohl der offensichtliche als auch der unterschwellige Rassismus zu den alltäglichen Erfahrungen der Dunkelhäutigen. Die schwer erkennbaren Formen der subtilen Diskriminierung sind oft unüberwindbare Hürden im Integrationsprozess. Die Autorin hat mit einigen schwarzen Frauen über ihre Erfahrungen in der Schweiz gesprochen.

Der Glaube, dass die «weisse Rasse» der «schwarzen» überlegen sei, ist in den europäischen Kulturen tief verankert. Schwarze Menschen in der Schweiz bekommen diese Haltung täglich zu spüren. Zwischen ablehnendem oder grobem Verhalten, das alle Menschen betreffen kann und nichts mit Rassismus zu tun hat, und fremdenfeindlichem Verhalten zu unterscheiden, ist eine der grossen Herausforderungen, mit denen dunkelhäutige Menschen hier täglich konfrontiert sind. Diese Aufgabe gleicht einem emotionalen und mentalen Balanceakt.

Es fällt schwer, auf die unterschweligen Formen des Rassismus eine angemessene Reaktion zu finden; manchmal bleibt nur ein undefinierbares Unbehagen zurück. Oft bekommen wir von unseren wohlwollenden weissen Freunden/-innen und Verwandten zu hören: «Das hätte mir auch passieren können»

oder «So was ist einer Schweizerin auch mal passiert» oder «Ach was, du bist einfach zu sensibel und reagierst zu empfindlich, das war doch nicht so gemeint». In solchen Situationen wäre jedoch eine einfühlsame Bestätigung der von uns gespürten rassistischen Andeutungen wichtig und hätte eine stärkende Wirkung auf uns. Gefühle wie Schmerz und Wut, die bei solchen Interaktionen entstehen, wären dadurch legitimiert. Aus dieser Position heraus könnten wir dann Abwehrstrategien gegenüber solchen Verhaltensweisen entwickeln, und abwertende Aussagen müssten nicht verinnerlicht werden.

Vor allem für Kinder ist es schwer, den Zwiespalt, der vom versteckten Rassismus erzeugt wird, auf eine gesunde Weise zu verarbeiten. Die Gefahr ist gross, dass sie das rassistisch geprägte Fehlverhalten der Menschen in ihrem Umfeld verinnerlichen und

als Resultat ihres eigenen «falschen» Tuns oder sogar ihres Seins betrachten. Eine solche Auslegung kann verheerende Auswirkungen für die Entwicklung des Selbstbewusstseins haben. Alle wahrgenommenen klischeehaften Einstellungen der anderen werden unter dieser Voraussetzung ins Selbstbild aufgenommen. Die Folge ist die Ablehnung des eigenen Selbst. Dieser Zustand äussert sich unter anderem in Aggressionen, die persönliche Konsequenzen haben können.

Wenn sich in diesem Land jemand über eine erlittene Ungerechtigkeit beklagt, tut er dies häufig mit Sätzen wie: «*I weiss nid, was de bett, i bi doch nid sin Neger!*» Das Wort «Neger» wird in der Umgangssprache wie selbstverständlich und scheinbar harmlos benützt und steht für den minderwertigen Untertan, der jegliche Behandlung zu akzeptieren hat. Versuche, auf die indirekte Herabwürdigung der dunkelhäutigen Menschen in oben genannter Redewendung aufmerksam zu machen, werden allzu oft als persönliche Angriffe aufgefasst und nicht als eine Anregung, sich über die eigene Haltung klar zu werden. Solche Redensarten sind ein lebendiger Beweis für eine selbstverständlich gewordene diskriminierende Einstellung. Obwohl die Sprecher einen

rassistischen

Zusammenhang

empört zurückweisen,

fühlen sich manche

ertappt: «Entschuldigung,

ich habe das nicht so gemeint» oder «Ich habe

doch nicht dich damit gemeint»

sind oft gebrauchte Ausflüchte. Rassistische

Denkmuster werden via

Sprachgebrauch akzeptiert und weitervermittelt.

Das ist vor allem dann schmerzhaft,

wenn es sich bei den Sprechenden um Angehörige

oder Freunde/-innen handelt.

«Ach was, du bist einfach zu sensibel und reagierst zu empfindlich, das war doch nicht so gemeint»

Schamgefühle

Ich habe neun schwarze Frauen verschiedener kultureller, ökonomischer und sozialer Herkunft gefragt, ob sie bereit wären, über ihre Erfahrungen in der Schweiz zu sprechen. Einige lehnten rundweg ab, andere zögerten und willigten schliesslich unter der



Bedingung ein, dass ihre Identität im Artikel nicht ersichtlich würde. Auf meine Frage, ob die Anonymität auch für ihre positiven Erfahrungen gelten würde, antworteten sie in der Regel, dass dies nicht unbedingt notwendig wäre. Bei praktisch allen Interviews spürte ich ein ausgeprägtes Schamgefühl; dieses schien umso stärker, je jünger die Frauen zurzeit ihrer ersten rassistischen Erfahrungen waren. Die Frauen berichteten über ihre Erlebnisse häufig mit Tränen oder mit dem Ausdruck von Wut und Empörung. In der Regel aber schlossen sie ihre Erzählungen mit Bemerkungen wie «Mir ist trotzdem sehr viel Gutes passiert hier» oder «Ich habe auch viele anständige Menschen getroffen».

Rassismus wird früh gelernt und früh verspürt. Dies führt auf der Seite des Opfers zu einem Zustand ständiger Verunsicherung und schliesslich zum Gefühl, fremd und nicht akzeptiert zu sein. Subtiler Rassismus kann für die betroffenen Kinder langfristige Schäden zur Folge haben. Sarah¹, eine immigrierte Afroamerikanerin, die mit einem Schweizer verheiratet ist, erzählt: «Meine Tochter Nicole war schon als kleines Kind mit einer Gruppe von anderen Kindern gut befreundet. Sie spielten täglich miteinander, gingen in die gleiche Spielgruppe, in den gleichen Kindergarten und wurden zusammen eingeschult. Bis zur vierten Klasse fühlte sich Nicole sehr wohl in der Gruppe, was sich dann jedoch änderte. Nicole wurde immer seltener zu Festen und Ähnlichem eingeladen, was sie sehr bedrückte. Sie wurde zunehmend ruhiger.»

Sarah musste feststellen, dass Nicole allmählich ausgegrenzt wurde. Doch konnte sie nicht herausfinden, ob es sich hierbei um ein rassistisches oder ein anders motiviertes Phänomen handelte. Da sie den Grund für den Rückzug der anderen Kinder nicht kannte, fühlte sie sich machtlos und war nicht in der Lage, ihrer Tochter zu helfen. Eltern vermeiden es oft, solche Themen zu diskutieren, um die betroffenen Kinder nicht mit der Idee einer rassistischen Ausgrenzung zusätzlich zu belasten.

«So herzig»

Sonja, Tochter einer Schweizerin und eines Kameruners, wuchs in den Sechzigerjahren bei einer Pflege-

familie auf. In der Schweiz lebten damals nur sehr wenige dunkelhäutige Menschen. Das einzige Zeichen schwarzen Daseins in dem kleinen, eher konservativen Ort, wo sie wohnte, war lange Zeit das nickende «Negerlein» auf dem Opferstock der Kirche. Geschichten aus den Missionen vermittelten ihr ein Bild der Afrikaner/innen als zu bezähmende Wilde. Als Sonja mit etwa acht Jahren den ersten Schwarzen sah, rannte sie vor Schreck davon.

In ihrer Familie war die Angst vor Neuem und Andersartigem stark ausgeprägt. Diese Mentalität wurde an Sonja durch Kinderlieder («Zehn kleine Negerlein») oder Spiele («Wer hat Angst vor dem schwarzen Mann») weitergegeben. Da keine Verbindung zu ihrem Vater bestand, blieb ihr der Zugang zu seiner Kultur verwehrt. Sonja erzählt: «Noch Ende der Siebzigerjahre fielen wir als Schwarze auf; ich begegnete selten Menschen, die aussahen wie ich. Deshalb erlebte ich diese Momente immer als sehr kostbar. Meistens haben wir uns wie alte Bekannte freudig begrüsst. Andererseits hörte ich von den Weissen praktisch bei jedem ersten Kontakt die gleichen Äusserungen: «Ach wie süss, haben Sie die Kleine adoptiert?» «Wird sie im Sommer noch dunkler?» «Wem gehörst du denn? Wenn sie dich einmal nicht mehr wollen, kommst du einfach zu uns.» Der Gedanke, dass ich bei Überdross weitergegeben werden könnte, hat bei mir eine tiefe Verunsicherung ausgelöst.» Sonia fühlte sich immer wie ausgestellt, was sie als beschämend empfand. Ende der Siebzigerjahre musste sie sich von einem Lehrer anhören, dass sich Leute wie sie zu benehmen hätten, weil sie stellvertretend für alle Schwarzen handelten.

Sonja erzählt eine Begebenheit, die sich in einem Zürcher Tram zutrug, als sie längst erwachsen und in Begleitung einer 14-jährigen Bekannten aus Kamerun war. «Eine Frau, die vor uns sass, drehte sich um; sie fand die Haare meiner Begleiterin «so herzig» und griff ihr ohne Vorwarnung an den Kopf. Wir waren beide so schockiert, dass wir nicht adäquat reagieren konnten. Unsere Gefühle schwankten zwischen Erniedrigung und Empörung. Die Frau hätte dies wohl mit einer Weissen niemals gemacht, denn in der Schweiz ist es nicht Brauch, dass sich fremde Menschen gegenseitig berühren. Heute würde ich in einer solchen Situation einfach zurückgreifen.»

Den mangelnden Respekt schwarzen Kindern und Jugendlichen gegenüber kennt Sonja auch aus

Eine Frau fand die Haare meiner Begleiterin «so herzig», sie griff ihr ohne Vorwarnung an den Kopf

¹ Alle Namen geändert

Anekdoten, die ihre eigene Kindheit betreffen und die man ihr später erzählte. «Wenn grössere Kinder mich im Kinderwagen spazieren fuhren, kam es vor, dass ihnen Erwachsene Geld anboten, um den Inhalt des Wagens besichtigen zu dürfen.» Schwarze Kinder, die unter solchen Bedingungen in einer rein weissen Umgebung aufwachsen, können kaum ein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln. Wenn Kinder als Teil einer geduldeten Minorität aufwachsen, erweist es sich als notwendig, ihre kulturelle Herkunft zu pflegen und eine positive Einstellung ihrer Kultur gegenüber zu vermitteln. Es sollte ihnen auf jeden Fall ermöglicht werden, einen bikulturellen oder multikulturellen Freundeskreis zu pflegen und den Kontakt mit dem Ursprungsland des schwarzen Elternteils aufrechtzuerhalten.

In der Schweiz wird von Ausländern erwartet, dass sie sich vollumfänglich anpassen. Je fremder die Immigranten/-innen aussehen, desto unauffälliger sollte ihr Verhalten sein. Doch wenn die Hautfarbe «nicht stimmt», können Bemühungen um eine Integration wie ein akzentfreies Schweizerdeutsch oder eine Beteiligung am kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Leben nicht wirklich gelingen. Der Grad der erreichten Anpassung spielt für die Akzeptanz einer dunkelhäutigen Person eine untergeordnete Rolle, denn die negative Wertung bleibt aufgrund der Hautfarbe erhalten.

Das Kind zeigt auf mich

Die Jamaikanerin Ingrid, 50 Jahre alt, ist vor 28 Jahren als Studentin in die Schweiz gekommen. Bei der Zimmersuche machte sie die Erfahrung, dass Ausländer/innen schon am Telefon einen negativen Bescheid bekamen. «Wenn es dennoch zu einem Besichtigungstermin kam, erhielt ich immer eine sofortige Absage mit der Begründung, das Zimmer sei schon vergeben. Nach langer Suche fand ich eine Unterkunft bei einer sehr netten Familie, deren Bedingung war, dass ich nicht rauche, welche Erleichterung!»

Kurz nach ihrer Ankunft hatte Ingrid ein prägendes Erlebnis, das sie noch immer mit Tränen in den Augen erzählt: «In der Kleiderabteilung eines Warenhauses stand eine Frau mit einem etwa 5-jährigen Kind in meiner Nähe. Offensichtlich fand sie ihr Portemonnaie nicht. Nach einem kurzen Gespräch mit ihrem Kind schaute dieses mich an, zeigte mit dem Finger auf mich und sagte: *«D Negerfrau häts gnoo!»* Die Mutter rief eine Verkäuferin und verlangte von ihr, dass sie meine Handtasche durchsuche. Als die Verkäuferin nichts fand, sagte sie ihr: *«Hier ist nichts, Sie müssen anderswo suchen.»* In einem Schockzustand und zutiefst gedemütigt lief ich aus dem Laden. Es mussten zwanzig Jahre vergehen, bis ich diesen Laden wieder betreten konnte.»

Mit diesem Erlebnis ist Ingrid leider keine Ausnahme. Unter dem Verdacht, etwas gestohlen zu haben oder stehlen zu wollen, stehen dunkelhäutigen Menschen häufig. Alle befragten schwarzen Frauen berichteten über ähnliche Erfahrungen oder erwähnten das Gefühl, als potenzielle Diebinnen in Läden besser beobachtet zu werden als weisse Kundinnen. Die Szene mit der älteren Dame auf der Traminsel oder im Restaurant, die beim Nahen einer schwarzen Person ihre Tasche in Sicherheit bringt, ist zum Standardwitz unter schwarzen Frauen geworden.

Ein traumatischer Vorfall

Francine, eine senegalesische Geschäftsfrau mit Schweizer Pass, führte zu Hause ein Engros-Handelsgeschäft. Sie verliebte sich in einen Schweizer



Mann, der ihr versicherte, sie könne mit ihrer Begegnung auch in der Schweiz etwas aufbauen. Sie freute sich auf ihre neue Heimat und regelte den Verkauf ihres Geschäftes, während ihr Mann die nötigen Papiere vorbereitete. In der Schweiz arbeitete sie während dreier Jahre im Lebensmittelladen eines grossen Einkaufszentrums mit einer multikulturellen Belegschaft, zuerst in der Gemüseabteilung, später als Kassierin. «Ich fühlte mich wie zu Hause, wie in Afrika. Es gab gar keinen Rassismus.»

Ihr Mann, der nicht weit von ihrer gemeinsamen Wohnung arbeitete, fand es jedoch unangenehm, dass Francine zum Mittagessen nicht zu Hause sein konnte. Auch hätte er es geschätzt, wenn seine Frau am Abend früher nach Hause gekommen wäre. Francine fühlte sich verpflichtet, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Er suchte eine Arbeit für sie an ihrem Wohnort. Mit Bedauern, auch seitens ihres ehemaligen Chefs, wechselte sie an den neuen Arbeitsplatz, einen kleineren Lebensmittelladen. Dort erwartete sie zwar eine ähnliche Arbeit wie bei ihrer vorherigen Stelle, aber sie fand eine ganz andere Atmosphäre vor. Zwei Monate später ereignete sich



ein Zwischenfall, der Francines Leben für immer veränderte.

Eine Frau kam zu ihr an die Kasse und sagte, wahrscheinlich sei ein Fehler passiert. Sie vermutete, dass sie zwanzig Franken zu wenig Rückgeld bekommen hatte, konnte jedoch keinen Kassabeleg vorweisen. Die Kundin verliess sich auf die Redlichkeit der Kassierin und vereinbarte mit ihr: Sollten am Abend zwanzig Franken zu viel in der Kasse sein, handle es sich um ihr Geld. Francine wollte der Frau entgegenkommen und schilderte die Situation sofort dem Filialleiter. Ohne ein Wort zu verlieren, zählte dieser nicht etwa das Geld in der Kasse nach, sondern begann, Francines persönliche Schublade zu durchsuchen. Sodann hiess er sie, in die Kaffeepause zu gehen. Sie jedoch widersprach, da nicht Pausenzeit war, während der Filialleiter unbeirrt weiter suchte. «Die Durchsuchung schien ewig zu dauern. Alle Anwesenden beobachteten die Szene. Ich fühlte mich wie betrunken, schaukelte mit dem Körper hin und her und fragte mich immer wieder: «Warum macht er das?» Dies war das erste Mal, dass mir so etwas passierte.»

Der Filialleiter hatte keinen Anlass zu einem solchen Verhalten, denn jeden Abend hatte die Kasse auf den Rappen genau gestimmt, zur vollen Zufriedenheit der Prüferin. Doch damit nicht genug: Nachdem der Filialleiter der Kundin zwanzig Franken ausgehändigt hatte, brachte er den Inhalt der Kasse in sein Büro. «Ich werde nie verstehen, was in diesem Moment passiert ist. Es war schrecklich. Ich fühlte mich wie in einem Traum, meinen Körper spürte ich nicht mehr. Ich sass da und wartete. Er kam zurück, legte das Geld zurück und verschwand wieder. An diesem Tag geschah etwas in mir und um mich, das ich nie erklären kann. Ich bin ein anderer Mensch geworden.»

Sie weinte den ganzen Tag, arbeitete jedoch weiter. Viele der Mitarbeiter/innen begannen, sich über sie lustig zu machen. «Jeder Kontakt mit mir wurde vom Chef schlecht angesehen. Nur eine ebenfalls Französisch sprechende Frau kümmerte sich nicht um ihr Ansehen beim Filialleiter und unterhielt sich weiterhin mit mir. Seit diesem Ereignis arbeitete ich in einem traumähnlichen Zustand. Was ich vorher gern gemacht hatte, wurde zu einer grossen Anstrengung. Ich hatte das Gefühl, dass kaum mehr

Leute an meine Kasse kamen. Die wenigen Kunden legten das Geld so schnell wie möglich auf das Förderband, um den Kontakt mit mir zu vermeiden.» Offensichtlich hatte das Ereignis zur Folge, dass Francine die Haltung des Chefs auch auf die Kunden übertrug.

«Ich bekam Angstzustände, Schweissausbrüche und Zittern, wenn mir jemand im Tram oder auf der Strasse mit einer Tasche zu nahe kam. Schliesslich konnte ich nicht mehr arbeiten.» Von ihrem Chef

erhielt sie keine Unterstützung, sondern sie hatte im Gegenteil den Eindruck, dass er sie mit allen Mitteln loswerden wollte. Eine medikamentöse Behandlung bei einem Psychiater zeitigte keinen Erfolg. Sie wagte sich kaum mehr aus der Wohnung, da sie jederzeit mit einer Panikattacke rechnen musste. «Das Leben mit mir wurde für meinen Mann unerträglich. Wir mussten uns scheiden lassen. Jetzt bin ich nicht mehr in der Lage, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich bin allein mit

meiner Angst.» Wurde Francine Opfer eines «normalen» Mobbings von Seiten ihres Chefs, wie es irgendjemanden hätte treffen können, oder handelt es sich um eine rassistisch motivierte Herabsetzung? Die Betroffene ist klar der Meinung, es handle sich um einen Fall von Rassismus.

Je fremder die Immigrantinnen aussehen, desto unauffälliger sollte ihr Verhalten sein

Ein schwieriger Balanceakt

Vielleicht machen diese Erlebnisberichte einsichtig, mit welcher Art von Problemen dunkelhäutige Menschen in der Schweiz konfrontiert werden. Wie soll man ein vorgefallenes negatives Verhalten interpretieren? In welchem Masse richtet es sich gegen mich als Individuum oder aber gegen mich als Vertreter/in einer «Rasse»? Diese ständige Unsicherheit kostet sehr viel Energie, doch kann der Unterscheidung nicht ausgewichen werden. Eine Verdrängung hat zur Folge, dass das Individuum alle kollektiven Vorurteile gegenüber der eigenen Ethnie auf sich selber überträgt. In der Folge sinkt das Selbstwertgefühl, und die persönliche Identität wird in Frage gestellt. Wenn aber umgekehrt alle negativen Reaktionen der Umwelt als Ausdruck von Rassismus interpretiert werden, entwickelt sich eine ständige Bereitschaft zum Gegenangriff, was



zu einer allgemeinen Aggressivität der Person führen kann.

Dieser Balanceakt zwischen beiden Polen ist in einer Gesellschaft, die von einem unterschwelligem Rassismus geprägt ist, nicht vermeidbar. Glücklicherweise gibt es Angehörige der weissen Mehrheit, die sich ihrer eigenen kulturellen Vorurteile bewusst sind und ihr Verhalten gegenüber Andersfarbigen laufend überprüfen. Wenn die gegenseitigen Klischees von beiden Seiten hinterfragt werden, könnte eine Begegnung zwischen Menschen stattfinden, bei der nicht die Hautfarbe ausschlaggebend ist.

Einige schwarze Frauen berichten in Gesprächen über ihre Erfahrungen mit subtilen Formen des Rassismus und die Schwierigkeit, zurückweisendes Verhalten der andern richtig zu interpretieren. Zwischen ablehnendem oder grobem Verhalten, das alle Menschen betreffen kann und nichts mit Rassismus zu tun hat, und fremdenfeindlichem Verhalten zu unterscheiden, ist eine der grossen Herausforderungen, mit denen dunkelhäutige Menschen hier täglich konfrontiert sind. Diese ständige Unsicherheit kostet sehr viel Energie, doch kann der Unterscheidung nicht ausgewichen werden. Die Aufgabe gleicht einem emotionalen und mentalen Balanceakt.

Carmel Fröhlicher-Stines, geboren in Haiti. Sie studierte Pädagogik in New York, Literatur und Sozialpsychologie in Zürich und machte eine Ausbildung zur Gestalttherapeutin. Sie führt eine Praxis in Zürich, unterrichtet an Kantonsschulen und ist Lehrbeauftragte an der Universität Zürich.

Zusammenfassung

Der Versuch, sich in die schweizerische Gesellschaft zu integrieren, erweist sich für Menschen schwarzer Hautfarbe als besonders schwierig. In der Schweiz wird von Ausländern/-innen erwartet, dass sie sich vollumfänglich anpassen. Je «fremder» die Immigranten/-innen aussehen, desto unauffälliger sollte ihr Verhalten sein. Doch wenn die Hautfarbe «nicht stimmt», können Bemühungen um Integration wie ein akzentfreies Schweizerdeutsch oder eine Beteiligung am kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Leben nicht wirklich gelingen. Der Grad der erreichten Anpassung spielt für die Akzeptanz einer dunkelhäutigen Person eine untergeordnete Rolle, denn die negative Wertung bleibt aufgrund der Hautfarbe erhalten.

Résumé

La tentative de s'intégrer dans la société suisse se révèle souvent particulièrement ardue pour les Noirs. En Suisse, on attend des étrangers qu'ils s'adaptent totalement. Plus les immigrés ont l'air «étrangers», plus leur comportement devrait être discret. Mais si la couleur de peau «n'est pas la bonne», il se peut que les efforts qu'ils font pour s'intégrer, comme parler le dialecte suisse allemand sans accent, participer à la vie culturelle, politique et sociale, etc., n'aboutissent pas vraiment. Le degré d'adaptation joue un rôle secondaire pour l'acceptation d'une personne dont la peau est foncée, car cette couleur de peau laisse perdurer le jugement négatif que l'on porte sur cette personne.

Quelques femmes noires racontent dans des interviews les expériences qu'elles ont faites avec les formes subtiles du racisme et les difficultés d'interpréter correctement l'attitude de rejet qu'ont les autres. Faire la distinction entre une attitude de rejet ou une attitude brusque – qui peut toucher tous les gens et n'a rien à voir avec le racisme – et une attitude xénophobe est l'un des plus grands défis auxquels sont confrontés quotidiennement les gens à peau sombre. Cette incertitude constante prend beaucoup d'énergie, mais cette distinction est inévitable. C'est une tâche qui ressemble à un exercice d'équilibre émotionnel et mental.

**Wenn die
Hautfarbe «nicht
stimmt», können alle Be-
mühungen um eine Integration
nicht wirklich gelingen**



Être femme de couleur en Suisse

KINJA MULEGWA

Les femmes de couleur sont diversement insérées dans la société suisse. Toutes doivent s'affronter au défi de conjuguer culture d'origine et culture de leur pays d'accueil.

La Suisse est un pays dont la population d'origine est de race blanche; être de couleur en Suisse c'est donc forcément être immigré. Il faut dès lors commencer par rappeler la situation générale de l'immigré dans la Confédération helvétique, avant d'évoquer les problèmes spécifiques de l'immigrée de couleur. Selon le *Larousse de la sociologie*, les immigrés et les émigrés sont indissociablement les mêmes. Il s'agit de gens qui ont quitté le pays où ils sont nés et où ils ont été élevés pour s'installer dans un autre pays. Le *Larousse* fait surtout observer qu'il y a toujours une raison profonde à l'origine de chaque migration: immigrés ou émigrés sont soit chassés par la misère, à la recherche de terres plus hospitalières, soit menacés dans leur existence et contraints de trouver la sécurité ailleurs. Ou, moins dramatiquement, ils sont attirés par la richesse, la liberté ou la modernité de la région d'accueil. Le *Larousse* précise encore que l'attitude des immigrés ou émigrés à l'égard de leur communauté d'accueil varie selon la nature du facteur qui les a poussés au départ ou attirés à l'extérieur. Les exilés politiques ont souvent conscience d'un départ définitif. En conséquence, ils se sentent acculés à l'adaptation quelles que soient les conditions du pays qui leur offre l'abri. En revanche, les immigrés économiques, du moins depuis la Seconde Guerre mondiale, partent avec un projet d'accumulation financière et le rêve de revenir ensuite s'installer au pays. C'est pourquoi, au début de leur séjour dans le pays d'immigration, ils limitent

les relations avec la société qui les entoure au minimum indispensable pour réaliser leur projet. Toujours pour le *Larousse*, cette distinction classique entre exilés politiques et immigrés économiques reste superficielle aux yeux d'Eisenstadt (1955). Il constate, en effet, que la réalité expérimentée par les deux catégories comporte des traits communs: notamment l'obligation d'élaborer des rôles nouveaux et de s'adapter aux nécessités de la vie commune dans le pays d'accueil, en un processus involontaire d'acculturation. Il arrive que, selon les besoins d'adaptation rencontrés, même les immigrés économiques finissent par infléchir leur projet initial. Le regroupement familial, par exemple, entraîne des attitudes de consommateurs; les rôles familiaux se transforment. Il se forme une culture spécifique d'émigrés, où se bricolent des éléments empruntés aux modèles d'origine et aux modèles de la société d'accueil.

Six catégories de femmes de couleur en Suisse

Venons-en maintenant à la question de la femme de couleur. Et précisons tout de suite qu'il n'y a pas une femme de couleur en Suisse. On peut en fait recenser six catégories de femmes noires africaines en Suisse: les femmes fonctionnaires qui travaillent à l'ONU; les épouses de fonctionnaires internationaux; les étudiantes; les immigrées célibataires; les immigrées mariées avec un compatriote, et les femmes mariées à des Suisses. Les expériences de ces femmes sont différentes selon leur statut social et leur propension à aller vers les autres. Mais si leurs chances d'intégration et leurs risques de rejet/mar-

**La femme
de couleur est souvent
partagée entre une souffrance
frisant la révolte et le
respect de la dif-
férence**

ginalisation ne sont pas les mêmes, un trait commun demeure: en Suisse, les femmes de couleur sont souvent partagées entre leur culture d'origine et celle de leur pays d'accueil.

La femme de couleur célibataire travaillant à l'ONU n'est souvent pas en contact avec les Suisses. Comme beaucoup des fonctionnaires, elle vit dans un ghetto socioculturel simplement parce que ses rapports sociaux se limitent à ses collègues. Mais ceci n'est pas un choix délibéré, beaucoup de ces femmes confessent qu'il leur est très difficile de tisser des relations avec les Suisses.

Quant à *l'épouse du fonctionnaire international*, elle se trouve dans une situation beaucoup plus difficile; elle est confinée dans l'univers culturel de ses compatriotes.

L'étudiante de couleur a une situation un peu différente. Elle a des contacts avec ses camarades de faculté; son horizon est beaucoup plus vaste, car ses camarades sont d'origines multiples: Suisses et non-Suisses. Non seulement elle est en contact avec la société helvétique, mais encore elle approche d'autres cultures à travers ses camarades non-Suisses. Cependant, elle aussi est en butte au risque de rejet si elle n'a pas la capacité de composer avec le nouveau milieu multiculturel dans lequel elle vit.

Une Noire qui a épousé un Suisse a plus d'occasions de tisser des relations avec les Suisses, c'est évident. Elle est en contact avec sa belle-famille et avec l'entourage de son mari. Elle apprend à connaître les différentes facettes de la société suisse à travers son mari. Elle n'est toutefois pas soustraite aux risques de marginalisation, voire de rejet. Parce qu'elle est en permanence à cheval entre deux cultures, chez elle (à la maison) et à l'extérieur (dans la société), elle livre un combat perpétuel entre sa culture d'origine et celle du pays hôte. Elle doit toujours veiller à ce que son intégration dans la société suisse ne rime pas avec aliénation et à ce qu'un repli en soi ne débouche pas sur la marginalisation.

La femme africaine mariée à un compatriote

Qu'en est-il de l'Africaine mariée à un compatriote? Comment vit-elle son expérience avec son mari et ses enfants en Suisse? Peut-elle s'enrichir culturellement dans un pays étranger et si lointain du sien? Peut-elle survivre au choc des deux cultures sans se renier?

Dans beaucoup de cas, elle a rejoint son mari en Suisse. Comme lui, elle est arrivée avec son patrimoine culturel. La période de transition est souvent difficile. L'individualisme suisse est le premier choc culturel. Dans son Afrique lointaine, la symbiose du groupe l'emporte souvent sur l'individualisme. La solidarité de la famille élargie aide à affronter les problèmes (mariage, chômage, deuil, scolarité et santé). L'Africaine découvre qu'en Suisse les insti-

tutions ont remplacé la solidarité familiale: assurances chômage et maladie, maisons de repos, par exemple. Elle réalise aussi que les liens familiaux sont faibles et que les personnes du troisième âge sont «parquées» dans des foyers où leurs enfants ne les visitent que sporadiquement. Elle est souvent partagée entre une souffrance frisant la révolte et le respect de la différence. Mais les contradictions, l'Africaine les vit d'abord dans son foyer, avec son mari. Pour la première fois, elle est seule avec lui et leurs enfants. Pas le moindre soutien d'une tante, d'un oncle, d'une sœur ou d'un frère. Tout le poids lui retombe dessus: le travail, la cuisine et la préparation des devoirs des enfants. Alors qu'en Afrique elle n'avait pas souvent besoin de l'aide de son mari, en Suisse, elle n'a que lui comme soutien. L'attitude de ce dernier déterminera le mal de vivre ou le bonheur de sa femme. Quelques problèmes émergent souvent. La socialisation des enfants, par



exemple. En Afrique, les rapports parents/enfants sont verticaux et le père exerce une autorité indiscutable sur les enfants. Les vieux, considérés comme dépositaires de la sagesse collective, sont respectés par les enfants. Le modèle européen est différent. Les rapports sont horizontaux, parents et enfants sont plus «copains». Les deux modèles ont leurs avantages et leurs inconvénients. Et l'Africaine aura tendance à socialiser ses enfants comme en Afrique. Or l'école, groupe secondaire de socialisation, n'est pas complémentaire: les enfants africains y apprennent les valeurs sociales helvétiques, qui parfois s'opposent aux valeurs africaines. Un exemple: en Afrique, une fille n'est pas autorisée à inviter son copain à la maison. La mère africaine ressentira donc comme un affront le geste de sa fille amenant un ami à la maison. Autre exemple: après la puberté, c'est généralement la tante qui s'occupe de l'éducation d'une fille. En Suisse, l'Africaine vivant dans une famille nucléaire doit faire un effort pour aborder avec sa fille certains sujets tabou. Elle doit aussi «être copine» avec ses enfants pour établir un climat de confiance qui leur permettra de se confier à elle.



Mais le plus grand défi est incontestablement le contact de l'Africaine avec le reste de la société. Dans l'imaginaire collectif africain, l'Europe en général et la Suisse en particulier sont considérées comme le «paradis terrestre» où il fait bon de vivre. Mais cette bonne réputation ne se réfère qu'au matériel (niveau de vie). La dimension importante, celle des relations humaines, n'est pas prise en compte dans ce schéma matérialiste. Le premier choc est causé par les rapports dans les familles: des frères, avec chacun sa famille, qui ne se rencontrent que rarement; des mères âgées abandonnées par leurs enfants; des chômeurs qui peinent alors qu'ils ont des cousins et frères fortunés. La première réaction de la femme de couleur est un sentiment de révolte: «Si c'est ça le modèle social suisse, mieux vaut l'Afrique». Ce sentiment de révolte peut engendrer une réaction de repli sur soi susceptible de renforcer le mal de vivre. Les rapports avec la société suisse sont fréquents. La femme de couleur fait ses achats, rencontre les professeurs des enfants, répond à des invitations, recherche travail et logement. L'attitude de ses interlocuteurs compte pour beaucoup. Ici, deux exemples peuvent être signalés. Il arrive que la mère soit convoquée à l'école des enfants pour se voir reprocher leur indiscipline ou leurs mauvais résultats. Si on lui dit qu'ils ne sont pas bien suivis à la maison, elle peut ressentir cela comme de la provocation. Surtout, lorsque les enfants se plaignent à la maison de l'attitude dédaigneuse du professeur à leur égard; s'ils rapportent aux parents qu'en classe ils se sentent marginalisés, que le maître ne leur donne jamais la parole; que pendant la pause ils sont l'objet des quolibets de leurs camarades à propos de leur cheveux crépus, de leur Afrique dont des images misérabilistes défilent à la télévision. La mère découvre le racisme à travers les expériences de ses enfants. Elle-même a été rejetée

plus d'une fois, quand elle cherchait du travail. Convoquée pour un entretien, elle n'a pas compris que le poste qui correspondait à toutes ses qualifications lui soit refusé. Elle se souvient aussi de l'appartement qu'elle n'a pu obtenir que grâce à l'intervention énergique et déterminée de l'assistance sociale. Elle souffre et souvent ne comprend pas pourquoi on ne la prend pas comme elle est. Sa réaction à tout cela déterminera son devenir en Suisse. Soit elle qualifie les Suisses de racistes et pour les «punir» en vient à rejeter tout ce que la Suisse peut lui apporter de positif. Soit elle se bat contre l'ignorance et la peur de l'autre.

**Une Noire
qui a épousé
un Suisse est en
permanence à cheval
entre deux cultures, chez
elle (à la maison) et
à l'extérieur (dans
la société)**

S'engager sans s'aliéner

Beaucoup des femmes de couleur ont fait l'effort d'aller vers les Suisses. Elles sont dans la société civile, dans les ONG; elles s'engagent bénévolement; elles ouvrent des petits restaurants, etc. Elles ont trouvé le juste compromis; pas acculturées/aliénées, mais pas non plus égocentrique. Elles se défrisent les cheveux et portent des perruques, mais elles se font aussi des tresses. Elles ont construit une culture hybride, faite d'un peu de Suisse et d'un peu d'Afrique ...

Kinja Mulegwa, née le 22 juin 1951 au Congo (RDC) ex-Zaïre, en Suisse depuis 1969, employée à l'État de Genève depuis 20 ans. Membre fondatrice de l'association de femmes d'origine africaine (AFOA), membre du comité de l'Association *Treffpunkt Schwarzer Frauen* (Centre pour femmes noires) à Zurich.

Bibliographie

- Raymond Boudon, Philippe et al. 1996
Dictionnaire de la sociologie. Paris: Larousse.
- Baertschi, Bernard, François Dermage, Pierre Dominicé 1998
Comprendre et combattre l'exclusion sociale face aux exigences de l'éthique. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes.
- Mezel, Olivier 1996
L'exclusion: le social à la dérive. Paris: Edition le Monde.
- de Comarmond, Patrice, Claude Duchet 1969
Racisme et société. Paris: Maspéro.
- Malet, Emile 1994
La xénophobie. Paris: Passages, Unesco.
- Peters, Georges 1986
Racismes et races – histoire, science, pseudo-science et politique. Lausanne: Editions d'en Bas.

**Résumé**

Si le processus d'intégration des immigrés en Suisse dépend en grande partie des motifs de l'exil (exil volontaire ou non, motifs politiques ou économiques), tous les migrants vivent la nécessité d'élaborer de nouveaux rôles à partir d'éléments empruntés à leurs modèles d'origine et aux modèles de leur société d'accueil.

Le groupe spécifique des femmes de couleur est fort hétérogène, à y regarder de près: fonctionnaires d'organisations internationales, épouses de fonctionnaires internationaux, étudiantes, immigrées célibataires, immigrées mariées à un compatriote, immigrées mariées à un Suisse. Les chances d'insertion de ces femmes varient bien sûr en fonction de leur statut social, mais aussi de leur capacité à aller vers l'Autre.

La rencontre avec l'individualisme suisse est le premier choc culturel que vit une femme africaine mariée à un compatriote. La solidarité de la famille élargie est, en Suisse, remplacée par les assurances sociales et les maisons de repos pour personnes âgées. Pour la première fois de sa vie, la femme africaine ne peut compter que sur son mari pour la soutenir dans ses tâches de mère de famille: ici, pas de tantes, de sœurs ou de frères. L'image de la Suisse-paradis terrestre s'écroule: richesse matérielle, mais choquante pauvreté des relations humaines. Le modèle d'autorité parentale aussi est différent: là-bas le père était l'autorité indiscutable, ici le modèle est plutôt de camaraderie entre parents et enfants.

Les rapports avec la société d'accueil sont parfois conflictuels. Avec les enseignants par exemple, lorsque la mère se voit reprocher les mauvais résultats ou l'indiscipline de ses enfants; ou avec les employeurs qui rechignent à engager une Noire.

La réaction de la femme de couleur face à ces obstacles déterminera son devenir en Suisse: repliée sur sa souffrance, ou décidée à combattre la peur et l'ignorance. Beaucoup de femmes de couleur ont trouvé une voie propre entre l'aliénation et le repli: dans une culture hybridée, un peu suisse, un peu africaine ...

Zusammenfassung

Der Integrationsprozess der Migrantinnen hängt zu einem grossen Teil von den Motiven ihres Exils ab: War dieser Schritt freiwillig oder nicht, erfolgte er aus politischen oder aus ökonomischen Gründen? Doch alle Migrantinnen müssen im Spannungsfeld zwischen Herkunft und Aufnahmegesellschaft eine neue Rolle finden.

Farbige Migrantinnen sind keine einheitliche Gruppe. Da gibt es sowohl Funktionärinnen von internationalen Organisationen wie Ehefrauen von Funktionären; es gibt zahlreiche Studentinnen, ledige Frauen und Frauen, die mit einem Landsmann oder mit einem Schweizer verheiratet sind. Eine erfolgreiche Integration hängt immer sowohl von der sozialen Stellung wie von der Fähigkeit ab, auf den Anderen zugehen zu können.

Der erste Schock, den eine Migrantin überwinden muss, die mit einem Landsmann verheiratet ist, ist der schweizerische Individualismus. Statt der Solidarität der erweiterten Familie gibt es hier Versicherungen und Altersheime. Zum ersten Mal in ihrem Leben kann diese afrikanische Frau nur noch auf ihren Mann zählen: Im Exil gibt es keine Tanten, Schwestern oder Brüder. Das Bild der Schweiz als irdisches Paradies zerbricht: Zwar ist das Land wirtschaftlich reich, aber auf der Ebene der menschlichen Beziehungen gleichzeitig erschreckend arm. Auch die Beziehung der Eltern zu den Kindern ist anders: Wird dort die väterliche Autorität grundsätzlich nicht in Frage gestellt, so herrscht hier ein eher kollegiales Verhältnis zwischen Eltern und Kindern vor.

Zahlreiche Konflikte müssen bewältigt werden, etwa mit Lehrern, die der Mutter die mangelnden schulischen Leistungen oder die fehlende Disziplin der Kinder vorwerfen, oder mit Arbeitgebern, die keine Schwarzen anstellen wollen.

Die farbige Frau kann sich entweder auf ihren Schmerz zurückziehen und isolieren oder bewusst Angst und Unwissen bekämpfen. Zwischen Selbstentfremdung und Isolation hin und her gerissen, haben viele Frauen in einer hybriden Kultur, die sowohl afrikanische wie schweizerische Elemente umfasst, einen eigenen Weg gefunden.



Les mariages binationaux helvético-africains, figures exemplaires de l'union mixte?

LAURENCE OSSIPOV

Les couples helvético-camerounais et helvético-congolais rencontrés dans le cadre d'une recherche sur les relations interculturelles constituent-ils des cas de figure particuliers si nous les comparons aux autres mariages mixtes de notre enquête (couples helvético-marocains, helvético-polonais et helvético-turcs), étudiés principalement à Berne, Fribourg et Neuchâtel?

En traitant quelques thèmes développés dans notre rapport de recherche nous verrons qu'à certains égards, ils présentent des spécificités tandis qu'à d'autres ils ne se différencient guère des autres couples observés et interviewés.

La migration de ressortissants du Cameroun et de la République démocratique du Congo (ex-Zaïre) en Suisse ne date que d'une vingtaine d'années et ne concerne pas plus de quelques milliers de personnes. La plupart de nos informateurs camerounais et congolais sont arrivés comme requérants d'asile, dans les années 1980 ou, plus tardivement, dans les années 1990. D'autres sont venus comme étudiants. Les couples se sont souvent formés en Suisse, à l'exception de certains partenaires qui se sont rencontrés à l'étranger.

Pour des raisons linguistiques, la population camerounaise et congolaise préfère généralement émigrer dans les régions francophones de la Suisse. A Neuchâtel et à Fribourg, les Camerounais(es) et les Congolais(es) sont nombreux. Par le hasard de la constitution de nos réseaux d'informateurs et une certaine résistance des maris suisses dans les couples helvético-africains à participer à notre enquête, nous avons de préférence eu affaire à des couples composés d'Africains et de Suissesses. Sur les quatre-vingt-cinq couples binationaux étudiés, nous comptons quatre couples helvético-camerounais et dix-huit couples helvético-congolais.

Trajectoires de migration et choix du partenaire

Les mariages précipités pour des raisons de résidence et de permis de séjour sont fréquents, ce qui ne veut pas dire qu'il s'agisse de mariages de complaisance. Ils font toutefois l'objet d'un soupçon qui émane aussi bien de l'entourage du partenaire suisse que de celui du conjoint d'origine étrangère. Le projet de mariage avec un Suisse ou une Suissesse n'est évidemment pas absent des trajectoires des informateurs et des informatrices pour lesquels la migration et le projet de mariage permettent un meilleur accès à la formation professionnelle et aux ressources économiques. Toutefois, la décision d'émigrer comme le choix d'un conjoint sont toujours accompagnés d'aléatoire. Ils ne sont ni entièrement calculés, ni

pensés dans tous leurs tenants et aboutissants. Les décisions ne peuvent d'ailleurs être réduites à de purs calculs puisqu'elles ne se révèlent comme choix prédestinés qu'à posteriori lorsque les conjoints reconstruisent leurs récits de vie.

Dans ces récits et dans leurs différents énoncés thématiques, les époux utilisent (volontairement ou involontairement) une rhétorique qui devrait permettre d'éviter que l'ethnologue ne relaie le soupçon de mariage de complaisance qu'ils savent

peser en règle générale sur les mariages «mixtes». Certains décrivent leur mariage comme une histoire d'amour – ce qui paraît légitime dans notre société. Ainsi l'histoire de la rencontre et du mariage est-elle très souvent présentée selon le modèle du coup de foudre. Dans ce modèle, la rencontre est attribuée à des points d'intersection entre des réseaux amicaux et professionnels fréquentés par les futurs partenaires, ou au hasard de la sociabilité dans certains lieux (gares, trains, bars, magasins, discothèques, espaces sportifs, écoles, etc.).

Le conjoint qu'il soit étranger ou national est, tour à tour, selon le contexte et selon les interactions, un médiateur

Parfois, nos informateurs présentent leur mariage comme la chronique d'une «rencontre annoncée» parce qu'il est plus facile de l'expliquer à l'ethnologue (parler d'amour peut être gênant) et probablement aussi parce que ce type de récit justifie mieux un mariage non conforme. De part et d'autre (parfois seulement du côté du conjoint autochtone), les époux expliquent avoir toujours pensé qu'ils épouseraient un étranger. Nous avons entendu des informatrices dire que «l'Afrique» les avait toujours intéressées, notamment sous un angle exotique, tiers-mondiste ou missionnaire. Parfois certaines se contentent de mentionner qu'elles se sont toujours senties attirées par les étrangers, qu'elles étaient tenues pour marginales ou rebelles et que le mariage «mixte» ne vient que confirmer, à leurs yeux comme à ceux de leur entourage, leur position anti-conformiste: «J'ai toujours pensé que tu n'épouserais pas un «bon» Suisse», disent en substance quelques informatrices qui relaient ici les paroles de leur père ou mère. Paradoxalement, du côté de l'autochtone, ce discours peut passer pour une justification acceptable d'un choix non conforme, alors que du côté du conjoint allogène cela pourrait bien apparaître, aux yeux des Suisses, pour une stratégie de mariage de complaisance, pour une préméditation du délit!

Les conjoints d'origine camerounaise et congolaise disent que du fait d'une éducation marquée par la colonisation française et – pour beaucoup – par l'entreprise missionnaire, ils se sentaient très concernés – avant même leur immigration – par l'Occident et en particulier la France. Aussi projetaient-ils d'épouser une Blanche qui les relierait à leur éducation et à leurs connaissances de la culture occidentale. Cette projection correspond aussi au désir de ne pas épouser une Africaine qui n'aurait pas reçu la même éducation qu'eux. Ce projet de mariage ne signifie par pour autant qu'ils rejettent toute «africanité»: certains informateurs disent avoir pris grand soin de familiariser leur épouse à des pratiques ou des valeurs qu'ils définissent comme africaines.

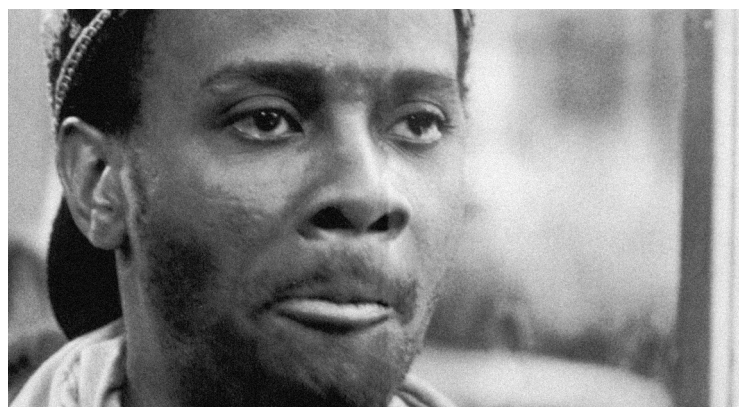
Au long de ces fragments de récits, il convient de noter que l'attention portée aux motivations évoquées par les conjoints d'origine étrangère ne devrait pas faire oublier celles du conjoint autochtone: «La possibilité de renforcer son pouvoir en profitant de la faiblesse statutaire du partenaire étranger, l'envie de jouir pleinement d'une relation amoureuse avec un partenaire d'origine étrangère, le goût de l'aventure, l'attraction pour l'exotique, comme la perspective d'envisager – même temporairement – de vivre dans un autre pays sont des objectifs pour beaucoup de Suisses et de Suissesses» (Waldis, dans: Alber 1999, p. 81).

Cette façon de penser et de présenter son mariage comme le fruit d'un coup de foudre et/ou comme la «chronique d'une rencontre annoncée» coexiste

avec un autre type d'énoncés qui visent à banaliser la «mixité» (la binationalité) de l'union: dans ce cas les informateurs se refusent à apparaître comme des cas particuliers, ils veulent que leur histoire ne se différencie pas de celle qui pourrait se rencontrer dans des couples mononationaux.

Intégration et médiation

Sans pouvoir discuter ici de la pertinence du concept d'intégration et de médiation, on relèvera que le mariage mixte, lorsqu'il n'est pas soupçonné d'être de complaisance, est pensé par les officiers d'état-civil ou les institutions concernées par les unions binationales, comme un lieu d'intégration du partenaire étranger. Le partenaire national aide bien entendu le partenaire d'origine étrangère dans un certain nombre de démarches administratives



concernant son statut juridique. Il permet aussi, dans certains cas, au conjoint d'origine étrangère d'entreprendre une formation et de bénéficier à terme d'une insertion économique satisfaisante. Toutefois en matière de sociabilité, nous avons souvent pu observer – toutes nationalités confondues – que le partenaire d'origine étrangère contribue à intégrer le partenaire national dans un réseau de relations propres à la société de résidence, soit parce que le conjoint national ne provient pas du canton dans lequel le couple réside, soit parce que son réseau social, sa personnalité ou son sexe (il y a peut-être ici un effet de genre qui associe la sociabilité tournée vers l'extérieur du foyer conjugal au sexe masculin) lui permettent de connaître plus de monde et d'investir des espaces de sociabilité plus larges. Ainsi n'est-il pas rare que certains Suisses et surtout des Suissesses disent avoir été «intégrés» par leur conjoint d'origine étrangère: «C'est lui qui connaît tout le monde», «C'est lui qui m'a fait connaître le canton», «C'est avec lui que j'ai commencé à sortir dans des boîtes», «Du fait de son travail et de ses activités associatives, il connaît mieux la Suisse romande que moi» disent-elles par



exemple. Le conjoint d'origine étrangère contribue aussi involontairement à l'intégration civique du conjoint national, à ce que ce dernier acquière un certain savoir juridique: le Suisse ou la Suissesse qui veut épouser un étranger (en particulier un requérant d'asile qui risque de voir sa requête rejetée) finit par connaître bon nombre de lois et de procédures au travers des parcours administratifs que le couple doit suivre pour réaliser son projet.

Certains Suisses ou Suissesses participent aussi de la société d'origine de leur conjoint. Ils ont des liens avec le pays d'origine ou des réseaux de compatriotes de leur partenaire. Ils se transforment parfois en médiateurs en se rendant dans le pays du conjoint d'origine étrangère, par exemple pour présenter les enfants à la famille, lorsque le conjoint d'origine étrangère ne peut le faire lui-même, parce qu'il est réfugié et qu'il ne peut momentanément plus se rendre dans son pays.

Cette fonction de relais ne devrait cependant pas être confondue avec une identification globale au pays d'origine du conjoint, ni à sa famille. Elle est le fruit d'un processus sélectif en matière de vacances («un peu de famille, mais aussi du tourisme»), de nourriture, d'art, de musique et parfois de politique. En somme, le conjoint, qu'il soit étranger ou national, est, tour à tour, selon le contexte et selon les interactions, un médiateur, une personne qui contribue à activer ou, à l'inverse, à désactiver les liens avec les réseaux familiaux, sociaux, professionnels de l'une ou l'autre société.

Cette activation ou cette désactivation des liens ne s'opère pas sans distance critique. Elle n'est pas une simple adhésion à des racines et à une identité d'origine qui n'auraient pas déjà été modifiées dans le parcours migratoire. Elle se construit tout au long d'un processus non linéaire qui conduit à se distancer et à se rapprocher de la société d'origine et de celle de résidence au sein de l'espace de conflits, de négociations et de compromis que constituent tous les couples et en particulier les couples binationaux.

Les unions helvético-camerounaises et helvético-congolaises: une figure exemplaire du couple mixte?

Les couples interviewés ne présentent pas de spécificités par rapport aux autres couples, à l'exception de

ce qui concerne leurs trajectoires migratoires (les Polonais et les Marocains ne reçoivent par exemple pas un statut de requérant d'asile) et les liens parfois plus distendus qu'ils entretiennent avec leur famille du fait de la difficulté à effectuer fréquemment des voyages entre le Cameroun, la République démocratique du Congo et la Suisse.

Les propos souvent entendus sur les différences de sociabilité entre les Suisses et les Africains nous en apprennent par ailleurs plus sur les Suisses que sur les Africains. Des propos quasi identiques sont en effet tenus sur les Suisses et leur manque d'ouverture et de souplesse par des informateurs marocains, polonais ou turcs.

Du fait que la mixité du couple est avant tout définitive à l'extérieur du couple par les officiers d'état-civil, par les deux familles et par le réseau de sociabilité qui associent une plus grande distance géographique à une plus grande distance culturelle, les couples helvético-africains deviennent toutefois une figure stéréotypée du couple mixte. Dans ce cas, ils se révèlent comme spécifiques surtout dans le regard des Suisses.

Dans les médias suisses et parfois internationaux, il n'est pas rare qu'une photographie unissant un couple «Noir-Blanc» soit utilisée pour illustrer les articles sur les couples mixtes! De même, des photographies ou des expressions telle que «couscous-pommes frites» renvoient à des couples helvético-maghrébins, dont le stéréotype est renforcé par l'imagerie construite autour de l'islam.

Du fait de leur visibilité plus grande (ce sont en principe des couples «Noir-Blanc»), les couples helvético-africains sont aussi considérés d'emblée comme binationaux par l'entourage suisse, même si le conjoint d'origine étrangère est naturalisé suisse. C'est d'ailleurs «le conjoint d'origine national qui devient le plus visible, car le partenaire d'origine africaine était bien avant son mariage perçu, voire stigmatisé, par son phénotype» (Outemzabet-Litsios). En outre, compte-tenu de leur immigration récente et de leur fréquent passé de requérants d'asile, les conjoints d'origine africaine sont plus soupçonnés que d'autres de conclure des mariages de complaisance. Enfin, bien qu'ils aient souvent suivi une scolarisation française et qu'ils soient sensibilisés aux systèmes de valeurs occidentaux par leur éducation ou la mondialisation des références et des pratiques, ils tendent à être





perçus comme plus «étrangers» et porteurs d'une plus «grande différence culturelle» que d'autres conjoints d'origine étrangère rencontrés dans cette enquête.

Laurence Ossipow, docteure en lettres, maître-assistante à l'Institut d'ethnologie de l'Université de Neuchâtel, outre ses travaux en anthropologie du corps et de l'alimentation, s'est spécialisée dans le domaine des migrations et des relations interculturelles.

La recherche a été mandatée par le *Fonds national de la recherche scientifique suisse*, Programme national de recherche 39 «Migrations et relations interculturelles».

.....
Bibliographie

Alber, Jean-Luc, Laurence Ossipow, Valérie Outemzabet-Litsios, Barbara Waldis 1999

Couples binationaux: migrations, trajectoires, réseaux et relations interculturelles. Fribourg, Neuchâtel: rapport pour le PNR 39.

Ossipow, Laurence (sous-presse)

«Mariages de complaisance et unions mixtes: du soupçon aux énoncés justificateurs.» Dans: *Colloque interdisciplinaire Histoires d'amour et de papiers*, organisé par l'Association romande contre le racisme à Lausanne, le 16 mars 1998.

Résumé

Les couples belvético-africains représentent une figure saillante ou négative du mariage binational en Suisse. Du fait de leur fréquent statut de requérant d'asile et de la «trop grande différence culturelle» dont ils seraient porteurs, les partenaires d'origine africaine sont, plus que les conjoints d'origine européenne, désignés par les officiers d'état-civil et par leur entourage comme concluant des unions fragiles, voire des mariages de complaisance. Pourtant, les projections des deux partenaires en matière de choix du conjoint, les arrangements qui s'opèrent au sein du couple et le rôle de médiateur que joue, tour à tour, chaque conjoint, présentent de nombreuses analogies avec les autres mariages «mixtes» toutes nationalités confondues.

Zusammenfassung

Wenn es darum geht, «typische» oder «negative» Beispiele binationaler Paare zu beschreiben, ist oft von schweizerisch-afrikanischen Paaren die Rede. Mehr als andere binationale Paare behaften die Behörden und die soziale Umgebung sie mit Vorurteilen. Die sogenannte «kulturelle» Differenz sei grösser und afrikanische Partner hätten oft Asylbewerberstatus, deshalb seien diese Eben fragiler oder aus reiner Gefälligkeit geschlossen. Solche Vorurteile halten sich, obwohl die Vorstellungen der Partnerwahl, die Gestaltung der Paarbeziehung und die gegenseitig eingenommenen Vermittlerrollen schweizerisch-afrikanischer Paare sehr viel mit binationalen Paaren jeglicher Herkunft gemeinsam haben.



«... vier Mohrenköpfe, bitte.» Sprache ist nicht immer wertfrei

KELECHI MENNEL

Ob «Mohrenköpfe», «Negerküsse» oder einfach «Neger»: Bezugspunkt ist immer eine Karikatur der nichtweissen Bevölkerung Afrikas. Damit ist nicht zu spassen. Denn was scheinbar so harmlos daherkommt, verbirgt in Tat und Wahrheit einen uneingestanden Rassismus.

Immer wieder treffe ich auf Menschen, die Wörter wie «Mohrenkopf», «Mischling», «Mulatte» und insbesondere «Neger» ungeniert benutzen. Sachliche Argumente gegen die Verwendung dieser Wörter prallen an ihnen spurlos ab. Woher kommt dies? Erziehung und Gewöhnung spielen eine wichtige Rolle. Ein jahrelang antrainiertes rassistisches Denken scheint bei vielen Menschen eine dicke Schicht hinterlassen zu haben, die keine neue Einsicht zulässt. Die meisten sind mit Kinderliedern oder -büchern aufgewachsen, in denen mit dem Wort «Neger» oder mit «Schwarzen» im Allgemeinen Negativbilder von afrikanischen Menschen verknüpft sind. Wie zum Beispiel: «Zehn kleine Negerlein» oder der Abzählreim «Ist die schwarze Köchin da?», welcher lautet: «Ist die schwarze Köchin da? Nein, nein, nein ... Da steht sie ja! Pfui, pfui, pfui.» Das Kind, welches die «schwarze Köchin» ist, muss ausscheiden. So auch beim Kartenspiel «schwarzer Peter»: Wer den «schwarzen Peter» erwischt, hat verloren. Der «schwarze Peter» wird mit Kulleraugen, dicken Lippen und Bastrock dargestellt. Auch die Kirche hat ihren Beitrag zum Reservoir an Negativbildern geleistet: In Afrika sind alle arm, weshalb die Menschen «dort unten» unsere Hilfe brauchen. Kinder aus Afrika werden nackt und verhungert dargestellt. Schweizerkinder ziehen los und sammeln für die «kleinen armen Negerlein».

Man muss keine Bücher aufschlagen, um den rassistischen Ausdrücken zu begegnen. Sie werden in Form von Lebensmitteln unter die Leute gebracht. So kann ich in einer Bäckerei «Mohrenköpfe» (oder «Negerküsse») kaufen. Die sind mit Kulleraugen und breiten roten Lippen aus Marzipan verziert. Erniedrigende Klischeebilder werden auf diese Weise salonfähig. Ein Hochschulprofessor für Biologie, der sich vehement für die Benutzung solcher Bezeichnungen einsetzt, schreibt mir in einem privaten Brief unter anderem: «Wenn man in keinen Laden mehr gehen darf, um «Mohrenköpfe» zu kaufen, dann könnte man das schon unter leichter Verfolgungsangst einordnen. Schliesslich kauft man

auch «Mozartkugeln», «Berliner», «Frankfurter» und «Amerikaner» und jeder hat das Gefühl, wie auch bei den «Mohrenköpfen»: das ist was Gutes und keine Diskriminierung.» Betrachtet man aber die bildlichen Darstellungen auf den Verpackungen von Mohrenköpfen, so erkennt man die bereits bekannte rassistische Karikatur von Afrikanern: Kulleraugen und wulstige Lippen. Im Falle von «Frankfurtern» oder «Berlinern» ist mir noch nie eine symbolische Diffamierung begegnet. Da wird vielmehr der Bezug zur Ortschaft hergestellt. Auf den Mozartkugeln ist der Komponist neutral und realistisch dargestellt und überhaupt nicht lächerlich gemacht.

Mehr als nur ein Wort!

Keine andere Menschengruppe wird mittels der Sprache derart abqualifiziert wie die Afrikanerinnen und Afrikaner. Sie werden selten «Afrikaner» genannt, sondern oft «Kaffer», «Mohren» oder «Neger». Ich kenne kein anderes Wort, das im übertragenen Sinne so vielfältig negativ verwendet wird wie «Neger». Ein paar Beispiele:

- «Einen Neger abseilen» = Auf der Toilette sein grosses Geschäft erledigen.
- «Dann stehst du da wie der letzte Neger» = Blöde dastehen.
- «Ich bin doch nicht dein Neger» = Ich mache doch nicht deine Drecksarbeit.
- «Was für eine Negerordnung du hast!» = Unordnung.
- «Neger sein» = ohne Geld sein.
- «Angaben wie zehn nackte Neger» = Fürchterlich angeben, prahlen.

«Neger» wird in diesen Redensarten in einem eindeutig negativen Sinne verwendet, als Träger von abwertenden Stereotypen wie «dienend», «arm», «unordentlich», «nackt» usw. Diese Bilder stammen aus kolonialer Zeit und haben bis heute den Zweck, Dunkelhäutige im Vergleich mit den Weissen als eine mindere Menschenart hinzustellen.

Das stereotype Bild über dunkelhäutige Menschen hat sich nicht verändert. Auch der Sprachgebrauch hat sich bloss an die Konventionen der heutigen Zeit angepasst. Heutzutage hütet man sich, öffentlich von «faulen, wilden Negern» zu sprechen. Man drückt sich dezenter aus und redet von «nicht

anpassungsfähigen Negern», von einem «zu grossen kulturellen Unterschied» oder von «Negern, die nur mit Hilfe anderer überleben können» und deshalb von der Sozialhilfe leben. Im Gebrauch geblieben ist aber das Wort «Neger».

Pseudowissenschaft

Im *Neuen Lexikon* von Bertelsmann (1995) ist zu lesen:

«**Neger:** {*Lat. niger, schwarz*} Schwarze, der Hauptteil der farbigen Bevölkerung Afrikas südl. der Sahara (rund 200 Mill.), die kennzeichnende Gruppe des negriden Rassenkreises {...}. Im Gegensatz zu europäischen Völkern haben die N. {...}. Das äussere Erscheinungsbild der N. ist keineswegs einheitlich, selbst dort nicht, wo man keinerlei nichtnegride Beimischungen nachweisen kann {...}. Gemeinsam sind: dunkle Hautfarbe, Wollhaar u. dunkle Farbe der Augen. {...} Das allzu oft abschätzig gebrauchte Wort N. wird heute von Ethnologen kaum noch verwendet; man spricht stattdessen von Afrikanern u. Afro-Amerikanern, gelegentlich auch von Negriden {...}.

Negride, negrider Rassenkreis, die dunkelhäutigen, kraushaarigen Rassen Afrikas (...)

Negroide, negerähn. Rassengruppen.»

Weisse werden gewöhnlich nach ihrer Herkunft benannt. Warum wird im Falle von Dunkelhäutigen nicht von Afrikanern oder Amerikanerinnen gesprochen, von Nigerianerinnen oder Südafrikanern, von Schweizerinnen oder Deutschen? Schliesslich gibt es auch dunkelhäutige Europäerinnen und Europäer!

Die anhaltende Popularität des Ausdrucks «Neger» zeugt davon, dass die Meinung, es gebe Menschenrassen von unterschiedlicher Qualität, immer noch vertreten wird. «Amerikaner» sind nur die Weissen, die anderen sind «Afroamerikaner» oder «Neger». Dies hat einen politischen und wirtschaftlichen Hintergrund. Das Bild der «tiefer stehenden Rasse» muss aufrechterhalten werden, sonst würden Wiedergutmachungsansprüche geltend gemacht werden.

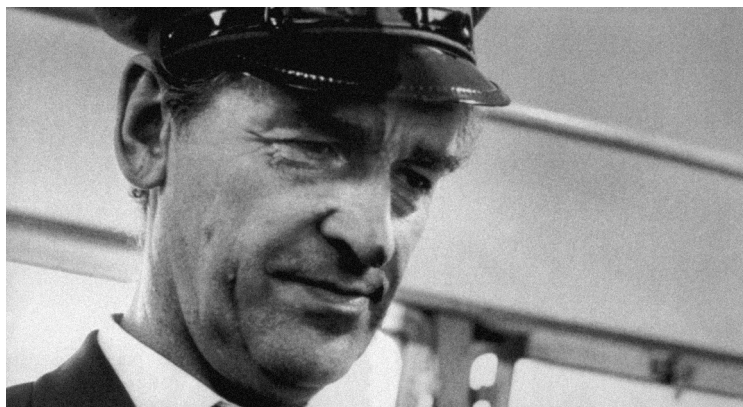
Das Wort «Negroide», das eine negerähnliche Rassengruppe bezeichnen soll, ist vor allem in sogenannten wissenschaftlichen Texten geläufig. Was bedeutet «negerähnlich»? Eine etwas hellere Haut, hellere Augen und schmalere Lippen als beim «Neger»? Das erinnert an das 19. Jahrhundert, als Menschen vermessen und getestet wurden, um die Existenz unterschiedlich weit entwickelter «Rassen» zu dokumentieren. Ausschlaggebend ist in dieser pseudowissenschaftlichen Betrachtungsweise das Merkmal der Hautfarbe. Es interessiert nicht, woher der Mensch kommt, er wird vielmehr über seine Hautfarbe definiert, klassifiziert und in einen Topf geworfen.

Das ist noch nicht alles: Jemand, der einen weissen und einen nichtweissen Elternteil hat, wird «Mischling» oder «Mulatte» genannt. «Mischling»

ist ein Ausdruck aus der Viehzucht. Er wird für die Kreuzungen verschiedener Tierarten verwendet. In der Anwendung auf den Menschen erlebte der Ausdruck in der Zeit des Nationalsozialismus einen Aufschwung, als Bezeichnung für Kinder mit einem jüdischen und einem nichtjüdischen Elternteil. «Mulatte» kommt aus dem Portugiesischen und meint einen kleinen Maulesel. Hier wird der Bezug zur tierischen Kreuzung offen symbolisiert, nämlich zur Kreuzung eines Pferdes und eines Esels, die selbst nicht mehr zeugungsfähig ist. Bei welcher anderen Menschengruppe würde eine symbolische Gleichstellung mit der Tierwelt toleriert?

Die Uneinsichtigen

Die Überheblichkeit der Weissen manifestiert sich tagtäglich im Sprachgebrauch. Dieser ist ein wich-



tiges kulturelles Spiegelbild der Gesellschaft. Die Akzeptanz von latent rassistischen Bezeichnungen für eine Gruppe von Menschen aufgrund ihres äusseren Erscheinungsbildes bekräftigt die Unterscheidung in höherwertige und minderwertige Menschen.

Eine Szene aus der deutschen Fernsehserie *Unser Lehrer Dr. Specht*, ausgestrahlt im November 1999: Dr. Specht, Deutschlehrer an einer Mittelschule, betritt das Klassenzimmer mit einem Paket in der Hand. Er teilt seinen Schülern mit, dass sich im Paket «Negerküsse» (in der Schweiz «Mohrenköpfe» genannt) befinden. Daraufhin meldet sich eine Schülerin, um ihren Lehrer zu korrigieren, dass das Wort «Neger» nicht mehr verwendet werden sollte. «Die Dinger heissen jetzt Schokoküsse.» Darauf klärt Dr. Specht seine Klasse auf: «Neger kommt aus dem Lateinischen *niger, nigra, nigrum* (übersetzt: schwarz) und ist nicht zu verwechseln mit dem englischen Wort *nigger*, weshalb es ein legitimes, neutrales Wort ist. Aus den USA schwappt eine Welle zu uns nach Deutschland herüber, die sogenannte *political correctness*.» Dr. Specht hält Letztere für einen Blödsinn, eine Ver-



gewaltigung der deutschen Sprache. Später fordert er seine Schüler auf, sich einen «Negerkuss» zu genehmigen. Für alle ist damit die Sache erledigt. Es darf wieder «Neger» gesagt werden!

Wer das Wort «Neger» gewohnheitsmässig gebraucht, tut schwer daran, von ihm abzulassen. Rechtfertigungen wie «Ich erachte dieses Wort nicht als rassistisch» oder «Das ist doch nicht böse gemeint» oder «Reagiere doch nicht so übertrieben empfindlich, es ist doch nur ein Wort» wirken auf mich wie ein Hohn. Der Respekt dieser Leute reicht jedenfalls nicht aus, um auf die Bitte der Betroffenen einzugehen und sich vom Gebrauch dieses Ausdrucks zu distanzieren.

So spricht mich zum Beispiel eine fremde Frau an: «Woher können Sie so gut Schweizerdeutsch?» Ich daraufhin: «Weil ich Schweizerin bin.» Sie: «Nein, unmöglich, Sie sind ein Neger.» Nach längerer Diskussion erklärt sie mir zum Schluss, dass sie das Wort «Neger» weiterhin benutzen werde, da sie schliesslich lange Zeit in Afrika gelebt und «den armen Negern» dort geholfen habe.

Der bereits erwähnte Professor für Biologie hat sein Festhalten am Ausdruck «Neger» brieflich wie folgt begründet: «Eine kleine Umfrage in unserem Bekanntenkreis (deutsche Mittelschicht) hat dasselbe Ergebnis gebracht wie die Anfrage beim Schweizer Generalkonsulat in Stuttgart: Was soll man denn sonst sagen, für mich ist das ein neutraler Begriff.» Ihr eigenes persönliches Empfinden scheint den Uneinsichtigen wichtiger zu sein als die Argumentation der Betroffenen. Wenn ich solche Menschen dann als «Rassisten» bezeichne, fühlen sie sich in ihren Gefühlen verletzt. Doch als ich zuvor darauf hingewiesen hatte, der Ausdruck «Neger» verletze mich und sollte deshalb nicht mehr benutzt werden, wurde ich als emotional überreagierend hingestellt.

Gerade weil diese Art von Diskriminierung relativ harmlos zu sein scheint, wird sie gewöhnlich übersehen. Es ist immer schwierig, gegen institutionalisierten Rassismus anzukämpfen. Aber auch der Sprachgebrauch sollte sich der Zeit anpassen.

Kelechi Mennel studiert Psychologie. Sie ist Redaktorin bei der Frauenzeitung FRAZ und Mitarbeiterin im *Treffpunkt Schwarzer Frauen* in Zürich. Zurzeit arbeitet sie an einem Buch über das Leben in der Schweiz als dunkelhäutige Schweizerin.

Zusammenfassung

Ob «Mobrenköpfe», «Negerküsse» oder einfach «Neger»: Bezugspunkt ist immer eine Karikatur der nichtweissen Bevölkerung Afrikas. Damit ist nicht zu spassen. Denn

was scheinbar so harmlos daberkommt, verbirgt in Tat und Wahrheit einen uneingestanden Rassismus.

Keine andere Menschengruppe wird mittels Sprache derart abqualifiziert wie die Afrikanerinnen und Afrikaner. Sie werden selten «Afrikaner» genannt, sondern öfters «Kaffer», «Mobren» oder «Neger». Kein anderes Wort wird im übertragenen Sinn so vielfältig negativ eingesetzt wie «Neger». Der Ausdruck wird verwendet, um einen dunkelhäutigen Menschen mit negativen Stereotypen wie «dienend», «arm», «unordentlich», «nackt» usw. zu umschreiben. Diese Bilder aus kolonialer Zeit haben bis heute den Zweck, Dunkelhäutige im Vergleich mit den Weissen als eine andere Menschenart hinzustellen.

Weisse werden gewöhnlich nach ihrer Herkunft benannt. Warum wird im Falle von Dunkelhäutigen statt von ihrer nationalen Zugehörigkeit von ihrer Hautfarbe gesprochen? Die anhaltende Popularität des Ausdrucks «Neger» zeugt davon, dass die Meinung, es gebe ungleichwertige Menschenrassen, immer noch ganz selbstverständlich vertreten wird.

Gerade weil diese Art von Diskriminierung über den Sprachgebrauch relativ harmlos scheint, wird sie oft übersehen. Es ist schwierig, gegen institutionalisierten Rassismus anzukämpfen. Aber auch der Sprachgebrauch sollte sich der Zeit anpassen.

Résumé

Quel que soit le terme employé, «tête de nègre», «nègre en chocolat» ou tout simplement «nègre», il a toujours une connotation caricaturale pour la population non blanche de l'Afrique. Ce n'est pas à prendre à la légère. Car ce qui semble anodin de prime abord cache en vérité un racisme inavoué.

Aucun autre groupe humain ne fait l'objet d'une telle disqualification linguistique. On les appelle rarement «Africains ou Africaines», mais plutôt «nègres», «moricauts» ou «nègres», qui est du reste le terme le plus souvent employé au sens figuré dans son acception péjorative. Ce mot est utilisé pour décrire une personne de couleur présentant des stéréotypes négatifs comme «domestique», «pauvre», «désordonnée», «nue», etc. Ces clichés issus de l'époque coloniale ont eu jusqu'à maintenant pour but de faire passer les personnes de couleur pour des gens d'une autre espèce que les Blancs.

Les Blancs sont généralement nommés d'après leur pays d'origine. Pourquoi, dans le cas des personnes de couleur, parle-t-on toujours de leur couleur de peau et non de leur nationalité? La prédilection pour le terme de «nègre» montre bien que pour bon nombre de gens, il va de soi que les races ne sont pas toutes égales.

C'est justement parce que ce genre de discrimination linguistique paraît relativement inoffensive que souvent, on ne la voit pas. Il est difficile de lutter contre le racisme institutionnalisé, mais la langue devra s'adapter elle aussi à son époque.



Les survivants africains à la torture en Suisse: où sont-ils?

EMMANUEL KABENGELE MPINGA

Peu visibles et mal pris en charge, les survivants africains à la torture ont besoin de d'être reconnus, informés et traités. Des propositions concrètes.

Dans leur quasi-totalité, les pays africains producteurs de requérants d'asile et de réfugiés pratiquent la torture de manière systématique et constante. Les données disponibles montrent en effet qu'un tiers des pays mis en cause par les mécanismes des Nations Unies relatifs aux droits humains est africain. Tous ces pays sont inclus dans la longue liste des pays d'origine des réfugiés et requérants d'asile africains en Suisse (cf. rapports annuels de l'*Office fédéral des réfugiés*). A partir de là on peut considérer que les requérants d'asile et les réfugiés africains ont été directement ou indirectement exposés à la torture et que certains d'entre eux en sont des survivants.

Dès lors qu'on connaît les conséquences multiples et chroniques de la torture, on est fondé à s'interroger sur la santé de ces survivants: d'abord parce qu'elle constitue un capital à même de faciliter leur intégration sur le marché du travail; ensuite parce qu'elle influence profondément les relations sociales à l'intérieur et à l'extérieur de la communauté. Enfin parce que le maintien, pour diverses raisons, de ce groupe de patients dans le système classique de soins entraîne sans doute des coûts supplémentaires, pourtant évitables.

Les présentes notes de recherche poursuivent un double objectif:

- ▶ analyser les obstacles à l'accès des survivants africains à la torture aux soins de santé spécialisés,
- ▶ proposer des mesures destinées à faciliter cet accès et à contribuer à la recherche de solutions aux nombreux problèmes que rencontre ce groupe.

Dans un premier temps, partant de l'analyse de la dynamique de l'asile en Suisse ces cinq dernières années, nous nous intéresserons à l'épidémiologie des survivants à la torture africains parmi les requérants d'asile et les réfugiés. Ensuite nous examinerons les obstacles à leur accès aux soins spécialisés, après analyse des données du Centre de thérapie pour survivants à la torture de Berne.

Enfin, à titre de conclusion provisoire, nous apporterons quelques modestes propositions visant à améliorer la situation et touchant les survivants eux-mêmes, leurs familles, les divers intervenants dans le système médico-social et les responsables du monde de l'asile en Suisse.

Les survivants africains à la torture dans la dynamique de l'asile en Suisse

Alors qu'en 1968, sur 3 424 demandes d'asile déposées en Suisse, aucune ne provenait d'Afrique, trente ans plus tard cette situation a radicalement changé. Jusqu'en 1980 la demande d'asile d'origine africaine ne représente que 4,3 % de la demande totale. Les pays pourvoyeurs sont l'Angola, l'Ethiopie, le Ghana et surtout la République Démocratique du Congo (Zaïre) pour plus de la moitié (54 %).

En 1996, les données de l'*Office fédéral des réfugiés* situent à 18 001 l'effectif global de la demande d'asile et à 3 929 la part des Africains, soit 2 %. La liste des pays pourvoyeurs connaît aussi des modifications. De nouveaux pays ont fait leur apparition: Somalie, Tunisie, Soudan, Afrique du Sud, Sierra Leone, Sénégal, Rwanda, Mozambique, Mauritanie, Maroc, Mali, Libye, Liberia, Congo, Kenya, Cameroun, Guinée, Guinée-Bissau, Gambie, Gabon, Erythrée, Côte d'Ivoire, Guinée Equatoriale et Algérie. Pour les cinq dernières années (1995–août 1999), le tableau I résume les niveaux de la demande d'asile africaine en Suisse par rapport à l'ensemble de la demande.

Tableau I: Demande d'asile africaine dans le mouvement de l'asile en Suisse, 1995–1999 (Source: *Office fédéral des réfugiés*)

1. Période	1995	1996	1997	1998	1999	Total
2. Demande totale	17 021	18 001	23 982	41 302	38 579	138 885
3. Demande africaine	3 067	3 929	4 083	4 511	3 903	19 493
4. 3/2 en %	18 %	22 %	17 %	11 %	10 %	14 %

On tirera principalement deux enseignements de ce tableau:

1. le niveau moyen de la demande d'asile africaine se situe autour de 15 % par an, mais varie aussi en fonction à la fois des contextes internes (conflits,



guerres, mauvaise gouvernance) et internationaux qui affectent les populations.

2. L'Europe et l'Asie constituent les deux principaux foyers de provenance de requérants d'asile aujourd'hui, et de ce fait, restent aussi les continents d'origine de la majeure partie des réfugiés reconnus. En l'absence de données détaillées relatives à l'octroi de l'asile aux requérants africains, seules les données de 1996 permettent de compléter ce tableau. En effet en 1996 le taux moyen d'acceptation des demandes d'asile se situe autour de 12,5 %. Il est de 17 % pour les demandes européennes, de 10,5 % pour les demandes des ressortissants asiatiques, de 23 % pour les demandes américaines et seulement de 3,5 % pour les demandes de ressortissants africains. Il est donc clair qu'un requérant africain a cinq fois moins de chances d'obtenir l'asile que son collègue européen alors que ce dernier a deux fois plus de chances qu'un Asiatique. Comme pour mieux attester de cette inégalité de chances, on observe que sur 2267 réponses positives données par l'Office fédéral des réfugiés en 1996, 72,7 % concernaient des ressortissants européens, 19,5 % des Asiatiques, contre 6 % pour l'Afrique et 1,4 % pour l'Amérique.

En Suisse, Wicker (1993) constate que le quart des réfugiés reconnus sont des survivants à la torture. Loutan et Subilia (1995) qui ont travaillé sur les requérants d'asile à Genève affirment, quant à eux, que 18 % des enquêtés ont reconnu avoir été torturés. Le tableau II donne, à partir de ces deux sources suisses, l'effectif moyen des survivants à la torture africains, qu'ils soient requérants d'asile ou réfugiés reconnus.

Tableau II: Prévalence des survivants africains à la torture en Suisse (Source: Données du tab. I, Wicker 1993, Loutan et Subilia 1995)

Sources	Pop. à risque	Taux de préval.	Effectif pop. à risque	Effectif survivants
1. Loutan et Subilia	Requérants	18 %	3 508	700
2. Wicker	Réfugiés reconnus	25 %	172 (e)	35

Les effectifs de populations à risque sont des moyennes annuelles établies sur la base des statistiques du tableau I pour ce qui est des requérants d'asile, et d'une estimation moyenne des réponses positives aux demandes d'asile africaines, calculée sur la base de 138 personnes (1996).

Une observation attentive de ce tableau montre que l'on se situe face à deux options:

- Une option minimaliste basée sur l'effectif des réfugiés reconnus, c'est-à-dire sur un groupe déjà sélectionné et comportant des individus qui, dans un quart des cas, seraient des survivants à la torture. Cette sévère sélection dépend, rappelons-le, du taux assez restrictif d'acceptation des demandes d'asile d'Africains. Elle a pour conséquence la non prise en compte d'autres survivants à la torture qui seraient soit des requérants d'asile, soit des personnes au bénéfice d'autres permis de séjour (humanitaires, admissions provisoires, etc.). Ce niveau de prévalence n'est donc significatif que pour le groupe auquel il se rapporte (réfugiés reconnus) et ne saurait rendre compte de l'épidémiologie de la torture dans l'univers de l'asile.
- Une option maximaliste, mais tout de même tempérée, basée sur les requérants d'asile. Mais ici, c'est la méthodologie utilisée dans la collecte des données qui limite la validité du taux de 18 % trouvé auprès des requérants d'asile à Genève. Les auteurs reconnaissent ces limites lorsqu'ils écrivent: «*Previous studies have convincingly demonstrated the presence of culture-specific trauma symptoms, it may be argued that the impact of traumatic events couldn't be fully appreciated with a short interview adopting Western-oriental criteria.*» (Loutan et Subilia 1995)

Face à ces deux options et à leurs limites, on peut raisonnablement considérer qu'environ 20 à 25 % des requérants d'asile sont des survivants à la torture, étant entendu que les réfugiés reconnus sont d'abord requérants d'asile et que la forte sélection

Quel est l'effectif des survivants africains à la torture?

En l'absence d'une enquête à vaste échelle destinée à dépister les symptômes de traumatismes dus à la torture dans la population des requérants d'asile, il est difficile de se faire une idée exacte de l'effectif des survivants à la torture. Une des difficultés des études épidémiologiques dans ce domaine réside dans l'application de critères occidentaux pour dépister de tels traumatismes au sein de populations où les cultures de santé sont différentes. Par ailleurs, les conditions et le moment d'administration des questionnaires risquent d'introduire des biais selon que les personnes sont encore ou non en procédure d'asile. Ce type d'enquête risque en outre d'être assimilé aux recherches policières liées à cette procédure.

Pour toutes ces raisons, l'épidémiologie de la torture en est encore à ses débuts et la majeure partie des recherches en vue d'une estimation du taux de prévalence de survivants à la torture concerne les réfugiés reconnus. On sait que ce taux se situe entre 5 et 35 % chez les réfugiés reconnus, même si chez certains groupes de réfugiés (Cambodgiens), la prévalence des syndromes de stress post-traumatique atteint 86 % contre 1 % dans la population en général (Van der Veer 1992, p. 8; Tomasveski, 1998, p. 173).

de leur groupe augmente le taux de prévalence en son sein. En termes d'effectif moyen annuel, il s'agirait de manière grossière de 700 à 800 personnes par an.

Les obstacles à l'accès aux soins spécialisés

La problématique de l'accès aux soins pour ces survivants renvoie à deux questions essentielles: d'une part celle de la couverture financière et du libre choix du médecin par le requérant d'asile survivant à la torture, et d'autre part celle de l'existence de structures de soins spécialisées, de leurs capacités et critères d'accueil.

La première question n'appelle guère de longs développements, car on sait que les requérants d'asile vivant en Suisse sont couverts par l'assurance de base pour les soins de santé et qu'hormis de lourdes interventions, notamment dentaires, ils jouissent de la liberté de choix de leur médecin traitant.

Quant aux structures des soins spécialisées, elles comportent en général l'offre de soins psychiatriques et psychologiques dont on sait qu'elle est abondante en Suisse. Pourtant, malgré la nature particulière des affections dues à la torture, malgré leur lourdeur et malgré surtout la technicité requise face à ce groupe spécifique de patients, il n'existe que le Centre de Thérapie pour Victimes de Tortures de la *Croix Rouge Suisse*, à Berne.

Dans le tableau III, nous présentons le niveau de fréquentation de ce centre par les survivants africains.

Tableau III: Fréquentation du Centre de Thérapie de Berne par les survivants africains à la torture, 1996–1997 (Source: *Données du Centre de Thérapie – seuls les nouveaux cas sont pris en compte*)

Fréquentation	1996	1997	1998	1999	Total
1. Globale	74	35	40	46	195
2. Africaine	0	0	1	2	3
3. 2/1 en %	0 %	0 %	2,5 %	4,3 %	1,5 %

En comparant ces données à la part des Africains dans l'ensemble de la demande d'asile (15 % en moyenne), au taux moyen d'acceptation des demandes d'asile (10 % en général, contre 3,5 % pour les Africains) et aux effectifs estimés des survivants à la torture africains (700 à 800 par an), on est fondé à s'interroger sur les très faibles niveaux constatés et à en chercher les facteurs explicatifs (obstacles).

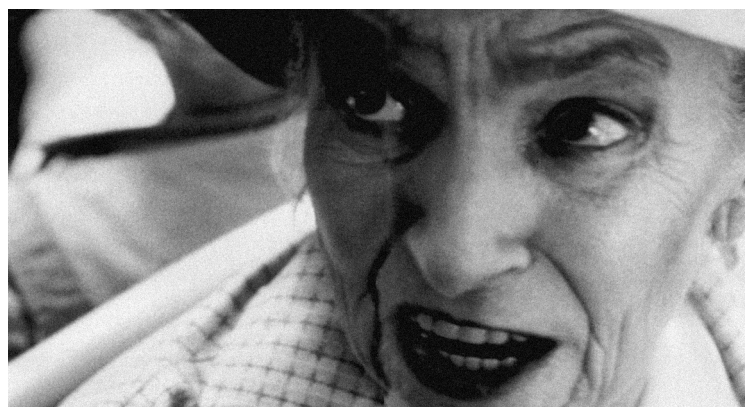
Ceux-ci sont de plusieurs ordres et relèvent:

1. des individus à travers leur conception de la maladie et leur culture de la santé: en Afrique subsaharienne, la maladie n'est pas seulement d'origine biologique, elle trouve ses fondements dans la trame

des relations qui lient l'individu à son environnement social et humain, actuel et passé. Même si les requérants d'asile et réfugiés africains proviennent essentiellement des centres urbains, nous pensons qu'ils restent marqués par cette conception.

Dans ce même registre l'assimilation des maladies mentales et des soins psychiatriques à la «folie» est une des causes de la faible fréquentation des institutions psychiatriques (y compris en Afrique même) et conduit à une surconsommation de soins bio-médicaux (75 %) par rapport aux soins psychiatriques (25 %), comme l'a constaté Wicker auprès des requérants d'asile du canton de Berne.

Enfin, l'on peut penser que pour les survivants à la torture, l'évocation de souvenirs douloureux combinée à l'ignorance tant de l'organisation du système de santé suisse que de l'existence d'une structure spécialisée de soins constitue un autre type de barrière.



2. de la capacité d'accueil limitée du Centre et des critères de sélection de la clientèle: le mandat du Centre de Thérapie l'astreint à ne recevoir que les survivants à la torture qui sont des réfugiés reconnus, excluant de ce fait ceux qui sont encore requérants d'asile. De plus, les res-

sources matérielles, financières et humaines du Centre ne lui permettent pas de faire face à l'ensemble de la demande de soins. Même pour les réfugiés reçus, certains doivent attendre de longs mois avant de commencer leur thérapie.

3. du manque d'informations des structures et organisations de soutien, et en particulier des familles: l'analyse des données du Centre de Thérapie montre que sur cent patients reçus, la moitié est envoyée par les œuvres sociales, le quart vient de lui-même, 15% est envoyé par le médecin traitant et 8% par des institutions psychiatriques. Ni la famille ni l'hôpital général ne semblent jouer un



rôle de premier plan. Le faible rôle de ces structures tient notamment au manque d'informations sur l'existence d'institutions spécialisées de soins, mais aussi au fait qu'il n'est parfois pas fait de lien entre les tortures subies et les affections manifestées par le survivant.

4. du peu d'intérêt accordé aux problèmes de santé des réfugiés et en particulier des survivants à la torture: l'assurance d'une couverture médicale de base pour les requérants d'asile et les réfugiés ne peut être interprétée comme une meilleure prise en charge de leurs problèmes de santé car, ne touchant que la dimension de l'accessibilité financière, elle relègue hors des préoccupations des responsables les besoins de prévention et de promotion de la santé. Trop longtemps, notent Loutan et Subilia, les problèmes de santé de réfugiés ont été considérés en termes d'assistance nutritionnelle, sanitaire et médicale, d'assurance du minimum vital, de contrôle des maladies transmissibles, occultant la dimension psychologique des drames et des traumatismes vécus par les intéressés.
5. de la relation entre politique de l'asile et besoins de santé des requérants: elle s'érige en obstacle aux soins pour les survivants lorsque les expertises médicales sont demandées par les autorités responsables de l'examen des demandes d'asile afin de fonder leurs décisions. Il est probable qu'une expertise médicale concluant à l'absence d'indices et de symptômes de torture entraîne le rejet de la demande et remette en cause la qualité de survivant à la torture alléguée par le requérant. On est là face à une double victimisation dont le taux d'acceptation des demandes d'asile des Africains constitue un indice.
Que faire pour surmonter ces obstacles?

**Environ
20 à 25% des
requérants d'asile sont
des survivants à la torture**

Pour une politique de la santé en faveur des requérants d'asile et des réfugiés

La conclusion essentielle de cette étude réside dans la nécessité d'adopter une nouvelle politique de soins de santé en faveur des personnes relevant du domaine de l'asile en Suisse. Basée sur une meilleure connaissance des besoins en santé de cette population, cette politique devra intégrer les soins aux survivants à la torture comme une de ses composantes. Cette intégration se traduirait matériellement par:

- un renforcement de l'offre de soins grâce à l'ouverture de centres et structures de soins aux portes d'entrée principales des requérants d'asile et dans les principales villes où ils résident,

- une meilleure connaissance des niveaux de prévalence et d'incidence des survivants à la torture dans la population africaine en Suisse,
- une maîtrise des coûts à la suite du dépistage précoce des survivants à la torture et de leur prise en charge par les structures spécialisées; les effets financiers de leur longue présence dans le système classique de soins en seraient diminués et le tourisme médical qui leur est attribué également,
- une meilleure éducation à la santé individuelle et collective et une information correcte sur le système de santé en Suisse, les causes de morbidité et de mortalité et les principales mesures de prévention,
- une participation efficace de la Suisse dans le cadre de la santé internationale et particulièrement celle des migrants, requérants d'asile, réfugiés et survivants à la torture compris,
- une formation des médecins généralistes et des professionnels de la santé à la prise en charge des survivants à la torture. Le personnel des œuvres d'entraide et autres organisations travaillant en contact avec les requérants d'asile a également besoin d'informations sur les types de rapports à développer avec les survivants.

L'état de santé d'une population est l'un des principaux déterminants de la nature et des types de rapports que les individus entretiennent entre eux. Il est aussi à la base de tensions sociales et influence profondément leur participation à la production économique. Les survivants à la torture et autres réfugiés africains connaissent des obstacles de divers ordres quant à leur accès aux soins spécialisés requis par leur état. Leur maintien dans le système de santé classique n'est de nature ni à résoudre leurs problèmes spécifiques de santé ni à faciliter leur

progressive intégration, y compris sur le marché du travail. Cette situation appelle la formulation d'une nouvelle politique de santé dans le domaine de l'asile qui devrait prendre en compte les besoins psychologiques et la réhabilitation de ce groupe de population, sa formation sur le système de santé du pays d'accueil et la formation des professionnels de la santé en contact avec eux.

Sans cette réforme, les coûts humains et économiques des soins aux réfugiés resteront élevés et les diverses formes d'exclusion qu'ils connaissent se renforceront.

Emmanuel Kabengele Mpinga est administrateur de santé et spécialiste des droits économiques et sociaux. Il

prépare un master en Santé publique à l'Université de Genève. Il travaille depuis plusieurs années sur la question de la torture et s'intéresse aux problèmes de santé des migrants.

Bibliographie

- Tomasveski, K. 1998
«Foreign Policy and Torture». Dans: Duner, Bertil: *An End to Torture and Strategies for its eradication*. London, New York: Zed Books.
- Van der Veer, G. 1992
Counselling and Therapy with Refugees. New York: John Wiley and Sons.
- Baker, R. 1993
«Psychological Consequences of Tortured Refugees Seeking Asylum and Refugee Status in Europe». Dans: Basoglu, M. (éd.), *Torture and its Consequences: Current Treatment Approaches*. Cambridge: University Press
- Loutan, L., L. Subilia 1995
«Torture et violence organisée: leurs conséquences sur les requérants d'asile et les réfugiés». Dans: *Médecine et Hygiène* 53, N°2087, pp. 145-150.
- Wicker, H.-R. 1993
Die Sprache extremer Gewalt: Studie zur Situation gefolterter Flüchtlinge in der Schweiz und Therapie von Folterfolgen. Universität Bern: Institut für Ethnologie.

Résumé

La majeure partie des requérants d'asile africains proviennent de pays où la pratique de la torture est constante, systématique et érigée en mode de gouvernement par les autorités en place; ces pays représentent le tiers des Etats mis en cause devant les mécanismes onusiens de protection des droits humains. Dès lors, les requérants d'asile africains constituent une population à haut risque d'exposition aux tortures. A partir des données disponibles sur l'asile en Suisse on peut estimer que 700 à 800 Africains survivants de la torture déposent chaque année une demande d'asile en Suisse. Plusieurs obstacles s'opposent à ce que ces personnes bénéficient de l'attention et des soins spécialisés dont elles ont le plus grand besoin. Parmi eux: la culture de la santé en Afrique, l'ignorance de l'offre de services du système de santé suisse, le peu d'intérêt et de connaissance des problèmes de santé des requérants d'asile, le manque d'information des structures de soutien (familles, centres d'accueil et œuvres d'entraide), l'offre limitée et sélective de soins aux

survivants de la torture, et le lien entre la politique d'asile et les besoins de santé des requérants.

Axée sur une meilleure connaissance de la morbidité au sein de la population relevant de l'asile, une nouvelle politique de la santé s'impose face aux besoins des victimes et survivants de la torture venus d'Afrique. Cette politique devra se traduire en particulier par un renforcement de l'offre de soins spécifiques, un meilleur dépistage et partant une meilleure maîtrise des coûts, ainsi que par des mesures d'éducation et d'information pour les intéressés et les professionnels.

De telles mesures sont indispensables à l'abaissement des coûts humains et économiques des soins aux survivants de la torture et à l'intégration de ces derniers dans la société suisse.

Zusammenfassung

Die Mehrheit der Asylsuchenden aus Afrika stammen aus Ländern, in denen systematische Folter zum Regierungssystem gehört. Tatsächlich liegen rund ein Drittel der von den UNO-Menschenrechtsinstitutionen wegen Folterpraktiken angeklagten Länder in Afrika. Aufgrund der verfügbaren Daten kann geschätzt werden, dass in der Schweiz jährlich etwa 700-800 AfrikanerInnen, die Opfer von Folter wurden, ein Asylgesuch stellen.

Leider kommen die Folteropfer unter den afrikanischen Asylsuchenden nur schwer zur nötigen spezialisierten Pflege. Gründe dafür sind auf der einen Seite afrikanische Konzepte von Gesundheit und die fehlenden Kenntnisse über das schweizerische Gesundheitssystem, auf der anderen Seite aber auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den spezifischen Gesundheitsproblemen der Asylsuchenden, das fehlende Angebot an Foltertherapien und die Asylpolitik, die keine Rücksicht auf die Gesundheit der Asylsuchenden nimmt.

Mehr spezialisierte Foltertherapieplätze, bessere und kostengünstigere Gesundheitsstrukturen und eine intensiviertere Informationspolitik für Opfer und BetreuerInnen sind nötig, um die menschlichen und ökonomischen Kosten zu reduzieren und die Folteropfer in die schweizerische Gesellschaft zu integrieren.

**Même
pour les ré-
fugiés reçus,
certains doivent
attendre de longs
mois avant de
commencer
leur thé-
rapie**



La campagne-choc de 1997 contre le racisme en Suisse ou les limites de l'antiracisme en Occident

MUTOMBO KANYANA

«Le racisme est naturel, l'antiracisme ne l'est pas» (Romain Gary). Ce mot de l'écrivain français devrait figurer sur le fronton de bien des mouvements qui, en Occident, militent contre le racisme. Rien n'est évident. En Suisse, la campagne de sensibilisation de la Commission fédérale contre le racisme, lancée en juillet 1997 et largement relayée par la presse, a été très parlante à ce sujet. Originale certes, elle a été plutôt brouillonne, voire même empreinte d'un certain racisme. Au-delà de ce jugement qui peut paraître excessif, il s'agit d'engager une réflexion et – pourquoi pas? – un débat autour de ces questions: l'antiracisme est-il une réalité en Occident? Peut-il un jour devenir naturel?

C'est sous le titre *Les belles apparences* que la campagne-choc antiraciste a été lancée.

Elle visait à dénoncer avec pertinence une particularité très suisse, le «racisme paisible», camouflé sous une fausse tolérance, mais tout aussi blessant et dévalorisant. Faite de photos et de spots en quatre langues (allemand, anglais, français, italien), avec pour supports – et sponsors – les journaux, les écrans de cinéma et de télévision ainsi que l'affichage public, elle a réuni diverses contributions, souvent gratuites ou bénévoles. Petit florilège de messages se voulant pertinents:

- un disc-jockey noir: «Je suis toujours de la fête ... tant que je reste aux platines»;
- un enfant métis: «Tout le monde m'aime ... tant que je reste mignon»;
- une photographe juive: «Tout va bien ... tant qu'ils ignorent que je suis juive».

Sont également intervenus sur le même mode un mécanicien turc, un couple de requérants d'asile bosniaques, un rémouleur gitan ...

«Une approche juste contre le racisme sournois», «un bon angle d'attaque» ... Les appréciations sur cette campagne, spécialement dans la presse, ont toutes été très positives. Et pourtant ... Si les intentions de ses promoteurs étaient des plus louables, l'approche adoptée n'a pas été la plus appropriée.

«Le Noir est bête», «il pue», «c'est un être inférieur» ... Au moins, le message raciste est simple, il brille par sa clarté et sa précision. Le message antiraciste devrait l'être tout autant. D'abord, en identifiant au plus près les victimes réelles du racisme, qui sont avant tout – et pas seulement – les personnes dites «de race noire», identifiables par la grande visibilité de leurs caractères distinctifs. Ensuite, en livrant un message percutant et, pourquoi pas, audacieux à contre-pied du message raciste. Or, dans les deux cas, la campagne n'a pas été à la hauteur.

Une campagne brouillonne

Fourre-tout, cette campagne a été d'une confusion totale. Est-on raciste ou plutôt xénophobe envers les Bosniaques, Turcs et autres Kosovars? Car racisme n'est pas xénophobie. Et si les concepteurs de la campagne ont voulu élargir la notion de racisme, pourquoi alors avoir oublié les femmes, les homosexuels, les handicapés, les chômeurs, etc.? En faisant l'amalgame et donc la confusion entre racisme et xénophobie, cette campagne est loin d'avoir envoyé les messages que l'on peut attendre d'une telle opération: des messages clairs et précis, pourtant le b a ba de toute communication! Du reste, a-t-on pu évaluer l'impact de cette campagne dans la population?

Une chose est sûre. On ne peut pas combattre le racisme avec les mêmes arguments que la xénophobie: les deux ne s'alimentent pas à la même source (est-il raciste ou xénophobe celui qui dit «J'aime les Noirs, mais chez eux»?); leurs victimes ne finissent pas non plus dans le même confluent (le Bosniaque ou le Turc, une fois naturalisés Suisses, seront des gens «normaux», ce que ne deviendra jamais le Suisse de race noire, son signe distinctif lui restant collé à ... la peau!).

**«Le Noir
est bête», «il pue»,
«c'est un être inférieur» ...
Au moins, le message raciste
est simple, il brille par sa clarté et
sa précision. Le message
antiraciste devrait
l'être tout
autant**

Une campagne raciste

C'est si simple pourtant: puisque les racistes dévalorisent les autres races, une campagne antiraciste, de par sa définition et l'antinomie qui lui sert de moteur, ne peut que chercher à valoriser le dévalorisé. Est-ce le cas pour cette campagne lorsqu'elle choisit, pour représenter le Nègre, le cliché dans lequel on le réduit toujours, celui du roi de la fête (quand il n'est pas l'athlète félin, le guerrier tribal ou le corps squelettique des campagnes humanitaires)?

Pourquoi n'avoir pas plutôt imaginé, par exemple, un sémillant employé de banque noir tenant ce genre de propos: «Je suis toujours bien coté, tant que je bosse deux fois mieux que les autres»? Au moins cela aurait eu le mérite de casser un cliché. Non, les concepteurs de la campagne ont préféré en rester aux schémas éculés, sans oser se libérer des repères convenus. Sur ces espaces naturels du «bon» Nègre, ils se retrouvent ainsi côtoyant les pires racistes, qui n'hésitent jamais à aller admirer le Nègre dans un spectacle folklorique.

Promouvoir une image valorisante du Noir demeure apparemment une démarche inconcevable dans les campagnes antiracistes. La presse qui, unanimement, se joint toujours bruyamment à ce type d'opération, est la même qui s'acharne à ne présenter que des images dégradantes des Noirs! Au fait, pourquoi les concepteurs de la campagne ont-ils évité de dénoncer également ces «belles apparences», parmi les plus criantes et qui sont le fait quotidien des journaux, télévisions et radios du Nord?

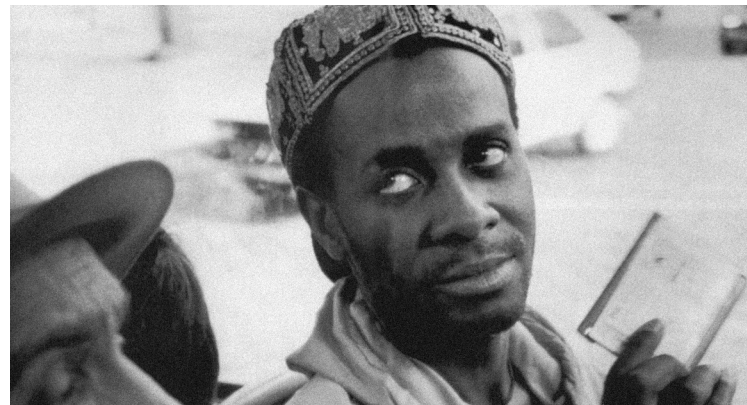
De fait, empoigner l'antiracisme sous l'angle d'une dynamique positivante, allant de soi lorsqu'on se proclame antiraciste, n'est pas si évident pour l'Occident, en raison de son héritage culturel et historique raciste. Prompt à se culpabiliser, il lui est plus naturel de prendre la défense de l'Autre, de le protéger, que de travailler résolument à un changement des mentalités et des représentations culturelles dégradantes pour l'Autre. La campagne n'a ainsi visé que le changement d'attitudes, pas des mentalités. C'est plus facile peut-être, mais combien superficiel.

Autre connotation raciste de la campagne: son paternalisme à l'égard des Noirs. De fait, sur la cinquantaine de personnes physiques et morales ayant participé à la conception de la campagne on ne trouve aucun Africain. Comme d'habitude, ils ont été exclus de la conception, ne servant que de modèles-photos, de décor ... Cette exclusion toute paternaliste frappe rarement les Juifs. Il est vrai qu'étant généralement des nationaux dans les pays occidentaux, ceux-ci ont plus de facilité et moins de retenue à engager des luttes contre l'antisémitisme inhérent aux sociétés dans lesquelles ils vivent. Néanmoins, le refus d'aller vers les Africains n'est-il pas marqué de ce racisme sournois que dénonce la campagne? «Il arrive qu'une personne adopte un

comportement raciste alors même qu'elle défend par ailleurs une idéologie égalitaire», avertit du reste la Commission fédérale dans ses *Mots clés sur le racisme* expliquant la campagne ...

L'Afrique sans les Africains

C'est récurrent. Que ce soit dans le débat sur l'inégalité des races (blanche et noire), qui a agité la France la même année, après des déclarations de Jean-Marie Le Pen, leader de l'extrême droite, ou, deux ans auparavant, en Suisse, lors du débat sur le racisme qui avait mobilisé tous les milieux, sur le vote de la loi antiraciste, on a assisté au même phénomène: les Africains/Noirs, premières victimes par leur visibilité incontestable et, donc, personnes les plus concernées par le racisme, ont été complètement évacués du débat en tant qu'interlocuteurs. Il



est vrai que les mouvements antiracistes européens sont plus investis par les Juifs que par les Africains, ceux-ci présentant le désavantage d'être étrangers, sans droits politiques et, par conséquent, peu enclins à militer sur un terrain à forte implication politique. Il n'empêche que ce n'est pas une raison pour qu'ils soient ignorés aussi systématiquement. C'est peut-être là, sur les plates-formes de l'antiracisme que l'on retrouve l'une des manifestations les plus flagrantes du ... racisme, à savoir l'exclusion des premières victimes. On est en présence donc de cette propension paternaliste toute occidentale, consistant à vouloir toujours parler au nom et à la place des Africains, immuablement infantilisés. Ils ont beau être sur-diplômés, sortir des meilleures écoles du Nord, s'exprimer dans un français ou anglais châtié, les Africains demeurent désespérément, pour les élites occidentales, des gens peu fiables quant à leur capacité d'analyse. Qu'il s'agisse de leur destin, du développement de leurs pays ou des drames qu'ils vivent, ceux qui en parlent avec autorité et crédibilité sont rarement des Africains, en dehors des anecdotes et autres témoignages qu'on leur permet de raconter. Il suffit, pour s'en convaincre, de regarder la



télévision à l'heure des actualités, ou de visiter les salles de cours des instituts de développement. «L'Afrique sans les Africains, ou le rêve blanc du continent noir» n'est pas que le titre provocateur du livre ambigu de deux journalistes français (Smith, Glaser 1994), c'est un état d'esprit dominant en Occident, voire un plan pour certains stratèges planétaires.¹

Mystifications antiracistes

Ces pratiques incontestablement racistes, mais pas visées par la loi, nous plongent en plein dans la différence fondamentale d'appréciation du racisme et de l'antiracisme, selon qu'on en fait une lecture euro-centrée ou afro-centrée. Cette dernière lecture, du moins lorsqu'elle est décomplexée, se démarque nettement et refuse de reproduire le discours auto-rassurant des cercles antiracistes du Nord. Ce discours qui s'articule essentiellement autour de certains mythes, évacue du débat la réalité tant historique que culturelle et sociale du phénomène raciste. Par un amalgame – intentionnel? – entre racisme (mépris et négation de l'Autre différent) et xénophobie (haine et refus de l'Autre étranger), les antiracistes européens en viennent à proposer des explications qui se révèlent, à l'analyse, une grossière falsification de la réalité, débouchant sur quelques belles mystifications. On peut en identifier au moins trois.

La première mystification tend à présenter le racisme comme une sorte de tare culturelle due à l'ignorance de l'Autre.

Plutôt que d'ignorance, il conviendrait de parler ici de méconnaissance. En effet, une petite enquête auprès des Africains (sincères) fréquentant les milieux universitaires révélerait que la plupart des manifestations racistes qu'ils vivent se produisent moins dans la rue et autres lieux publics que dans les cercles qui leur sont proches, ouverts et où on prétend les connaître. C'est souvent auprès des tiers-mondistes, ces «connaisseurs de l'Afrique» et autres auto-proclamés «amis des Noirs» que l'on reçoit ce que le poète martiniquais Aimé Césaire a appelé le

«crachat omniniant» (niant au Nègre tout: histoire, identité, intelligence, génie et destin propres). Ce crachat que les missionnaires ont été les premiers à leur expectorer au visage, au travers de leur «mission civilisatrice», les Noirs continuent à l'essuyer à travers mille et une réflexions du genre: «Nous devons vous aider à vous en sortir», «Vous devez rester vous-mêmes», «La démocratie n'est peut-être pas ce qui vous convient» ... Exprimées parfois avec une candeur désarmante, ces déclarations traduisent le mépris et l'infériorisation du Noir, avec son corollaire, la supériorisation du Blanc.

La deuxième mystification présente le racisme comme une maladie sociale due à la crise économique. Si on peut parfois lier la montée du racisme à celle du chômage et à la détérioration continue du climat économique depuis quelques années, ce facteur n'est en fait qu'un détonateur. La mise en place par des Blancs du système de l'apartheid en Afrique du Sud, en 1948, a peut-être reposé sur des considérations d'ordre économique, avec la paupérisation conséquente des masses noires. Il n'en a pas moins été maintenu, et même violemment renforcé, des décennies durant, alors que le pays connaissait un essor économique fulgurant.

Par ailleurs, l'Amérique d'aujourd'hui, dont une partie de la population est en voie de paupérisation avancée, malgré les records de Wall Street, n'est pas plus raciste que celle, prospère, des années 60 avec ses marches pour l'égalité des droits civiques.

La troisième mystification, enfin, consiste à affirmer, à la suite du généticien français Albert Jacquard et de son *Eloge de la différence* (Seuil), que de toutes façons le racisme n'est pas fondé parce que

les races n'existent pas scientifiquement. C'est comme si les Africains affirmaient que l'ethnisme n'existe pas parce que ce que l'on appelle ethnies ou tribus n'existe pas en Afrique, ces mots recouvrant en réalité des catégories bien plus complexes échappant à une schématisation arbitrairement définie par l'Occident. Pourquoi donc focaliser sur un aspect scientifique un débat qui ne l'est pas? Même si cet argument apporte un éclairage bienvenu pour confondre tous ceux qui seraient tentés de se lancer dans des thèses pseudo-scientifiques sur l'infériorité des Noirs, il ne peut empêcher un Blanc de se convaincre du contraire. Sa culture, son histoire et sa société continuent à lui refléter une autre réalité.

**On ne peut pas combattre
le racisme avec les
mêmes arguments que
la xénophobie: les deux
ne s'alimentent pas
à la même source**

¹ «Le SIDA et ses implications stratégiques en Afrique noire.» Dans: REVUE INTERNATIONALE DE DÉFENSE, avril 1988.

La réalité du racisme en Occident

Après les mystifications, l'argumentaire des antiracistes tend à ignorer ou à minimiser la réalité profonde du racisme. Phénomène culturel, historique et social, le racisme est fortement enraciné.

La réalité culturelle fait de tout Occidental (et de tout occidentalisé, à l'exemple du Noir «moderne») un individu intrinsèquement raciste. Il s'agit d'un état naturel, comme l'affirme Romain Gary, qui peut se manifester ou non, et contre lequel certains s'insurgent, d'autres pas. Cela relève de l'essence même de la culture de l'Occident judéo-chrétien. Depuis ses fondations que bétonne la Bible, jusqu'aux traités «scientifiques», en passant par des philosophes majeurs, l'image du Noir est tout sauf celle d'un être égal au Blanc. La Bible et son mythe de Cham a ainsi statufié pour l'éternité les Noirs, seule race condamnée nommément à la malédiction divine et à l'esclavage perpétuel. Plus tard, Voltaire, qui fait toujours l'objet d'un véritable culte, a pu écrire dans son *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* (1756): «[...] leurs yeux ronds, leur nez épaté, leurs lèvres toujours grosses, leurs oreilles différemment figurées, la laine de leur intelligence, mettent entre eux et les autres espèces d'hommes des différences prodigieuses» ... Le philosophe allemand Hegel (1770–1831), que personne n'ose renier, a marqué la pensée occidentale encore plus profondément malgré son lumineux délire sur le concept d'un Nègre irrémédiablement «primitif», car «vivant dans un état de sauvagerie et de barbarie qui l'empêche de faire partie intégrante de la civilisation». Quant au comte Joseph de Gobineau (1816–1882), son traité «scientifique» *Essai sur l'inégalité des races humaines* (1851) a constitué une de ces transmissions patrimoniales majeures qui ont nourri et forgé la conscience collective raciste des Occidentaux. Enfin, plus récemment, dans *The Bell Curve* (1994), deux «scientifiques» américains, C. Murray et R. Herrnstein, n'hésitent pas à aller revisiter ce cher Gobineau ...

La réalité historique est tout autant raciste. Au-delà des péripéties liées aux siècles d'Inquisition, le refus d'accepter l'Autre comme différent a trouvé sa meilleure démonstration lors de la traite des Noirs,

du 16^e au 19^e siècle. Ce commerce que bénira le pape Léon IX a constitué un moment fondateur dans l'émergence d'images dévalorisantes du Noir, lesquelles justifieront, aux yeux de l'Homme blanc, ce crime – toujours pas unanimement reconnu – contre l'Humanité. Edictée en 1793, la Déclaration universelle des Droits de l'Homme n'y fera rien. Normal. Elle ne résultait pas d'une évolution des mentalités, mais plutôt d'une masturbation intellectuelle d'esprits qui n'en resteront pas moins étriqués: durant ce «siècle des Lumières», de Voltaire et Hegel, on ne renonça ni à l'avalissement de l'Homme noir, à travers la poursuite de la traite négrière, ni aux grandes entreprises coloniales et à leur «mission civilisatrice», par laquelle l'Occident apporta sa «lumière» à des peuples suffisamment éclairés, tant sur leur rapport à Dieu et au sacré, que sur leur environnement, leur histoire, leur destin et la manière de faire face à leurs défis.

Dès lors, il n'est pas surprenant que dans sa *réalité sociale*, l'Occident vive encore dans cet obscurantisme se voulant «éclairant». Les images du Noir non «civilisé», sauvage, tribal, proche de la bête et à l'évidence inférieur au Blanc restent permanentes. Avec des changements dans la continuité. Hier, les Noirs étaient des êtres sans histoire, sans connaissances techniques ni croyances dignes de ce nom. Aujourd'hui, en les infériorisant tout autant, l'Occident s'estime en droit de les guider afin de changer le cours de leur histoire et de s'engager dans la voie du «développement», de la «démocratie» ou des «droits de l'Homme», tels que lui, et lui seul, les conçoit.

Pro-mouvoir une image valorisante du Noir demeure apparemment une démarche inconcevable dans les campagnes antiracistes

Le PAC, pour s'en sortir!

Que faire alors? Devant ce racisme qui persiste à coller aux schèmes mentaux, y compris à ceux des antiracistes, l'Occident ne peut continuer à faire l'économie d'un ambitieux *Programme d'Ajustement Culturel* (PAC), comme il en propose pour restructurer les économies du Sud. En ciblant particulièrement les enfants et les jeunes, qui portent sur eux l'avenir de l'Occident, et par des volets culturel, historique et social, ce PAC pourrait ouvrir sur divers chantiers les pistes suivantes:

La première piste devrait amener à rompre avec les transmissions du passé qui font partie intégrante du patrimoine culturel occidental et sont érigées en lieux communs, exhalant un racisme tenace. Divin chantier: la Bible, œuvre fondatrice et toujours présente dans la réalité culturelle occidentale, malgré



un semblant d'effacement (les présidents américains continuent à prêter serment, une main posée sur elle, pour s'asseoir dessus ensuite). Ecrite par des hommes qui n'ont pas toujours été bien éclairés par la lumière de Dieu, elle devrait être réécrite, nettoyée de ses passages tant sexistes (mythe d'Eve pécheresse) que racistes (mythe de Cham le maudit).

Annexe au chantier biblique: les langues occidentales. Qui véhiculent à travers le mot «noir», et à partir de la référence biblique, les images les plus dévalorisantes et les plus avilissantes pour le Noir, érigées en caractéristiques raciales, en solides préjugés. Qu'on en juge à la manière dont les dictionnaires français, par exemple, décrivent le «noir»: couleur la plus foncée par opposition au blanc et aux autres couleurs; qui, pouvant être blanc et propre, se trouve sali; qui est privé de lumière, plongé dans l'obscurité, les ténèbres; assombri par la mélancolie, triste, funèbre; marqué par le mal, méchant, atroce; clandestin, illégal; etc. Le contraire? Blanc, blond, clair, immaculé, propre, pur, etc. Rien de péjoratif, sauf lorsque blanc est opposé, en été, à ... bronzé!

La deuxième piste devrait s'éloigner de cette voie qui persiste à canaliser l'histoire du monde vers une idée prédominante, unique. Idée selon laquelle l'Occident serait porteur d'un modèle universel, et qu'il serait investi d'une mission civilisatrice dans le monde. Le chantier par excellence serait ici l'école. Celle-ci pourrait introduire un enseignement sur les cultures et l'histoire non occidentales, dans la perspective de leur apport positif aussi bien passé, présent que futur. Combien de personnes, en allant s'émerveiller devant la splendeur des pyramides, font le lien: civilisation égyptienne = civilisation nègre? Combien, au moment où le monde se lance dans l'ère de la communication, savent que le téléphone a été inventé grâce à un Africain américain, Granville T. Woods, assistant de Graham Bell? En fait, il s'agit tout simplement d'une reconnaissance dynamique de l'Autre dans ses contributions autres que folkloriques à l'histoire universelle.

La troisième piste consisterait en une dynamique d'inversion des images négatives de l'Africain dans la réalité sociale de l'Occident. Les médias (télé, radio, presse écrite, cinéma, etc.) constitueraient ici le plus gros chantier. Pourquoi, par exemple, eux qui s'acharnent à présenter l'Afrique sous les couleurs les plus «noires» ne se fixeraient-ils pas chaque semaine un quota de nouvelles positives – eh oui il en existe! – sur l'Afrique, à côté de toutes les famines, maladies, guerres tribales et autres images folkloriques qu'ils privilégient en général? Quel est ce patron de presse qui a déjà pensé à introduire dans le cadre de la formation continue en entreprise des séminaires comme ceux que propose, depuis 1993, REGARDS AFRICAINS, «Comprendre l'Afrique et les Africains» à travers des thèmes divers? Du reste, il faudrait une relecture du Code de déontologie de la

profession afin d'y souligner, sinon d'y introduire cette préoccupation.

Le rôle des Africains

Les Africains (décomplexés) devront certainement jouer un rôle sur tous ces chantiers. A l'instar des Juifs quant à l'antisémitisme, et malgré leur *lobbying power* quasi nul, ils devraient veiller à influencer sur les projets, accompagner et guider les actions, contrôler la communication, etc. Encore faut-il qu'ils voient le jour, ces chantiers évités soigneusement par les antiracistes.

D'où quelques questions. L'Occidental a-t-il honnêtement le sentiment d'avoir besoin d'un PAC? A-t-il une réelle volonté d'extirper définitivement et complètement le racisme de sa culture, de son histoire et de sa société? Sans cela, ses slogans antiracistes ne seraient que diversion, destinée à pérenniser une idéologie qui, après tout, contribue à le conforter dans une supériorité qu'il a décrétée. Par des voies détournées, l'antiracisme ne serait alors qu'alibi, au même titre que l'humanitaire, qui déculpabilise l'Occident de ses entreprises multiformes contre le reste du monde, et contre l'Afrique en particulier.

Mutombo Kanyana est rédacteur de REGARDS AFRICAINS.

Bibliographie

Smith, Stephen, Antoine Glaser, 1994

L'Afrique sans les Africains, ou le rêve blanc du continent noir. Paris: Stock.

Résumé

«Le racisme est naturel, l'antiracisme ne l'est pas». Ce mot de l'écrivain français Romain Gary soulève des questions fondamentales: l'antiracisme est-il une réalité en Occident? Peut-il un jour devenir naturel? En Suisse, la campagne de sensibilisation de la Commission fédérale contre le racisme, lancée en juillet 1997 et largement relayée par la presse, a été très parlante à ce sujet. Originale certes, elle a été plutôt brouillonne, par son côté fourre-tout, entretenant une belle confusion entre racisme et xénophobie, Noirs et Juifs côtoyant réfugiés bosniaques ou immigrés turcs. Elle a même été empreinte d'un certain racisme, lorsqu'elle a choisi de représenter le Noir à travers l'un des clichés auquel on le réduit toujours: celui du Nègre roi de la fête (quand il n'est pas l'athlète félin, le sauvage tribal ou le corps squelettique des campagnes humanitaires). Cette attitude raciste se retrouve aussi dans l'exclusion paternaliste des Noirs dans la conception de la campagne.

La plupart des Africains en Suisse sont étrangers. Cela ne justifie pourtant pas qu'ils soient systématiquement exclus du discours sur le racisme. Les élites occidentales, y compris celles qui se disent antiracistes, continuent immuablement à parler au nom et à la place des Noirs, que ce soit de leur destin, de leur développement ou des drames qu'ils vivent. L'appréciation du racisme et de l'antiracisme est fondamentalement différente selon qu'on en fait une lecture afro-centrée ou euro-centrée. Les antiracistes européens en viennent à proposer des explications du racisme qui se révèlent, à l'analyse, une falsification de la réalité débouchant sur au moins trois mystifications: le racisme serait une sorte de tare culturelle due à l'ignorance de l'Autre; il serait une maladie sociale due à la crise économique; ou encore, comme l'affirme le généticien français Albert Jacquard, il ne serait pas fondé parce que les races n'existent pas scientifiquement (ce dernier argument focalise sur un aspect scientifique un débat qui ne l'est pas). Ces explications ne tiennent aucunement compte de l'enracinement profond du racisme dans la réalité culturelle, historique et sociale de l'Occident.

Contre ce racisme qui continue à coller aux schèmes mentaux, l'Occident doit se lancer dans un ambitieux Programme d'ajustement culturel (PAC) ciblant particulièrement l'école et les médias et ouvrant d'importants chantiers historiques, culturels et sociaux. Les Noirs (décomplexés), malgré leur lobbying power quasi nul, devraient y jouer un grand rôle. Sans ce PAC, l'antiracisme ne sera qu'un alibi, au même titre que l'aide humanitaire, qui déculpabilise l'Occident de ses entreprises multiformes contre le reste du monde, et contre l'Afrique en particulier.

Zusammenfassung

«Rassismus ist natürlich, Antirassismus nicht.» Dieser Satz des französischen Schriftstellers Romain Gary löst die Frage aus: Ist Antirassismus im Westen eine Realität? Kann Antirassismus eines Tages «natürlich» werden? Die Sensibilisierungskampagne der EKR, die im Juli 1997 lanciert wurde und viel Medienecho fand, kann zur Beantwortung dieser Fragen herangezogen werden. Die Kampagne war zwar originell, doch hat sie das Problem eher verwirrt als geklärt, indem sie undifferenziert Rassismus und Xenophobie, Schwarze und Juden, bosnische Flüchtlinge und türkische Migranten in einen Topf geworfen hat. Sie hatte sogar einen rassistischen Unterton, indem sie ein gängiges Stereotyp des Schwarzen verwendete: der Schwarze als Partylöwe (wenn er nicht der raubtierar-

tige Athlet, der wilde Eingeborene oder das abgemagerte Skelett humanitärer Kampagnen ist). Dieser grundsätzlich rassistischen Haltung entspricht auch der paternalistische Nicht-Einbezug von Schwarzen in die Konzeptphase der Kampagne.

Die Mehrheit der Afrikaner/innen in der Schweiz sind Ausländer/innen. Das rechtfertigt aber nicht, sie systematisch von den Auseinandersetzungen über Rassismus auszuschliessen. Die westlichen Eliten, auch jene, die sich selber als Antirassisten bezeichnen, fahren fort, über die Schwarzen statt mit ihnen zu sprechen, ganz gleich, ob es um ihr Schicksal, ihre Zukunft oder die Dramen geht, die sie durchleben müssen.

Es ist ein fundamentaler Unterschied, ob man Rassismus und Antirassismus aus einer euro- oder einer afrozentrierten Optik betrachtet. Die von europäischen Antirassisten vorgeschlagenen Erklärungen verfälschen die Realität, da sie auf mindestens drei falschen Vorstellungen aufbauen: Rassismus als kulturelles Manko, das auf der Unkenntnis



des Anderen beruht; Rassismus als durch wirtschaftliche Krisen verursachte soziale Krankheit; Rassismus als wissenschaftlich unhaltbare Ideologie, da es genetisch gesehen keine Rassen gebe. All diese Erklärungen vernachlässigen jedoch die tiefe kulturelle, historische und soziale Verwurzelung des Rassismus in der westlichen Realität.

Um diesen in allen Gehirnwindungen haftenden Rassismus zu bekämpfen, muss sich der Westen einem ehrgeizigen historischen, kulturellen und sozialen Anpassungsprogramm unterwerfen, das sowohl auf Schulen wie Medien ausgerichtet ist. Schwarze sollten in einem solchen Programm eine zentrale Rolle spielen. Ohne ein solches Kulturprogramm wird Antirassismus immer nur ein Alibi bleiben.



Que renferme le mythe ou la réalité de la passivité des Africains?

ROBERT SAMO

La passivité reprochée aux Africains est à mettre en relation avec le mythe, cousu de préjugés racistes, de leur fatalisme. En effet, on ne peut plus parler de la passivité des Africains dans ce pays comme si rien ne se faisait. À preuve le nombre d'associations africaines que compte la Suisse et les prises de position de la revue REGARDS AFRICAINS.

Dans l'inconscient populaire occidental, l'Africain en général et le Noir en particulier sont des êtres inférieurs. Dans le meilleur des cas, quand on lui reconnaît une humanité, on dit que c'est un enfant, c'est-à-dire que son évolution est inachevée. Cette assertion oriente et nourrit les discussions liées de près ou de loin au racisme. Cela explique, entre autres, que les délits commis contre les Noirs ne sont pas toujours punis, alors qu'un délit commis par un(e) Noir(e) est méticuleusement examiné et que sa sanction peut même être disproportionnée. Face à cette situation, comment expliquer que les Africains ne se mettent pas ensemble pour revendiquer leurs droits, alors même que ceux-ci sont incontestablement bafoués? Quelques explications:

- Dire que la diaspora africaine de Suisse est passive, c'est méconnaître ou faire abstraction du fonctionnement habituel des groupes sociaux. Dans toutes les sociétés, rares sont ceux qui s'engagent; la majorité préfère le statu quo; seule une petite poignée de mécontents est toujours prête à rouspéter, à tort ou à raison d'ailleurs. Les Africains ne font pas exception à cette règle. Le peuple a tendance à se confondre à tout le monde, à ne pas se faire remarquer, par peur des qu'en dira-t-on, ou simplement parce qu'on pense qu'il y a des leaders pour canaliser les idées et qu'on n'est pas de cette catégorie-là.
- La population africaine de Suisse est constituée globalement de jeunes. Beaucoup sont en formation (apprentis ou étudiants) ou requérants d'asile ou mineurs. Ceux qui travaillent sont suffisamment intégrés, assimilés pour ne plus poser de questions qui pourraient ternir leur image.
- Le cadre de vie est juridiquement si balisé qu'il leur est simplement impossible de poser un acte sans risquer d'enfreindre une loi qui leur est défavorable.
- La précarité dans laquelle vivent les uns et les autres ne leur laisse aucune marge pour une lutte ou revendication quelconque.
- Il n'est pas drôle de vivre dans la hantise d'être discriminé. Certains Noirs considèrent que cela fait partie des réalités à accepter.

Il est évident que l'environnement en Suisse tend à marginaliser les étrangers/Africains en général et les Noirs en particulier. Cette population, globalement jeune et sans assise, vit dans une grande insécurité. L'acquisition de la nationalité suisse pourrait leur donner suffisamment d'assurance pour réagir efficacement, en leur faisant perdre leur vulnérabilité d'étrangers.

N'entend-on pas dire souvent à l'adresse des Africains: «Si même en Suisse tu n'es pas content, rentre alors dans ton pays!» Beaucoup d'Africains noirs sont là parce que la situation politique de leur pays est déplorable. Ils n'oseront toutefois jamais dénoncer les injustices qui s'y produisent parce que leur pays d'accueil le leur interdit formellement. On sait pourtant que les dictateurs africains ne se laissent troubler que par les dénonciations en provenance de l'Occident ...

Entre passivité et violence ...

On l'a dit, plusieurs cas d'atteintes aux droits, voire à la vie d'Africains en Suisse sont restés impunis ces dernières années, alors qu'à l'inverse des Africains ont été condamnés à de lourdes peines sur la base d'indices fort ténus. Or, certaines injustices peuvent inciter individus et groupes aussi bien à une grande réserve qu'à la violence. Dès lors, si les femmes et les hommes conscients de cette discrimination ne manifestent pas leur indignation en dénonçant certains de ces excès, il n'y a plus qu'à attendre que les enfants des victimes grandissent, et on verra si la passivité est congénitale chez l'Africain. Les jeunes comprendront probablement l'enjeu de dénoncer les chefs de gouvernement actuels, oppresseurs et marionnettes des États africains.

... l'exemple de l'ACRA

L'Association Culturelle Regards Africains (ACRA) est l'émanation d'un forum d'organisations africaines né en 1983/84 en réaction aux comportements des médias de l'époque qui pratiquaient ouvertement la discrimination à l'égard des Noirs. Malgré des difficultés de survie liées à sa ligne éditoriale faite de rigueur qui dérange et empêche de tourner en rond, l'ACRA exprime tout haut ce que les

Africains pensent tout bas, au travers de séminaires, de la radio, de l'agenda des activités culturelles en Suisse, du magazine REGARDS AFRICAINS ou de conférences. Sans oublier sa collaboration avec des associations sœurs comme *Imaginer et construire l'Afrique de demain* (ICAD), *l'Association Panafricaine pour l'Art*, la *Coordination des Associations Africaines de Suisse* (CAAS), etc. Le drame des associations précitées est que leur voix ne porte pas loin alors même qu'elles sont représentatives du dynamisme de la pensée africaine de la diaspora, et même de l'Afrique. Il n'est pas aisé de choisir le camp des démunis et d'y rester longtemps; ce n'est pas confortable de faire des choix exigeants. L'ACRA a fait les siens, librement. Il lui a été reproché de ne pas faire systématiquement l'éloge de ceux qui attendent d'être acclamés. Cela est vrai; mais, si elle a des adversaires, l'ACRA reste pourtant toujours ouverte au dialogue, à la discussion ou à la collaboration avec d'autres. Sans se laisser jamais acheter. Dans ces conditions, même si le résultat n'est pas à la hauteur de ce qu'on pouvait espérer, on peut se réjouir que ces structures existent dans la réalité. Et aujourd'hui, il n'est personne qui, connaissant les initiatives de l'ACRA, se risquerait à affirmer que les Africains sont passifs. Pourtant aucun organisme suisse ne se risque à soutenir l'ACRA, ne serait-ce que moralement, quand des organisations nées récemment, plus conformistes, bénéficient de subventions permettant de couvrir leurs dépenses courantes. La discrimination qu'on peut observer ici est le reflet de ce qui se vit internationalement, jugez-en:

- ▶ En 1996, la Suisse enregistre 19 375 naturalisations dont 495 Africains.
- ▶ Entre 1960 et 1996 on compte en tout 9286 naturalisés Africains dont 1 383 Noirs. Que vous inspire ces chiffres?
- ▶ Serait-ce un hasard que la ration d'un réfugié des Balkans soit onze fois plus élevée que celle d'un réfugié africain Noir?
- ▶ Pourquoi certains camps de réfugiés en Afrique ont un médecin pour 100 000 réfugiés contre 700 en Macédoine?
- ▶ Pourquoi certains camps en Afrique accueillent 500 000 réfugiés, or le plus grand camp en Macédoine accueille 33 000 réfugiés?

Vous qui pensez que les Africains sont passifs, que ferez-vous qu'ils n'ont pas encore essayé, en Suisse ou ailleurs?

Robert Samo est sociologue. Il représente l'Association Culturelle Regards Africains (ACRA) en Suisse alémanique.

Que ferez-vous que les Africains n'ont pas encore essayé, en Suisse ou ailleurs?

Résumé

Parmi les nombreux préjugés dont souffrent les Noirs, le mythe de leur fatalisme est tenace. Servirait-il pourtant à expliquer pourquoi les Noirs peinent à s'unir pour protester contre les nombreux délits impunis dont ils sont victimes (alors que lorsqu'ils sont mis en cause les sanctions ont tendance à être exagérément lourdes)?

Pas du tout: si dans toutes les sociétés humaines les femmes et les hommes engagés à faire changer le statu quo sont une minorité, les Africains ne font pas exception à la règle. Par ailleurs la communauté africaine en Suisse est formée majoritairement de jeunes et d'enfants. Certains vivent dans la hantise d'être discriminés ou dans une telle précarité que leur marge d'action s'en trouve fortement réduite. Le cadre légal, mal connu, fonctionne comme une épée de Damoclès sur la tête de ceux qui voudraient entrer en lutte, en particulier contre les injustices commises dans leur pays d'origine. L'Association Culturelle Regards Africains (ACRA) offre l'exemple d'un forum d'organisations africaines qui rejette la passivité, contre vents et marées, et malgré des difficultés matérielles considérables. Ses prises de position claires en faveur des démunis ne lui attirent pas que des sympathies, mais l'autorisent à lancer la question: vous qui pensez que les Africains sont passifs, que ferez-vous qu'ils n'ont pas encore essayé, en Suisse ou ailleurs?

Zusammenfassung

Unter den vielen Vorurteilen, die Schwarzen gegenüber geübt werden, hält sich besonders hartnäckig der Mythos ihres Fatalismus. Kann dieses Vorurteil erklären, warum Schwarze so selten gegen die vielen ungesühnten Verbrechen aufbegehren, denen sie ausgesetzt sind? Auf keinen Fall: Genauso wie in jeder anderen Gesellschaft lebt sich auch unter Afrikanern nur eine Minderheit gegen Ungerechtigkeiten auf. Hinzu kommt, dass die afrikanische Gemeinschaft in der Schweiz mehrheitlich aus jungen Menschen und Kindern besteht. Viele leben in einer lähmenden Angst vor Diskriminierungen oder in derart prekären Umständen, dass sie kaum Handlungsspielraum besitzen. Das schlecht bekannte Justizsystem schwebt wie ein Damoklesschwert über den Köpfen jener, die bereit sind, sich zu engagieren, besonders wenn sie sich gegen die Ungerechtigkeiten in ihren Herkunftsländern einsetzen. Die Association Culturelle Regards Africains ist ein Beispiel einer Organisation, die sich trotz grosser materieller Schwierigkeiten gegen Passivität und Zeitgeist wehrt. Ihre unmissverständlichen Stellungnahmen zugunsten der Unterdrückten stossen nicht nur auf Gegenliebe; sie erlauben es ihr aber, die folgende Frage zu stellen: «Ihr, die ihr meint, die Afrikaner seien passiv, was würdet ihr tun, was sie nicht bereits versucht haben?»



«Farbige» in der Schweiz – Aus der Sicht der Statistik

MARCEL HEINIGER

Es gibt Länder, in denen die amtliche Statistik die Bevölkerung nach dem Kriterium der «Rasse» einteilt. Dies bedeutet einen Zwang zur «rassistischen» Zuordnung. In der Schweiz ist dies nicht der Fall. Möchte man trotzdem Aussagen über den Anteil der «Farbigen» an der Wohnbevölkerung machen, muss man sich mit Schätzungen begnügen, die vom Merkmal der Staatsangehörigkeit ausgehen.

Obwohl im Rahmen der Statistik Menschen gelegentlich nach ihrer Hautfarbe klassifiziert werden, ist dies in der Schweiz nicht der Fall. Die «ethnische Gruppe» bzw. die «Rasse» wird als Strukturmerkmal der Bevölkerung in der amtlichen Statistik gewisser Länder, wie z.B. der USA oder Grossbritanniens, regelmässig ausgewiesen. In beiden Staaten wird die Bevölkerung im Rahmen der Volkszählungen nach «Rasse» und/oder «Ethnie» erfasst und in verschiedene Kategorien eingeteilt. Je nach nationalen Bedürfnissen und Besonderheiten werden diese Kategorien unterschiedlich definiert; ebenso können sich im zeitlichen Verlauf neue Zuordnungskriterien ergeben. Generell werden dabei jedoch grob «Weisse» von «Nicht-Weissen» bzw. «Farbigen» unterschieden. Doch auch die Definition der «Weissen» ist alles andere als eindeutig und wird unterschiedlich gehandhabt.

In der amtlichen Statistik der Schweiz kann die Abgrenzung der nicht-weissen Wohnbevölkerung nur annäherungsweise über die Staatsangehörigkeit der Personen erfolgen. Offensichtlich ist die Staatsbürgerschaft nicht das geeignetste Merkmal, um Personen einer bestimmten Hautfarbe zu identifizieren. Im Rahmen der folgenden statistischen Übersicht wurde die Population der «Farbigen» wie folgt definiert: Sie umfasst alle Staatsangehörigen aus Afrika, der Karibik, Lateinamerika sowie Ost- und Südasien. Selbstverständlich befinden sich unter diesen Personen zahlreiche «Weisse» (insbesondere aus Südamerika), wie auch aus den nicht berücksichtigten Regionen (z.B. Nordamerika, Naher Osten) etliche Menschen in unserem

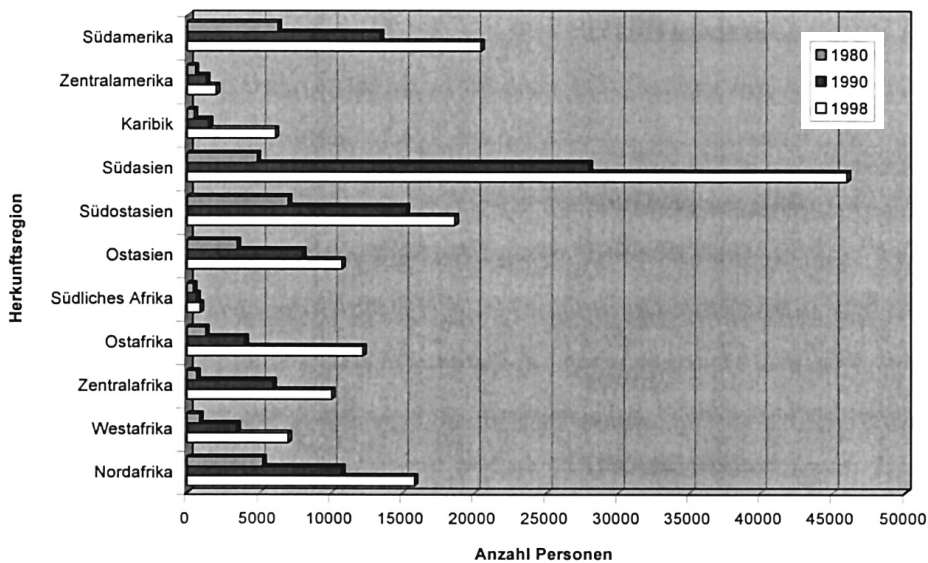
Land leben, die als «Farbige» angesehen werden können.

Relativ starke Zunahme

Die Präsenz von Menschen nichtweisser Hautfarbe hat sich in den letzten 20 Jahren deutlich erhöht. Anfang der Achtzigerjahre lebten rund 31 000 «Farbige» in der Schweiz, 10 Jahre später waren es bereits 92 000. Zwischen 1990 und 1998 nahm ihre Zahl um weitere 60 % zu. Gemäss den neuesten verfügbaren Zahlen der schweizerischen Ausländerstatistik zählte man Ende 1998 knapp 150 000 Menschen, die als «Farbige» angesehen werden können; dies entspricht rund 10 % der ausländischen Wohnbevölkerung der Schweiz.

Die Zunahme der Zahl der nichtweissen Bevölkerung in der Schweiz ist eine Folge der Globalisierung der Arbeitsmärkte und der Migrationsströme. Wie auch in anderen Staaten Westeuropas hat sich der Kreis der Herkunftsländer der Migrantinnen und Migranten in den letzten zwei Jahrzehnten stark erweitert. Ein ständig grösserer Anteil der aus-

«Farbige» in der Schweiz 1980, 1990 und 1998



ländischen Bevölkerung kommt aus immer entfernter liegenden Regionen. Trotz beachtlicher Zuwachsraten (so hat sich im Zeitraum 1990–1998 beispielsweise die Zahl der Personen aus den Staaten

der Karibik vervierfacht, aus Ostafrika verdreifacht und aus Westafrika verdoppelt) ist festzuhalten, dass die absoluten Zahlen immer noch sehr gering sind und die «Farbigen» lediglich 2 % der gesamten Wohnbevölkerung der Schweiz ausmachen.

Die «Farbigen» in der Schweiz bilden keine homogene Gruppe; sie haben eine unterschiedliche Herkunft, unterschiedliche Religionen, Sprachen und ethnische Zugehörigkeiten. Nahezu ein Drittel von ihnen stammte Ende 1998 aus Südasien, wobei Staatsangehörige aus Sri Lanka die überwiegende Mehrheit bildeten. Südamerika mit 13,6 % (mit Brasilien als wichtigstem Herkunftsland) und Südostasien mit 12,4 % (worunter Vietnam, die Philippinen und Thailand etwa gleich stark vertreten waren) verzeichneten die nächstgrössten Anteile. Die «Farbigen» sind nicht gleichmässig über das schweizerische Staatsgebiet verteilt. Während gesamthaft nur knapp ein Drittel aller Ausländerinnen und Ausländer in der Romandie wohnhaft sind, leben 60 % aller Afrikanerinnen und Afrikaner und jeweils gut die Hälfte aller Personen aus Zentral- und Südamerika in der französischen Schweiz. Andererseits sind Staatsangehörige aus südasiatischen und karibischen Ländern überwiegend in der Deutschschweiz ansässig.

Unterschiedlicher Aufenthaltsstatus

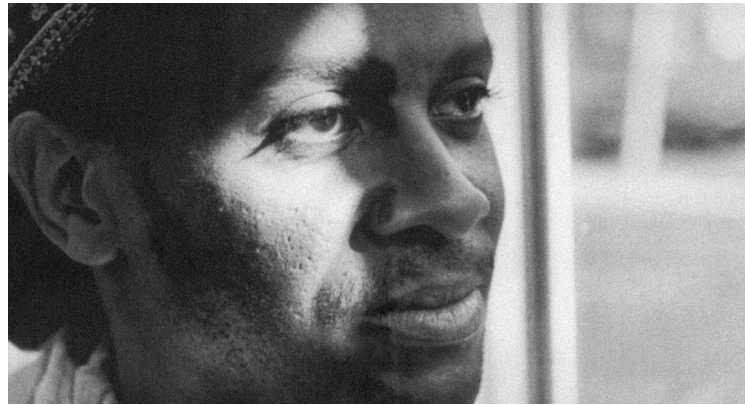
Obwohl die Einwanderung von Personen aus Aussereuropa ein Phänomen der jüngsten Migrationsgeschichte der Schweiz ist (nur ein Viertel aller «Farbigen» halten sich bereits seit 10 oder mehr Jahren in unserem Land auf), lassen sich Anzeichen erkennen, dass zahlreiche «Farbige» ein fester Bestandteil der schweizerischen Gesellschaft geworden sind. Dies drückt sich beispielsweise dadurch aus, dass sie in der Schweiz geboren wurden, durch Heirat verwandtschaftliche Beziehungen erworben haben oder schon so lange im Land wohnhaft sind, dass sie über eine Niederlassungsbewilligung verfügen. Die zunehmende Integration mit der einheimischen Bevölkerung zeigt sich auch in der steigenden Zahl Neugeborener mit einem schweizerischen und einem nichtweissen Elternteil.

Auffallend ist, dass heute lediglich ein Viertel aller «Farbigen» dem Asylbereich zuzuordnen ist. Dabei gibt es jedoch grosse Differenzen unter den einzelnen Nationalitätengruppen. Besonders hoch sind die Anteile von Asylsuchenden bei den Personen aus Ostafrika (55 %, vor allem aus Somalia, Äthiopien und Eritrea) und Südasien (50 %, insbesondere aus Sri Lanka). 4 von 10 «Farbigen» besitzen die B-Bewilligung, ein gutes Viertel aller «Farbigen» die unbeschränkte Niederlassungsbewilligung.

Rund 13 % aller «Farbigen» mit B- oder C-Bewilligung haben schon immer in der Schweiz gelebt. Sie sind hier geboren und gehören somit zur zweiten Ausländergeneration. Einzelne Nationalitätengrup-

pen weisen eine deutlich höhere Anzahl von in der Schweiz geborenen Personen auf. So sind 24 % aller Personen mit südasiatischen und ein Fünftel aller Personen mit zentralafrikanischen Staatsangehörigkeiten in der Schweiz geboren.

Gut ein Fünftel aller «Farbigen» mit B- oder C-Bewilligung haben einen Schweizer bzw. eine Schweizerin als Ehepartner/in. Nahezu zwei Drittel dieser rund 22 000 Personen sind Frauen. Während nur 7 % aller Personen aus Südasien mit einer Schweizerin oder einem Schweizer verheiratet sind, trifft dies auf je einen Drittel aller Staatsangehörigen aus Zentralamerika, der Karibik, Nordafrika, Westafrika und Südamerika zu. Der Anteil der Neugeborenen aus binationalen Ehen ist seit 1992 um mehr als die Hälfte angestiegen. 1998 kamen 2600 Kinder zur Welt, welche einen schweizerischen Elternteil und eine Mutter oder einen Vater aus Afrika, Lateinamerika oder Asien hatten.



Abschliessend ist darauf hinzuweisen, dass sich auch unter den Schweizer Staatsangehörigen zahlreiche «Farbige» befinden, welche den Schweizer Pass durch Einbürgerung erhalten haben. Die verfügbaren Daten aus den Volkszählungen und der laufenden Bevölkerungsstatistik erlauben es jedoch nicht, die Zahl dieser Eingebürgerten auch nur annähernd zu schätzen. Diesbezügliche Hinweise sind einzig den jährlichen Zahlen zum Bürgerrechtserwerb zu entnehmen. Dabei zeigt sich, dass sich «Farbige» deutlich häufiger einbürgern lassen als Personen aus Europa. Etwa 5 von 100 in der Schweiz ansässigen «Farbigen», das sind 4700 Personen, erwarben 1998 das Schweizer Bürgerrecht. Im Vergleich dazu betrug die Einbürgerungsquote der EU/EFTA-Staatsangehörigen lediglich 1,2 %. Besonders hohe Einbürgerungsquoten verzeichneten Personen aus Südostasien (6,8 %), Zentralamerika (6,6 %) und Nordafrika (6,3 %).

Marcel Heiniger arbeitet im Bundesamt für Statistik in der Sektion Bevölkerungsentwicklung und ist zuständig für Daten zur ausländischen Bevölkerung.



Zusammenfassung

Eine Unterscheidung der «nichtweissen» von der «weissen» Wohnbevölkerung ist für die schweizerische Bevölkerungsstatistik nur annäherungsweise über das Kriterium der Staatsangehörigkeit möglich. Die Bevölkerungsgruppe der «Farbigen» wurde im vorliegenden Artikel wie folgt definiert: Sie umfasst alle Staatsangehörigen aus Afrika, der Karibik, Lateinamerika sowie Süd- und Ostasien. Selbstverständlich befinden sich unter diesen Personen zahlreiche «Weisse», wie auch aus den nicht berücksichtigten Regionen (z.B. Nordamerika, Naher Osten) etliche Menschen in unserem Land leben, die als «Farbige» angesehen werden können. Deshalb geben die scheinbar genauen Zahlen nur ein ungefähres Bild der Wirklichkeit.

Die Präsenz von Menschen nichtweisser Hautfarbe hat sich in den letzten 20 Jahren deutlich erhöht. Anfang der Achtzigerjahre lebten rund 31 000 Nicht-Weisse in der Schweiz, 10 Jahre später waren es bereits 92 000. Zwischen 1990 und 1998 nahm ihre Zahl um weitere 60% zu. Gemäss den neuesten verfügbaren Zahlen der schweizerischen Ausländerstatistik zählte man Ende 1998 knapp 150 000 Menschen, die als Nicht-Weisse bzw. «Farbige» angesehen werden können; dies entspricht rund 10% der ausländischen Wohnbevölkerung oder 2% der gesamten Wohnbevölkerung der Schweiz.

Die «Farbigen» in der Schweiz bilden keine homogene Gruppe. Sie haben unterschiedliche Herkunftsländer, unterschiedliche Religionen, Sprachen und ethnische Zugehörigkeiten. Überdurchschnittlich viele Afrikanerinnen und Afrikaner wohnen in der französischsprachigen Schweiz, während Staatsangehörige aus südasiatischen und karibischen Ländern überwiegend in der Deutschschweiz ansässig sind. Lediglich ein Viertel aller «Farbigen» ist heute dem Asylbereich zuzuordnen. Zahlreiche «Farbige» sind in der Schweiz geboren worden, haben durch Heirat verwandtschaftliche Beziehungen erworben oder sind schon so lange im Land wohnhaft, dass sie über eine Niederlassungsbewilligung verfügen.

Résumé

Il n'est qu'approximativement possible à la statistique de la population suisse de faire une distinction entre la population résidente «blanche» et celle «de couleur» si elle se fonde sur la nationalité. Le groupe de population des «gens de couleur» a été défini comme suit dans l'article: il comprend tous les ressortissants d'Afrique, des Caraïbes, d'Amérique latine, d'Asie du sud et d'Asie orientale. Parmi ces personnes se trouvent bien évidemment des «Blancs», tout comme il se trouve dans notre pays des gens venant de régions qui n'ont pas été citées (Amérique du nord, Proche-Orient) que l'on peut considérer comme des «gens de couleur». Ainsi, ces chiffres apparemment exacts ne donnent qu'un pâle reflet de la réalité.

La présence de gens «non blancs» a nettement augmenté au cours des 20 dernières années. Si, au début des années quatre-vingt, 31 000 gens de couleur vivaient en Suisse, ils étaient 92 000 à peine 10 ans plus tard. Entre 1990 et 1998, leur nombre a augmenté de 60%. Les derniers chiffres de la statistique suisse des étrangers dont on dispose faisaient état fin 1998 de 150 000 personnes que l'on pouvait considérer comme «non blanches», c'est-à-dire «de couleur», ce qui correspond à 10% de la population résidente étrangère ou à 2% de l'ensemble de la population résidente suisse.

Les «gens de couleur» vivant en Suisse constituent un groupe homogène. Ils proviennent de pays différents, sont de religion, de langue et d'appartenance ethnique différentes. Le nombre d'Africains vivant en Suisse romande est supérieur à la moyenne, tandis que les ressortissants de pays d'Asie du sud et des Caraïbes sont plutôt installés en Suisse allemande. Un quart seulement de ces gens de couleur relèvent de l'asile. Bon nombre d'entre eux sont nés en Suisse, ont acquis des liens de parenté par le mariage ou résident en Suisse depuis assez longtemps déjà pour disposer d'une autorisation d'établissement.

**Die
Definition
der «Weissen» ist alles
andere als eindeutig und
wird unterschiedlich
gehandhabt**



Tätigkeitsbericht 1999 der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus

Schwerpunkte 1999

- ▶ Publikation der zweisprachigen (Französisch und Italienisch) Ausgabe der Zeitung SPOCK.
- ▶ Publikation des Berichts *Getrennte Klassen? Ein Dossier zu den politischen Forderungen nach Segregation fremdsprachiger Kinder in der Schule.*
- ▶ Präsentation der Pilotstudie zur Diskriminierung von Ausländer/innen im schweizerischen Recht an einer Tagung zum selben Thema.
- ▶ Mitherausgabe der Tagungsbeiträge in der Bibliothek zur ZEITSCHRIFT FÜR SCHWEIZERISCHES RECHT.
- ▶ Mitherausgabe des Buches *Rassendiskriminierung. Gerichtspraxis zu Art. 261^{bis} StGB*, zusammen mit der *Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus* und der *Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz.*
- ▶ Publikation eines Auszugs aus dem Bericht der EKR *Antisemitismus in der Schweiz* in der Sondernummer *Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg* der SCHWEIZER LEHRERZEITUNG, des ÉDUCATEUR und der SCUOLA TICINESE.
- ▶ Forschungsprojekt *Diskriminierung und Einbürgerung* in Zusammenarbeit mit dem Ethnologischen Institut der Universität Bern, dem Bundesamt für Statistik (BFS) und dem Schweizerischen Forum für Migration (SFM). Eingabe und Bewilligung eines Nachfolgeprojekts im Rahmen des SPP «Zukunft Schweiz».
- ▶ Beginn der Zusammenarbeit an einem Forschungsprojekt des SFM zur Diskriminierung bei der Arbeitssuche.
- ▶ Vorstoss bei den kantonalen Regierungen, Anlaufstellen für Rassismusopfer zu schaffen. Behandlung der verschiedenen Varianten mit den kantonalen Vertretern an der jährlichen Arbeitstagung.
- ▶ Weiterentwicklung eines Projekts für eine schweizweite Opferberatung und Bearbeitung von Konfliktfällen zusammen mit spezialisierten NGOs.
- ▶ Hearing vor dem Schweizer Presserat betr. den Umgang der Zeitungsredaktionen mit Leserbriefen rassistischen oder antisemitischen Inhalts.
- ▶ Vorbereitungsarbeiten zur Europäischen Konferenz und UNO-Weltkonferenz gegen Rassismus, die im Jahr 2000 bzw. 2001 stattfinden werden.
- ▶ TANGRAM Nr. 6 *Religion und Esoterik auf Abwegen?*, TANGRAM Nr. 7 *Muslime in der Schweiz.*

1. Kommentar zur Lage 1999

Innenpolitisch war die Lage aus der Sicht der EKR geprägt durch mehrere politische Debatten zum Thema

Fremdenfeindlichkeit, zur Anzahl der anwesenden Ausländer, zur Integration der ausländischen Bevölkerung und über die Abgrenzung konservativer Politik von Rechtsextremismus und Antisemitismus.

Die beiden Kammern des Parlaments debattierten die Aufhebung der parlamentarischen Immunität von Nationalrat R. Keller, der am 3. Juli 1998 zu einem «Boykott amerikanischer und jüdischer Waren, Restaurants und Ferienangebote» aufgerufen hatte. Der Nationalrat votierte für die Aufhebung seiner parlamentarischen Immunität, der Ständerat lehnte dies aus prinzipiellen Erwägungen ab. Die EKR intervenierte aus der Optik der Einhaltung des internationalen Übereinkommens zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung schriftlich beim Ständerat und forderte die Aufhebung der parlamentarischen Immunität.

Vor den Parlamentswahlen entzündete sich ein politischer Streit um die Distanzierung der SVP und ihrer Führung gegenüber rechtsextremen Sympathisanten, unter welchen sich auch Holocaust-Leugner befinden. Dies gab den Medien Anlass, einem Negationisten eine Plattform für die Verbreitung seiner Meinung, für deren Äusserung er bereits verurteilt worden war, zu bieten. Die EKR wies in einem Pressecommuniqué auf die Gefahren hin, welche ein Zusammengehen von Politikern und Politikerinnen mit Vertretern der extremen Rechten darstelle.

Das Thema «Getrennte Klassen» bewegte im Berichtsjahr etliche Gemeinden und Kantone, die politische Interventionen dazu zu behandeln hatten. Ohne in die Fachdiskussion der «Schule der Vielfalt» und der «interkulturellen Pädagogik» eingreifen zu wollen, stellte die EKR ein Dossier zu dem Thema zusammen, in welchem sie nachwies, dass eine segregierte Schule der Bundesverfassung und internationalen Konventionen widersprechen würde.

Die Arbeiten für das Bulletin TANGRAM zum Thema Esoterik und mehr noch zum Thema Muslime dienten der vertieften Auseinandersetzung der Kommission mit diesen Themen und zur Vernetzung mit Kräften der Zivilgesellschaft. Die Integration der Muslime in die schweizerische Gesellschaft war bereits in anderen Institutionen Gegenstand der Auseinandersetzung und ist Thema der Fachtagung der EKR im Januar 2000.

Insgesamt konnte die EKR feststellen, dass ihre Meinung und ihre Fachkenntnisse bei politischen Behörden, in Verwaltungen und bei Nichtregierungsorganisationen in vermehrtem Masse gefragt sind. Da sich



das politische Klima verhärtet hat, muss die EKR auf der anderen Seite auch vermehrte Angriffe gegen sich und gegen das von ihr bearbeitete Thema erwarten. Die Rechtsprechung gegen Rassismus hat sich weiter gefestigt. Jährlich kommen ca. 100 Fälle vor den Richter. Das Prinzip, wonach Art. 261^{bis} StGB vorwiegend die Menschenwürde schützt, hat sich weiter durchgesetzt. Erstmals kam es auch zu einer Verurteilung wegen eines Verstosses gegen Abs. 4 des Artikels (Vorenthalten einer öffentlich angebotenen Dienstleistung).

2. Mitglieder/Wahlen

1999 mussten drei Mitglieder der EKR ihren Rücktritt einreichen. Herr Regierungsrat Alex Pedrazzini, Justiz- und Polizeidirektor des Kantons Tessin, trat nicht mehr zur Wiederwahl an und wird durch eine/n andere/n Vertreter/in der *Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren* (KKJPD) abgelöst werden. Frau Edith Bahy, Vertreterin von der *Association romande contre le racisme* (ACOR), musste krankheits halber zurücktreten. Herr Markus Marti, Vertreter des *Verbands der Schweizer Arbeitsämter* (VSAA), trat zurück, weil er neue, umfassende Aufgaben in seinem Heimatkanton Obwalden übernahm.

3. Sitzungen

3.1 Plenarsitzungen

1999 fanden fünf ordentliche Plenarsitzungen statt (28. Januar, 25. März, 17./18. Mai, 1. September, 16. November).

3.2 Präsidiumssitzungen

Präsidium und Sekretariat der EKR trafen sich 1999 zu 7 Sitzungen (7. Januar, 4. März, 27. April, 29. Juni, 23. August, 20. Oktober, 1. Dezember). Das Präsidium nahm zusammen mit dem Sekretariat die Detailplanung für die Projekte der EKR vor, befasste sich mit der Publikation des Dossiers *Getrennte Klassen*, verfasste die Pressemeldungen, plante Interventionen und begleitete die Geschäfte des Sekretariats.

4. Thematische Arbeit der Kommission

4.1 Schule

Der Bereich Schule trat im Berichtsjahr mit der Erarbeitung des Dossiers *Getrennte Klassen* in den Vordergrund. Die EKR liess sich in ihrer Januarsitzung von pädagogischen Fachleuten über das Thema interkulturelle Pädagogik informieren. In ihrem Dossier *Getrennte Klassen? Ein Dossier zu den politischen Forderungen nach Segregation fremdsprachiger*

Kinder in der Schule gibt die EKR einen Überblick über die aktuelle politische Diskussion und weist nach, dass permanent zwischen fremdsprachigen und einheimischen Kindern getrennte Klassen eine Diskriminierung darstellen und damit die Bundesverfassung und internationale Übereinkommen verletzen. Die EKR empfiehlt in dem Bericht, politische Forderungen nach Trennung der Schulklassen abzulehnen, die bereits bestehenden getrennten Klassen aufzuheben, die Empfehlungen der *Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren* (EDK) umzusetzen und Leitbilder einer «Schule der Vielfalt» zu entwickeln.

4.2 Behörden

Basierend auf einem Beschluss des Jahrestreffens 1998 mit den Kontaktpersonen der Kantone, gelangte die EKR mit der Aufforderung an die kantonalen Regierungen, die Schaffung kantonalen Anlaufstellen für Rassismuspfer und zur Behandlung von interkulturellen Konfliktfällen ins Auge zu fassen. Die Vertragsstaaten sind laut UNO-Konvention zum Schutz der und zur Hilfestellung für die Opfer von Rassismus verpflichtet. Wie die Erfahrungen der EKR als Anlaufstelle für Privatpersonen gezeigt haben, können auf Bundesebene nur die wenigsten der Konflikt- und Diskriminierungsfälle behandelt werden. Die juristische Praktikantin im Sekretariat der EKR erarbeitete eine Umfrage bei den Kantonen zu deren Einbürgerungspraxis. Sie präsentierte die Ergebnisse am jährlichen Treffen mit den kantonalen Kontaktpersonen der EKR.

4.3 Medien/Öffentlichkeit

Für die Neulancierung der TV-Spots der Kampagne *Der schöne Schein* konnten bisher nicht genügend Sponsoren gefunden werden. Der Präsident und Kommissionsmitglieder stehen in Verhandlungen mit weiteren potenziellen Sponsoren. Am 25. Februar veranstaltete der *Schweizer Presserat* ein Hearing, an dem u. a. Vertreter/innen der EKR ihre Meinung zum Umgang mit antisemitischen und rassistischen Leserbriefen vortrugen. Im Dezember 1999 veröffentlichte der *Presserat* eine neue Empfehlung, welche festhält, dass die ethischen Regeln der «Erklärung der Pflichten und Rechte der Journalistinnen und Journalisten» auch für die redaktionelle Bearbeitung von Leserbriefen gelten. Rassistische, diskriminierende und fremdenfeindliche Leserbriefe, auch wenn deren Tendenz bloss latent ist, seien zurückzuweisen. In den politischen Diskussionen um die Aufhebung der parlamentarischen Immunität eines Nationalrats und um die Notwendigkeit, sich von Negationisten zu distanzieren, wurde die EKR um ihre Meinung angefragt. Der Präsident und die Vizepräsidentinnen gaben Interviews.

Die Vernehmlassung zur Broschüre *Werkzeuge journalistischer Fairness* bei den Journalistenverbänden und die Weiterbearbeitung wurden zugunsten des Dossiers *Getrennte Klassen*, welches das Sekretariat ein halbes Jahr in Anspruch nahm, verschoben.

Im Allgemeinen hat der Bekanntheitsgrad der EKR zugenommen. Es treffen täglich Materialbestellungen (Kampagne, TANGRAM, Broschüren) ein. Im Rahmen der Website des *Eidgenössischen Departements des Innern* (EDI) wird auch die EKR eine Homepage erhalten, was den Vertrieb von Informationen und Produkten erleichtern wird.

4.4 *Arbeitswelt*

Die französisch-italienische Version der Zeitung SPOCK – als Kampagne gegen Ausgrenzung und Fremdenfeindlichkeit im Bereich der Arbeitswelt – wurde im Januar 1999 in Genf zusammen mit der Erziehungsdirektorin und Regierungsratspräsidentin des Kantons Genf vorgestellt. Die Zeitung fand rascheren und grösseren Absatz als die deutschsprachige Version – insbesondere über die französischsprachigen Berufsschulen und Berufsinformationszentren.

Wie geplant fand im Frühjahr 1999 eine interne Evaluation der Zeitung SPOCK statt. Die EKR beschloss, die Aktion über das Medium einer jährlich gestreuten Zeitung nicht weiterzuentwickeln und in Zukunft einen neuen Zugang zur Arbeitswelt zu suchen.

4.5 *Diskriminierung*

Das Thema Diskriminierung wird von der EKR unter verschiedenen Blickwinkeln weiterverfolgt: Einerseits in den Bemühungen, kantonale Anlaufstellen für Opfer rassistischer Diskriminierung zu schaffen; andererseits über die Studie zur Diskriminierung im Ausländerrecht von Prof. Walter Kälin und Dr. Martina Caroni (Institut für Öffentliches Recht der Universität Bern). Sie erschien unter dem Titel *Diskriminierungsverbot und Familiennachzug* im Dezember 1998 in der neuen Publikationsreihe der EKR. Aufgrund der Studie wurde am 14. Januar 1999 von der EKR zusammen mit dem Institut für Öffentliches Recht und der Weiterbildungsstelle der Universität Bern eine Tagung unter dem Titel *Diskriminierung aus ethnischen und kulturellen Gründen* für ein interessiertes Fachpublikum organisiert, die grossen Anklang fand. Die Tagungsbeiträge sind unter dem Titel *Das Verbot ethnisch-kultureller Diskriminierung. Verfassungs- und menschenrechtliche Aspekte* in der Bibliothek zur ZEITSCHRIFT FÜR SCHWEIZERISCHES RECHT, Beiheft 29, von Prof. W. Kälin herausgegeben worden.

4.6 *Antisemitismus*

Nach den heftigen Debatten um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ist es ruhiger gewor-

den um den heimischen Antisemitismus. Das hat auch seine Auswirkung auf die Umsetzung der Vorschläge, die die EKR in ihrem Bericht *Antisemitismus in der Schweiz* gemacht hat. Die EKR wird diese Arbeit langfristig weiterverfolgen. Eine erste Kontaktnahme hat mit der katholischen und protestantischen Kirche stattgefunden.

Die EKR konnte tatkräftig zur Realisierung einer Sondernummer zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg für Lehrer/innen beitragen, in der u. a. kommentierte Auszüge aus dem Bericht *Antisemitismus in der Schweiz* abgedruckt sind. Die Sondernummer erschien in Grossauflagen auf Deutsch (SLZ), Französisch (ÉDUCATEUR) und Italienisch (SCUOLA TICINESE) und erreichte so die Mehrheit aller Lehrkräfte. Die Bemühungen von Bund und EDK sowie der Nichtregierungsorganisationen zur Schaffung weiterer Lehrmittel gegen Antisemitismus haben sich intensiviert.

4.7 *Fahrende*

Die EKR steht in engem Kontakt mit der *Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende*. Geplant ist u. a. die Herausgabe einer Broschüre für Fahrende und Gemeinden als praktische Hilfe für den fahrenden Alltag.

Weiter ist das Sekretariat der EKR beteiligt an der Erarbeitung eines nationalen Forschungsprogramms, in dessen Rahmen Forschung zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Fahrenden und der Jenischen möglich sein soll.

Im Dezember intervenierte die EKR zusammen mit der Stiftung beim Kanton Genf zugunsten einer einvernehmlichen Lösung gegenüber den Ansprüchen der Fahrenden auf Standplätze und für das Wohnrecht im Wohnwagen auf privaten Grundstücken.

Die Kommission wandte sich im Dezember erneut an das *Bundesamt für Flüchtlinge* (BFF) betreffend die Rückführung von Roma in den Kosovo und sprach sich für eine langfristige und koordinierte Politik im mittleren und östlichen Europa gegenüber dieser Minderheit aus.

4.8 *Muslimen und Musliminnen in der Schweiz*

Die *Arbeitsgruppe Muslime in der Schweiz* legte als Schwerpunkte möglicher Benachteiligung fest: Kultusausübung und öffentliche Anerkennung; Begräbnisstätten; Schule und Berufschancen; Einbürgerung.

Diese Themen wurden von verschiedenen Autoren und Autorinnen im TANGRAM Nr. 7 behandelt. Die Nummer gibt zudem einen Überblick über islamische Institutionen, NGOs des Dialogs usw. Die nächste Fachtagung (sie findet jeweils im Januar statt) ist der institutionellen Integration der Muslime gewidmet. Verglichen werden die Zugänge verschiedener europäischer Länder und schweizerischer Kantone. Die Tagung soll konkrete Lösungsansätze aufzeigen.



5. Publikationen/Forschung

Resultate des Forschungsprojekts zur Diskriminierung von Ausländern und Ausländerinnen im schweizerischen Recht wurden sowohl in einer eigenen Publikation, an einer viel beachteten Fachtagung als auch in einer externen Publikation öffentlich gemacht.

In Zusammenarbeit mit dem Ethnologischen Institut der Universität Bern, dem BFS und dem SFM bearbeitet das Sekretariat ein Forschungsprojekt zu «Diskriminierung und Einbürgerung». Dieses wird voraussichtlich auch im Rahmen des SPP «Zukunft Schweiz» weiterverfolgt werden. Ein Beitrag des Sekretariats, erarbeitet durch eine juristische Praktikantin, Barbara Boner, *Die kantonalen Verfahren zur ordentlichen Einbürgerung von Ausländerinnen und Ausländern*, bringt einen bisher fehlenden Überblick über die Vielfalt der kantonalen und kommunalen Verfahren. Der Bericht wird voraussichtlich im Februar 2000 publiziert werden.

Auf Anstoss der EKR (siehe TANGRAM Nr. 3) hat das SFM eine Untersuchung zur Diskriminierung bei der Arbeitsuche initiiert, die voraussichtlich vom SNF mitgetragen werden wird. Die EKR beteiligt sich am Projekt und lässt spezifische Fragestellungen (Prävention) bearbeiten. Die Fachtagung im Januar 2001 wird auch diesem Thema gewidmet sein.

Mit ihrer Dokumentation, mit Redaktionsarbeit und Sachbeiträgen hat sich die EKR an der Herausgabe des Buches *Rassendiskriminierung. Gerichtspraxis zu Art. 261^{bis} StGB* beteiligt (zusammen mit der *Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus* und der *Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz*).

Der stellvertretende Leiter des Sekretariats vertritt die EKR in verschiedenen Arbeitsgruppen: AG Geschichte der Jenischen unter Leitung von Prof. J. Tanner, Zürich; AG zur Erarbeitung einer alltagsorientierten Informationsbroschüre für Fahrende (unter Leitung der *Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende*); Prüfung der Lancierung eines neuen NFP zu *Integration und Ausschluss* (EDI), Pädagogische Massnahmen in der antirassistischen Erziehung (EDI, EDA, NGO); Vorstand des *Netzwerkes Menschenrechte Schweiz*.

Das Sekretariat ist bemüht, den zunehmenden Anfragen entsprechend, im Rahmen seiner Tätigkeiten universitäre Arbeiten zu vergeben und Praktika anzubieten.

6. Vernehmlassungen/Stellungnahmen

Die EKR kritisierte den *Ausländerbericht 1997 – Ausgewählte Fragen und Probleme im Ausländerbereich*, der vom *Bundesamt für Ausländerfragen* Anfang 1999 herausgegeben wurde. Thema, Datenlage, Bearbeitung und Ton der Darstellung erscheinen der Kommission

als bedenklich und wenig geeignet, Fremdenfeindlichkeit entgegenzutreten. Die Kommission erwartet, dass sich die Verwaltung ihrer Vorbildfunktion bei der Prävention von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit besser bewusst ist.

Im April 1999 nahm die EKR an der Vernehmlassung des EJPD zu den Verordnungen zum revidierten Asylgesetz teil. In ihrer Vernehmlassung vertrat die EKR die Meinung, dass die im Verordnungstext enthaltene Abschottung gegen Flüchtlinge dazu beiträgt, diese zum Feindbild zu stilisieren und sogar zu kriminalisieren. Grundrechte – zum Beispiel die Anhörung – seien eingeschränkt; dies widerspreche der Bundesverfassung und der EMRK.

7. Kontakte/Öffentlichkeitsarbeit

7.1 Interdepartementale Zusammenarbeit/Kontakte zu anderen Kommissionen

Die Kontakte zu der *Eidgenössische Flüchtlingskommission* (EKF) und der *Eidgenössische Ausländerkommission* (EKA) haben sich etabliert. Es zeigte sich, dass die Kommissionen aus ihrem je eigenen Blickwinkel die gleichen oder zumindest überlappende Themen bearbeiten und auch in der gleichen Phase als aktuell einschätzen.

Im März fand eine gemeinsame Sitzung der EKF und der EKR statt, an der die Mitglieder Thesen zur Ausländer- und Flüchtlingspolitik diskutierten. Ein gemeinsamer Arbeitsausschuss kam nicht zustande, jedoch ist eine konkrete Zusammenarbeit fallweise geplant.

Dreimal jährlich finden Koordinationsitzungen der Interdepartementalen Arbeitsgruppe des Europaratsdienstes des EDA zu Fragen der Rassismusbekämpfung statt, an welchen die Leiterin des Sekretariats der EKR teilnimmt und über die nationalen und internationalen Aktivitäten der EKR berichtet.

7.2 Kontakte mit den NGOs

Im Berichtsjahr organisierte das Sekretariat der EKR ein Treffen zwischen NGOs und dem Schweizer Delegierten an der *Europäischen Kommission gegen Rassismus und Intoleranz* (ECRI) des Europarats, Prof. J. Voyame. Dies vor allem auch im Hinblick auf eine Koordination der Aktivitäten für die Europäische Konferenz (2000) und Weltkonferenz gegen Rassismus (2001). Dieses Treffen soll jährlich wiederholt werden.

Die Zusammenarbeit mit denjenigen Organisationen, die eine Nottelefonnummer für potenzielle Rassismuspfer anbieten, wurde mit Blick auf ein schweizweites Nottelefon weitergeführt.

Mit weiteren Nichtregierungsorganisationen arbeitete die EKR bei der Bearbeitung von Konfliktfällen, die eine Mediation erfordern, zusammen.

7.3 Kontakte mit den Kantonen

In Ausführung des Beschlusses der Tagung mit den kantonalen Vertreterinnen und Vertretern vom Dezember 1998 richtete der Präsident der EKR im Mai 1999 ein Schreiben an alle Kantonsregierungen und forderte diese auf, sich zur Schaffung kantonalen Anlaufstellen für Rassismopfer und zur Schlichtung interkultureller Konflikte Gedanken zu machen. Die eingegangenen Antworten weisen ein breites Spektrum auf: Anbindung an bereits bestehende Ombudsstellen; verwaltungsinterne Anlaufstellen; Anbindung an neu gegründete Kommissionen oder Delegiertenstellen für die Integration der Ausländer/innen.

Die halbtägige Konferenz der EKR mit den Kontaktpersonen aus den Kantonen am 17. November 1999 diente zum einen der Vertiefung dieses Anliegens. Die EKR präsentierte eine Synopsis der eingegangenen Antworten und der sich daraus ergebenden Folgeaktivitäten: Mandatserteilung, Schulung, Öffentlichmachung der Anlaufstellen in den Amtsblättern. Zum andern stellte die EKR die von der juristischen Mitarbeiterin entwickelte Studie zur Einbürgerungspraxis der Kantone und deren Ergebnisse vor.

7.4 Kontakte zu behördlichen Stellen und Verwaltungen

Die Kontakte zu behördlichen Stellen und Verwaltungen haben sich im Verlaufe der ersten Jahre intensiviert. Die Mitglieder des Präsidiums wie auch Kommissionsmitglieder und die Mitglieder des Sekretariats werden immer wieder für Referate und Kurse angefragt.

Grosse Bedeutung gibt die EKR der Anfrage einer Regionalleitung der SBB, ein Pilotprojekt zur Mitarbeiterschulung zum Thema «Wir und die Anderen – Die Anderen anders sein lassen» aufzubauen. Das Sekretariat der EKR erarbeitete zuhanden der Regionalleitung einen Kursvorschlag und lud fünf erfahrene Nichtregierungsorganisationen ein, der SBB-Regionalleitung eine Offerte zu unterbreiten. Die Leiterin des Sekretariats wird bei der Durchführung der Mitarbeiterschulung der SBB eine Coachingfunktion einnehmen.

7.5 Internationale Kontakte

1999 liefen die Vorbereitungen der UNO für eine Weltkonferenz gegen Rassismus im Jahre 2001 und die entsprechenden Arbeiten für eine europäische Vorkonferenz an, welche – organisiert vom Europarat – im Oktober 2000 in Strassburg stattfinden wird. Die EKR als ein *Organe national spécialisé contre le racisme/National Specialised Body Against Racism* beteiligt sich an diesen Vorarbeiten. Die Vizepräsidentin vertritt die EKR am Sitz des UNO-Hochkommissars für Menschenrechte in Genf, die Leiterin des Sekretariats ist Vertreterin beim Europarat. Die EKR wird zu-

sammen mit dem Forum gegen Rassismus nationale Aktivitäten lancieren und – voraussichtlich im Januar 2001 – eine nationale Konferenz organisieren. Die Leiterin des Sekretariats beteiligt sich in zwei Arbeitsgruppen der *Kommission gegen Rassismus des Europarats* (ECRI): in jener zu den spezialisierten nationalen Körperschaften und in jener, welche eine Empfehlung der ECRI gegen die Diskriminierung von Musliminnen und Muslimen erarbeitet.

8. Ombudstätigkeit

Der Akzent der Ombudstätigkeit der EKR hat sich im Berichtsjahr verschoben. Sie beschränkte sich vermehrt auf Auskunftserteilung, auf ein Empowerment der Klientinnen und Klienten und machte weniger direkte Interventionen. Die letztjährige Evaluation der Ombudstätigkeit führte zum Gespräch mit den Kantonen, Anlaufstellen zu gründen, weil dies die geeignete Ebene dafür ist. Neu konnte die EKR in Konfliktfällen das Angebot einer Mediation machen – ausgeführt durch Nichtregierungsorganisationen. In mehreren Fällen führte eine Mediation – eine unabhängige Vermittlung zwischen den Konfliktparteien – zu einer für beide Parteien sinnvollen Lösung.

9. Ausblick

Für 2000 sind folgende Schwerpunkte gesetzt:

- ▶ Fortführen der Umsetzung präventiver Massnahmen gegen Antisemitismus in verschiedenen Bereichen von Gesellschaft und Politik.
- ▶ Weiterführung der Kampagne *Der schöne Schein*.
- ▶ Vernehmlassung und Publikation der Broschüre *Werkzeuge journalistischer Fairness* für Journalisten/-innen.
- ▶ Wissenschaftliche Tagung 2000: Institutionelle Integration der Muslime.
- ▶ Weiterführung der Studie zur Einbürgerungspraxis.
- ▶ Begleitung der Studie zur Diskriminierung bei der Arbeitssuche.
- ▶ Vertiefte Zusammenarbeit mit NGOs in der Hilfestellung für Rassismopfer und in der Fallbearbeitung von Konfliktsituationen.
- ▶ Schulungsangebote an die Kantone betr. Mandat und Etablierung der kantonalen Anlaufstellen für Rassismopfer.
- ▶ Vorbereitungen zur Europäischen Konferenz und zur UNO-Weltkonferenz gegen Rassismus. Koordination der nationalen Aktivitäten zu den Konferenzen.
- ▶ TANGRAM Nr. 8 *Farbige Schweiz*; TANGRAM Nr. 9 *Antirassismus und Evaluation antirassistischer Massnahmen*.
- ▶ Aufschalten der Homepage der EKR, Einführung des neuen Logos und Herausgabe eines Informationsprojekts der EKR.

VERABSCHIEDET AN DER
PLENARSITZUNG DER EKR VOM 26. JANUAR 2000



Rapport de gestion 1999 de la Commission fédérale contre le racisme

Points essentiels de 1999

- Publication de l'édition bilingue (français et italien) du journal SPOCK.
- Publication du rapport *Des classes séparées? Dossier sur les demandes politiques de ségrégation des enfants parlant une langue étrangère à l'école.*
- Présentation de l'étude pilote sur la discrimination des étrangers dans le droit suisse à l'occasion d'un séminaire sur le même sujet.
- Publication des actes du séminaire à la bibliothèque de la REVUE DE DROIT SUISSE.
- Publication du livre *Discrimination raciale. Pratique relative à l'article 261^{bis} CP* en commun avec la *Fondation contre le racisme et l'antisémitisme* et la *Société pour les minorités en Suisse.*
- Publication d'un extrait du rapport de la CFR *L'antisémitisme en Suisse* dans les numéros spéciaux de la SCHWEIZER LEHRERZEITUNG, de L'ÉDUCATEUR et de la SCUOLA TICINESE consacrés à La Suisse pendant la Deuxième Guerre mondiale.
- «Discrimination et naturalisation»: projet de recherche en collaboration avec l'Institut ethnologique de l'Université de Berne, l'Office fédéral de la statistique (OFS) et le Forum suisse pour l'étude des migrations (FSM). Proposition acceptée d'un projet de suivi dans le cadre du PP «Demain la Suisse».
- Début de la collaboration à un projet de recherche du FSM sur la discrimination dans la recherche d'un emploi.
- Intervention auprès des gouvernements cantonaux en vue de créer des antennes pour les victimes du racisme. Examen des différentes variantes lors de la séance de travail annuelle avec les représentants cantonaux.
- Développement d'un projet visant à prodiguer des conseils aux victimes et à traiter les cas conflictuels en collaboration avec les ONG spécialisées.
- Audition devant le Conseil suisse de la Presse concernant la manière dont les rédactions de journaux traitent le courrier des lecteurs à teneur raciste ou antisémite.
- Travaux préparatoires à la Conférence européenne et à la Conférence mondiale de l'ONU contre le racisme, qui auront respectivement lieu en 2000 et 2001.
- TANGRAM n° 6 *Religion et ésotérisme à la dérive?*, TANGRAM n° 7 *Musulmans en Suisse.*

1. Commentaire de la situation en 1999

Sur le plan de la politique intérieure, la situation a été marquée, selon la CFR, par plusieurs débats politiques

qui portaient sur la xénophobie, le nombre des étrangers en Suisse, l'intégration de la population étrangère et la démarcation de la politique conservatrice vis-à-vis de l'extrémisme de droite et de l'antisémitisme.

Les deux chambres du Parlement ont débattu de la levée de l'immunité parlementaire du conseiller national R. Keller qui avait appelé le 3 juillet 1998 au «boycott des marchandises, des restaurants et des offres de vacances américains et juifs». Le Conseil national a voté en faveur de cette levée tandis que le Conseil des États a refusé de le faire pour des raisons de principe. La CFR a écrit au Conseil des États en invoquant le respect de la Convention internationale sur l'élimination de toutes les formes de discrimination raciale et lui a demandé de lever l'immunité du conseiller incriminé.

A la veille des élections au parlement, un débat politique s'est engagé sur la question de savoir si l'UDC et sa direction devaient se distancer des sympathisants d'extrême droite, parmi lesquels figurent des négationnistes. Ce débat a permis aux médias d'offrir à un négationniste une plate-forme pour diffuser son opinion, qui lui avait déjà valu une condamnation. Dans un communiqué de presse, la CFR a souligné le danger qu'il y a pour le monde politique à fréquenter des représentants de l'extrême droite.

La question des «classes séparées» a agité au cours de l'année écoulée bon nombre de communes et de cantons qui devaient traiter des interventions politiques s'y rapportant. Sans prétendre s'immiscer dans la discussion technique de l'«école de la diversité» et de la «pédagogie interculturelle», la CFR a constitué un dossier sur ce thème, dossier dans lequel elle souligne qu'une école ségrégative contreviendrait à la Constitution fédérale et à des conventions internationales.

La préparation du bulletin TANGRAM traitant de l'ésotérisme et plus encore de celui traitant des musulmans en Suisse a aidé la CFR à approfondir ces questions et à établir des liens avec les forces vives de la société civile. L'intégration des musulmans dans la société suisse a déjà fait l'objet de discussions au sein d'autres institutions et sera l'objet de la rencontre de la CFR en janvier 2000.

Dans l'ensemble, la CFR a pu constater que son opinion et ses connaissances spécifiques sont de plus en plus demandées par les autorités politiques, les administrations et les organisations non gouvernementales. Mais d'un autre côté, étant donné que le climat politique s'est durci, elle doit s'attendre à des attaques de plus en plus nombreuses contre elle et contre le sujet qu'elle traite.

La jurisprudence contre le racisme a continué de se consolider. Environ 100 cas sont jugés chaque année. Le principe selon lequel l'article 261^{bis} CP sert essentiellement à protéger la dignité humaine s'est imposé. Pour la première fois, une condamnation a été prononcée pour violation de l'alinéa 5 de l'article (refus d'une prestation destinée à l'usage public).

2. Membres/nominations

En 1999, trois membres de la CFR ont dû donner leur démission. Monsieur Alex Pedrazzini, conseiller d'État et directeur du département de justice et police du canton du Tessin ne s'est pas présenté à la réélection et sera remplacé par un autre représentant de la *Conférence des chefs des départements cantonaux de justice et police* (CCDJP). Madame Edith Bahy, représentante de l'ACOR, a dû démissionner pour raisons de santé. Monsieur Markus Marti, représentant de l'*Association des offices suisses du travail* (AOST) a quitté la CFR pour endosser de nouvelles responsabilités dans son canton d'origine, Obwald.

3. Séances

3.1 Séances plénières

La CFR a tenu 5 séances plénières ordinaires en 1999 (les 28 janvier, 25 mars, 17/18 mai, 1^{er} septembre et 16 novembre).

3.2 Séances de la présidence

La présidence et le secrétariat de la CFR ont tenu 7 séances (7 janvier, 4 mars, 27 avril, 29 juin, 23 août, 20 octobre, 1^{er} décembre). La présidence a entrepris la planification de la publication du dossier des *Classes séparées*, a rédigé des communiqués de presse, projeté des interventions et assuré le suivi des affaires du secrétariat.

4. Travaux de la commission thème par thème

4.1 École

L'élaboration du dossier sur les classes séparées a mis le domaine de l'école au premier plan. Lors de sa séance de janvier, la CFR a demandé des informations sur la pédagogie interculturelle à des pédagogues spécialisés en la matière.

Dans son dossier *Des classes séparées? Dossier sur les demandes politiques de ségrégation des enfants parlant une langue étrangère à l'école*, la CFR donne un aperçu du débat politique actuel et souligne que les classes séparant en permanence les enfants indigènes des enfants étrangers constituent une discrimination et qu'elles violent la Constitution et les conventions internationales. Elle recommande donc de rejeter ces demandes,

de supprimer les classes qui existent déjà, de mettre en œuvre les recommandations de la *Conférence suisse des directeurs cantonaux de l'instruction publique* (CDIP) et d'élaborer des schémas directeurs pour une «École de la diversité».

4.2 Autorités

Se fondant sur une décision prise lors de la rencontre annuelle 1998 avec les personnes de contact des cantons, la CFR s'est adressée aux gouvernements cantonaux en les invitant à envisager la création à leur niveau d'antennes destinées à accueillir les victimes du racisme et à traiter les cas de conflits interculturels. Conformément à la Convention de l'ONU, les États contractants sont tenus de protéger les victimes du racisme et de leur apporter de l'aide. Ainsi que l'expérience de la CFR en tant que service d'accueil des particuliers l'a démontré, seule une infime partie des cas de discrimination et des conflits peuvent être traités à l'échelon fédéral.

La juriste stagiaire du secrétariat de la CFR a mené une enquête auprès des cantons sur leur pratique en matière de naturalisation. Elle en a présenté les résultats lors de la rencontre annuelle de la CFR avec les personnes de contact des cantons.

4.3 Médias/Opinion publique

Il n'a pas été possible de trouver jusqu'à présent suffisamment de fonds pour le nouveau lancement du spot TV de la campagne *Les belles apparences*. Le président et les membres de la commission sont en pourparlers avec d'autres sponsors potentiels.

Le *Conseil suisse de la presse* a organisé le 25 février une audition au cours de laquelle des représentants de la CFR, entre autres, ont fait part de leur opinion concernant la manière d'aborder les lettres de lecteurs à teneur raciste ou antisémite. En décembre 1999, il a publié une nouvelle recommandation qui retient que les règles éthiques de la «Déclaration des devoirs et des droits des journalistes» valent aussi pour le traitement rédactionnel des lettres de lecteurs. Les lettres racistes et discriminatoires doivent être refusées, même si ces tendances ne sont que latentes.

Lors du débat politique sur la levée de l'immunité parlementaire d'un conseiller national et la nécessité de se distancer des négationnistes, on a demandé son avis à la CFR. Le président et les vice-présidentes ont donné des interviews.

La procédure de consultation relative à la brochure *Werkzeuge journalistischer Fairness* (existe uniquement en allemand pour l'instant) qui devait être menée auprès des associations de journalistes et la suite des travaux ont été reportées à une date ultérieure au profit du dossier sur les classes séparées sur lequel le secrétariat a travaillé durant 6 mois.

D'une manière générale, la notoriété de la CFR s'est accrue. Des commandes de matériel parviennent quo-



tidiennement au secrétariat (campagne, TANGRAM, brochures). La CFR aura aussi une page d'accueil sur le site Internet du *Département fédéral de l'intérieur*, ce qui facilitera la diffusion d'informations et de produits.

4.4 *Monde du travail*

La version franco-italienne du journal SPOCK – conçue comme instrument d'une campagne contre l'exclusion et la xénophobie dans le monde du travail – a été présentée à Genève en janvier 1999 par la CFR et la directrice du département cantonal de l'éducation et présidente du Conseil d'État du canton de Genève. Ce journal a eu plus rapidement un plus grand succès que la version en langue allemande notamment par le canal des écoles professionnelles de langue française et les centres d'orientation professionnelle.

La CFR a procédé comme prévu au cours du printemps 1999 à une évaluation interne du journal SPOCK. Elle a décidé de ne pas poursuivre cette action par le biais d'un médium périodique et de chercher dorénavant à toucher le monde du travail par d'autres moyens.

4.5 *Discrimination*

La CFR observe le thème de la discrimination de divers points de vue: d'une part en s'efforçant de créer des antennes cantonales pour les victimes de discrimination raciale et d'autre part en encourageant une étude sur la discrimination dans le droit relatif aux étrangers, celle du professeur Walter Kälin et de Madame Martina Caroni (Institut de droit public de l'Université de Berne) qui a paru en décembre 1998 sous le titre *Diskriminierungsverbot und Familiennachzug* (Interdiction de la discrimination et regroupement familial) dans la nouvelle série de publications de la CFR.

Cette étude a servi de point de départ à la CFR pour organiser en collaboration avec l'Institut de droit public de l'Université de Berne, le 14 janvier 1999, un séminaire consacré à la *Discrimination pour raisons culturelles et ethniques* à l'intention des milieux spécialisés concernés. Cette manifestation a eu beaucoup de succès. Les actes de ce séminaire ont été publiés par le professeur Kälin sous le titre *Das Verbot ethnisch-kultureller Diskriminierung. Verfassungs- und menschenrechtliche Aspekte* (L'interdiction de la discrimination pour des motifs d'ordre ethnique et culturel. Aspects touchant à la Constitution et aux droits de l'homme) dans la bibliothèque de la REVUE DE DROIT SUISSE, Supplément 29.

4.6 *Antisémitisme*

Une fois calmés les vifs débats suscités par le rôle de la Suisse pendant la Deuxième Guerre mondiale, on n'entend plus beaucoup parler de l'antisémitisme en Suisse, ce qui ne manque pas de se répercuter sur la

mise en œuvre des propositions que la CFR a faites dans son rapport *L'antisémitisme en Suisse*. La CFR n'en poursuivra pas moins ce travail sur le long terme. Elle a eu des premiers contacts avec l'Église catholique et l'Église protestante.

La CFR a collaboré à la réalisation d'un numéro spécial sur la Suisse pendant la Deuxième Guerre mondiale à l'intention du corps enseignant, dans lequel sont notamment reproduits des extraits commentés du rapport *L'antisémitisme en Suisse*.

Ce numéro spécial a été largement diffusé en allemand (SLZ), en français (ÉDUCATEUR) et en italien (SCUOLA TICINESE), ce qui lui a permis de toucher une majorité d'enseignants. Les efforts consentis par la Confédération et la CDIP ainsi que les organisations non gouvernementales en vue de concevoir d'autres moyens didactiques contre l'antisémitisme se sont intensifiés.

4.7 *Les gens du voyage*

La CFR entretient d'étroits contacts avec la fondation *Assurer l'avenir des gens du voyage suisses*. Il est notamment prévu de publier une brochure conçue comme une aide pratique pour la vie nomade à l'intention des gens du voyage et des communes.

Par ailleurs, le secrétariat de la CFR collabore à l'élaboration d'un programme national de recherche dans le cadre duquel il sera possible de faire des recherches sur l'histoire, le présent et l'avenir des gens du voyage et des Yénisches.

En décembre, la CFR et la fondation sont intervenues à Genève pour trouver une solution à l'amiable qui réponde aux revendications des gens du voyage: obtenir des places de stationnement et le droit d'habiter dans des roulottes stationnées sur des terrains privés.

La commission s'est adressée une nouvelle fois à l'ODR concernant le renvoi de Roms/Tsiganes au Kosovo et s'est prononcée en faveur d'une politique coordonnée sur le long terme en Europe centrale et en Europe de l'Est à l'égard de cette minorité.

4.8 *Musulmans en Suisse*

Le groupe de travail Musulmans en Suisse a fixé les points essentiels suivants comme source de discrimination possible: l'exercice du culte et la reconnaissance publique, les cimetières, l'école et les chances professionnelles, la naturalisation.

Ces sujets ont été traités par différents auteurs dans le numéro 7 de TANGRAM. Ce numéro donne par ailleurs un aperçu des institutions islamiques, des ONG avec lesquelles il est possible de dialoguer. La prochaine rencontre, qui aura lieu en janvier, sera consacrée à l'intégration institutionnelle des Musulmans. On comparera les approches respectives des différents pays européens et des cantons suisses. Cette rencontre devra proposer des solutions concrètes.

5. Publications/Recherche

Les résultats du projet de recherche sur la discrimination à l'égard des étrangers dans le droit suisse ont été portés à la connaissance du public dans une publication de la CFR, dans une publication externe et lors d'un séminaire spécialisé qui a suscité une vive attention.

Le secrétariat travaille à un projet de recherche «Discrimination et naturalisation» en collaboration avec l'Institut ethnologique de l'Université de Berne, l'OFS et le FSM, projet qui sera certainement poursuivi dans le cadre du PP «Demain la Suisse». Une contribution du secrétariat élaborée par une juriste stagiaire, Barbara Boner, *Les procédures cantonales de naturalisation ordinaire des étrangers* donne une vue d'ensemble – qui manquait jusqu'ici – de la diversité des procédures cantonales et communales. Ce rapport paraîtra probablement en février 2000.

A l'instigation de la CFR (voir TANGRAM n° 3), le FSM a initié une enquête sur la discrimination lors de la recherche d'un emploi, qui sera probablement cofinancée par le FNRS. La CFR participe elle aussi au projet et a donné mandat de traiter des questions spécifiques telles que la prévention. Le séminaire de janvier 2001 sera également consacré à ce sujet.

La CFR a participé, en collaboration avec la *Fondation contre le racisme et l'antisémitisme* et la *Société pour les minorités en Suisse*, à la publication du livre *Rassendiskriminierung. Gerichtspraxis zu Art. 261^{bis} StGB* (Discrimination raciale. Pratique juridique relative à l'article 261^{bis} CP) en fournissant de la documentation, des articles techniques et en collaborant à la rédaction.

Le responsable suppléant du secrétariat a représenté la CFR dans divers groupes de travail : GT Histoire des Yénisches dirigé par le professeur J. Tanner de Zurich; GT chargé de l'élaboration d'une brochure d'information axée sur les aspects de la vie quotidienne à l'intention des gens du voyage (sous la direction de la fondation Assurer l'avenir des gens du voyage suisses); examen du lancement d'un nouveau PP sur l'intégration et l'exclusion (DFI), des mesures pédagogiques dans l'éducation antiraciste (DFI, DFAE, ONG); membre du comité directeur de l'*Association suisse pour les droits de la personne*.

Le secrétariat s'efforce de confier des travaux à des universitaires et d'offrir des stages dans le cadre de ses activités pour répondre aux demandes toujours plus nombreuses qui lui sont adressées.

6. Procédures de consultation/Prises de position

La CFR a critiqué le *Rapport sur les étrangers 1997 – sélection de questions et de réponses relevant du domaine des étrangers* publié début 99 par l'*Office fédérale des étrangers*. La CFR juge que le sujet, la présentation des données, la manière de traiter le sujet et le ton sur

lequel les faits sont exposés sont préoccupants et peu appropriés pour lutter contre la xénophobie. La commission estime que l'administration doit être plus consciente du rôle d'exemple qu'elle doit assumer dans la prévention du racisme et de la xénophobie.

En avril 1999, la CFR a participé à la procédure de consultation menée par le DFJP au sujet de l'ordonnance relative à la loi révisée sur l'asile. Dans son avis, elle a estimé que la fermeture à l'égard des étrangers inscrite dans le texte de l'ordonnance contribue à donner de ceux-ci une image hostile, voire à les criminaliser. Les droits fondamentaux tels que le droit d'être entendu, par exemple, sont restreints, ce qui contrevient à la Constitution et à la Convention européenne des droits de l'homme.

7. Contacts/ travail de relations publiques

7.1 Collaboration interdépartementale/Contacts avec les autres commissions

Les contacts avec la *Commission fédérale des réfugiés* (CFRÉ) et la *Commission fédérale des étrangers* (CFE) se sont institutionnalisés. Il s'est avéré que les commissions traitent toutes trois des mêmes thèmes ou de thèmes qui se recoupent, chacune de son point de vue, et qu'elles les jugent tous d'actualité dans la même phase.

La CFR et la CFRÉ ont eu en mars une réunion au cours de laquelle elles ont discuté des thèses concernant la politique des étrangers et celle des réfugiés. Il n'a pas été possible de créer un intergroupe de travail, mais une collaboration concrète est prévue au cas par cas.

Le Groupe de travail interdépartemental Conseil de l'Europe/ECRI du DFAE se réunit trois fois par an pour des séances de coordination sur les questions de lutte contre le racisme. La responsable du secrétariat de la CFR y participe et fait rapport des activités de la commission aux échelons national et international.

7.2 Contacts avec les ONG

Au cours de l'année sous revue, le secrétariat de la CFR a organisé une rencontre entre les ONG et le professeur Joseph Voyame, délégué suisse auprès de la *Commission européenne contre le racisme et l'intolérance* (ECRI), principalement en vue de coordonner les préparatifs de la Conférence européenne qui se tiendra en 2000 et la Conférence mondiale contre le racisme de 2001. Une telle rencontre aura lieu tous les ans.

La coopération avec les organisations qui proposent un numéro de téléphone SOS pour les victimes potentielles du racisme s'est poursuivie dans le dessein de créer un tel numéro à l'échelon national.

La CFR a par ailleurs collaboré avec d'autres organisations non gouvernementales pour traiter les cas qui nécessitent une médiation.



7.3 *Contacts avec les cantons*

En application de la décision prise lors de la journée avec les représentants des cantons de décembre 1998, le président de la CFR a adressé une lettre aux gouvernements cantonaux en mai 1999 pour leur demander de créer des antennes cantonales destinées à aider les victimes du racisme et à réfléchir aux possibilités de régler les conflits d'ordre interculturel. Les réponses à cette lettre proposent des solutions très diverses: rattachement aux organes de médiation existants, antenne interne à l'administration, rattachement à des commissions nouvellement instituées ou services délégués à l'intégration des étrangers.

La demi-journée de travail que la CFR a eue avec les personnes de contact des cantons le 17 novembre 1999 a permis de creuser cette question. La CFR a présenté un tableau synoptique des réponses des cantons et les activités qui en découlent pour la suite, telles que des mandats, une formation en la matière, la publication des antennes dans les feuilles régionales. Elle a également présenté l'étude effectuée par la juriste stagiaire sur la pratique des cantons en matière de naturalisation et les conclusions de celle-ci.

7.4 *Contacts avec les services et les administrations*

Les contacts avec les services et les administrations se sont intensifiés au cours des dernières années. La présidence et les membres de la commission sont de plus en plus sollicités pour tenir des conférences.

La CFR attache une importance majeure à la demande d'une direction régionale des CFF qui souhaite qu'elle mette sur pied un projet pilote de formation à l'intention de ses collaborateurs sur le thème «Nous et les autres – Permettre aux autres d'être différents». Le secrétariat a conçu un projet de cours et invité cinq organisations non gouvernementales expérimentées dans ce domaine à soumettre une offre à la direction régionale concernée. La responsable du secrétariat assurera le rôle de coach dans la réalisation de ce projet.

7.5 *Contacts au niveau international*

Les travaux préparatoires effectués par l'ONU en 1999 pour l'organisation de la Conférence mondiale de 2001 contre le racisme et ceux en vue de la Conférence européenne organisée par le Conseil de l'Europe qui se tiendra en octobre 2000 à Strasbourg ont battu leur plein en 1999.

La CFR participe à ces travaux en qualité d'*Organe national spécialisé contre le racisme/National Specialised Body Against Racism*. La vice-présidente représente la commission au siège du Haut Commissariat aux droits de l'homme à Genève tandis que la responsable du secrétariat en fait de même auprès du Conseil de l'Europe. La CFR lancera des activités au niveau national en col-

laboration avec le Forum contre le racisme et organisera selon toute probabilité une conférence nationale en janvier 2001.

La responsable du secrétariat est membre de deux groupes de travail de la *Commission du Conseil de l'Europe contre le racisme*: celui des organismes spécialisés et celui qui élabore une recommandation de l'ECRI contre la discrimination des musulmans.

8. Activités de médiation

Le centre de gravité de cette activité s'est un peu déplacé au cours de l'année sous revue. La CFR s'est contentée de fournir des renseignements, de donner aux clients la capacité d'agir eux-mêmes et elle est moins intervenue directement. L'évaluation effectuée l'année dernière à ce sujet lui a permis d'établir le dialogue avec les cantons en vue de créer des antennes à leur niveau. Nouveauté: dans les cas de conflits, la CFR a pu offrir la médiation d'organisations non gouvernementales. Dans plusieurs cas, la médiation, qui consistait à servir d'intermédiaire indépendant entre les parties au conflit, a permis de trouver une solution judiciaire pour les deux parties.

9. Perspectives

Les objectifs suivants ont été fixés pour 2000:

- Poursuivre la mise en œuvre des mesures préventives contre l'antisémitisme dans différents secteurs de la société et de la politique.
- Poursuivre la campagne *Les belles apparences*.
- Mettre en consultation et publier la brochure *Werkzeuge journalistischer Fairness* à l'usage des journalistes.
- Séminaire scientifique 2000: l'intégration institutionnelle des Musulmans.
- Poursuivre l'étude sur la pratique en matière de naturalisation.
- Assurer le suivi de l'étude sur la discrimination dans la recherche d'un emploi.
- Renforcer la collaboration avec les ONG pour l'aide aux victimes du racisme et le traitement des situations conflictuelles.
- Proposer aux cantons des formations portant sur le mandat et l'établissement d'antennes cantonales à l'intention des victimes du racisme.
- Préparer la Conférence européenne et la Conférence mondiale de l'ONU contre le racisme. Coordonner les activités au niveau national en vue de ces conférences.
- Publier TANGRAM n° 8 *La Suisse de couleur*; TANGRAM n° 9 sur l'antiracisme et évaluation des mesures visant à combattre le racisme.
- Mettre en place la page d'accueil de la CFR, introduire le nouveau logo et publier un prospectus sur la CFR.

ADOPTÉ LORS DE LA SÉANCE PLÉNIÈRE DU 26. JANVIER 2000



Rapporto d'attività 1999 della Commissione federale contro il razzismo

Attività principali nel 1999

- ▶ Pubblicazione della versione bilingue (francese ed italiano) del giornale SPOCK.
- ▶ Pubblicazione del rapporto *Classi separate? Un dossier sulla richiesta a livello politico di segregare i bambini di madre lingua straniera nella scuola.*
- ▶ Presentazione dello studio pilota sulla discriminazione degli stranieri nel diritto elvetico in occasione di un incontro sullo stesso argomento.
- ▶ Copubblicazione degli atti dell'incontro nella raccolta BIBLIOTHEK ZUR ZEITSCHRIFT FÜR SCHWEIZERISCHES RECHT.
- ▶ Coproduzione del libro *Rassendiskriminierung. Gerichtspraxis zu Art. 261^{bis} StGB* (ndt. Discriminazione razziale. Giurisprudenza sull'art. 261bis CP) con la *Fondazione contro il razzismo e l'antisemitismo* e la *Gesellschaft Minderheiten Schweiz*, la società a favore delle minoranze in Svizzera.
- ▶ Pubblicazione di un estratto dal rapporto della CFR *L'antisemitismo in Svizzera* nel numero speciale *Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg* (la Svizzera durante la seconda guerra mondiale) della SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG, dell'ÉDUCATEUR e della SCUOLA TICINESE.
- ▶ «Diskriminierung und Einbürgerung» (ndt, discriminazione e concessione della cittadinanza): progetto di ricerca in collaborazione con l'Istituto di etnologia dell'Università di Berna, con l'Ufficio federale di statistica (UST) ed il *Forum svizzero per lo studio delle migrazioni* (FSM). Presentazione ed autorizzazione di un ulteriore progetto nell'ambito del programma prioritario PPS «Domani, la Svizzera».
- ▶ Inizio della collaborazione ad un progetto di ricerca del FSM sulla discriminazione durante la ricerca di un posto di lavoro.
- ▶ Intervento presso i governi cantonali affinché creino centri di consulenza per le vittime del razzismo. Esame delle possibilità con i rappresentanti dei Cantoni in occasione dell'incontro annuale.
- ▶ Ulteriore sviluppo di un progetto per un servizio a livello nazionale di consulenza alle vittime e per l'analisi di casi conflittuali in collaborazione con ONG specializzate.
- ▶ Hearing davanti al consiglio svizzero della stampa su come le redazioni dei giornali trattano la corrispondenza dei lettori di tenore razzista o antisemita.
- ▶ Lavori preparatori per le conferenze europea e mondiale dell'ONU contro il razzismo, previste rispettivamente nel 2000 e nel 2001.
- ▶ TANGRAM n. 6 sull'esoterismo ed il razzismo, TANGRAM n. 7 sui musulmani in Svizzera.

1. Commento sulla situazione nel 1999

Per quel che riguarda la politica interna, nell'ambito di competenza della CFR, la situazione è stata caratterizzata da diversi dibattiti politici su temi come l'intolleranza nei confronti degli stranieri, il numero degli stranieri residenti, l'integrazione della popolazione straniera e la linea di demarcazione fra politica di stampo conservatore e estremismo di destra ed antisemitismo. Entrambe le camere del parlamento hanno affrontato la questione della revoca dell'immunità parlamentare al consigliere nazionale R. Keller, che il 3 luglio 1998 aveva invitato ad un «boicottaggio di merci, ristoranti e offerte turistiche americani ed ebraici». Il Consiglio nazionale ha votato per la revoca, mentre gli Stati si sono pronunciati contro, per considerazioni di principio. La CFR è intervenuta per iscritto presso il Consiglio degli Stati facendo leva sul rispetto degli accordi internazionali per l'abolizione di ogni forma di discriminazione razziale e ha chiesto la revoca dell'immunità parlamentare.

Prima delle elezioni parlamentari l'atmosfera è stata arroventata da polemiche e discussioni sulla presa di distanza dell'UDC e dei suoi vertici nei confronti di simpatizzanti di estrema destra fra i quali si trovano anche sostenitori della teoria che nega l'olocausto. In tale occasione i mezzi di informazione hanno colto lo spunto per offrire ad un negazionista una sorta di piattaforma mediatica per pubblicizzare la propria posizione, a causa della quale era già stato peraltro condannato. In un comunicato stampa, la CFR ha richiamato l'attenzione sui pericoli di rapporti stretti o peggio di una collusione fra esponenti politici ed estremisti di destra.

Il tema «Classi separate» ha occupato numerosi Comuni e Cantoni, chiamati a trattare diversi interventi a livello politico sulla questione. Senza voler interferire nella discussione fra specialisti in materia di «scuola della molteplicità» e della «pedagogia interculturale», la CFR ha preparato una documentazione sull'argomento in cui si dimostra che una scuola segregata sarebbe contro la Costituzione e le convenzioni internazionali.

I lavori per il bollettino TANGRAM in materia di esoterismo, e ancor più per quello sui musulmani, hanno offerto alla commissione lo spunto per occuparsi in modo approfondito di questi temi e allacciare contatti con le forze della società civile. L'integrazione di musulmani nella società svizzera ha già dato adito a confronti nell'ambito di altre istituzioni e costituisce il tema cui è dedicato l'incontro di specialisti della CFR nel gennaio del 2000.



In generale, la CFR ha potuto rilevare che la propria opinione e le proprie conoscenze specialistiche sono sempre più richieste da autorità, amministrazioni e organizzazioni non governative. D'altra parte, in ragione di un clima politico senza dubbio più rude, la CFR deve aspettarsi attacchi sempre più frequenti sia contro sé stessa che riguardo ai temi trattati.

La giurisprudenza contro il razzismo si è ulteriormente consolidata. Ogni anno finiscono in tribunale circa 100 casi. Il principio per cui l'articolo 261^{bis} CP protegge in primo luogo la dignità umana si è imposto definitivamente. Per la prima volta si è avuta una condanna basata sulla violazione del capoverso 4 dell'articolo stesso (rifiuto di un servizio offerto destinato al pubblico).

2. Membri/nomine

Nel corso del 1999 hanno dovuto dare le dimissioni tre membri della CFR. Il Consigliere di Stato Alex Pedrazzini, capo del Dipartimento delle istituzioni del governo cantonale ticinese ha deciso di non ripresentarsi alle elezioni nel suo Cantone e verrà quindi sostituito da un altro rappresentante della Conferenza dei capi dei dipartimenti di giustizia e polizia (CCDGP). La signora Edith Bahy, rappresentante dell'ACOR, si è ritirata per motivi di salute, il signor Markus Marti, rappresentante dell'Associazione degli uffici svizzeri del lavoro (AUSL) ha rassegnato le dimissioni in quanto chiamato a nuovi incarichi presso il suo Cantone d'origine Obwaldo.

3. Sedute

3.1 Sedute plenarie

Nel 1999 si sono tenute cinque sedute ordinarie (28 gennaio, 25 marzo, 17/18 maggio, 1° settembre, 16 novembre).

3.2 Sedute della presidenza

Nel 1999 presidenza e segretariato della CFR si sono riuniti in sedute 7 volte (7 gennaio, 4 marzo, 27 aprile, 29 giugno, 23 agosto, 20 ottobre, 1° dicembre). La presidenza, in collaborazione con il Segretariato, ha proceduto alla pianificazione di dettaglio per i progetti della CFR, si è occupata della pubblicazione della documentazione *Classi separate*, ha redatto i comunicati stampa, pianificato interventi e seguito gli affari del segretariato.

4. Lavoro tematico della Commissione

4.1 Scuola

Al settore scuola, con la preparazione del dossier *Classi separate*, è stata dedicata buona parte dell'attività. Nel corso della seduta di gennaio, la CFR ha

ascoltato il parere di specialisti in merito alla pedagogia interculturale.

Nel suo rapporto *Classi separate? Un dossier sulla richiesta di segregare i bambini di madre lingua straniera nella scuola*, la CFR consente uno sguardo d'insieme sull'attuale discussione politica e sottolinea che classi separate in modo permanente per bambini di madre lingua straniera e indigeni costituiscono una discriminazione e pertanto sono contrarie sia alla Costituzione federale che agli accordi internazionali. Nel suo resoconto, la CFR consiglia di respingere le richieste politiche volte ad una separazione delle classi scolastiche, di eliminare le classi separate esistenti, di applicare le raccomandazioni della Conferenza svizzera dei direttori cantonali della pubblica educazione (CDPE) e di elaborare piani direttivi per una «scuola della molteplicità».

4.2 Autorità

Sulla base di una decisione presa durante l'incontro annuale 1998 con i delegati nei Cantoni, la CFR si è rivolta agli esecutivi cantonali invitandoli a creare centri di consulenza per le vittime del razzismo e per il trattamento di casi conflittuali interculturali. In base alla convenzione dell'ONU gli Stati firmatari sono tenuti a proteggere ed aiutare le vittime del razzismo. Come hanno mostrato le esperienze raccolte dalla CFR come centro di consulenza per i privati, a livello federale si può trattare solo una minima parte dei casi di conflitto e di discriminazione. La giurista che ha svolto un periodo di pratica presso il Segretariato della CFR ha elaborato un'inchiesta presso i Cantoni relativa alla prassi seguita per la naturalizzazione, i cui risultati sono stati presentati nell'ambito dell'incontro annuale con i delegati della CFR nei Cantoni.

4.3 Media/opinione pubblica

Per un nuovo lancio degli spot della campagna televisiva *La bella apparenza* non si sono trovati finora sostegni sufficienti da parte degli sponsor. Il presidente ed i membri della commissione sono in trattative con altri eventuali sponsor.

Il 25 febbraio il consiglio svizzero della stampa ha organizzato un hearing durante il quale rappresentanti della CFR hanno espresso la propria opinione su come trattare la corrispondenza dei lettori di carattere antisemita e razzista. Nel dicembre 1999 il consiglio della stampa ha pubblicato una nuova raccomandazione in cui si sostiene che le regole etiche della dichiarazione dei diritti e dei doveri dei giornalisti valgono anche per l'elaborazione redazionale della corrispondenza dei lettori. Lettere razziste, discriminanti e contro gli stranieri, anche se tale tendenza dovesse essere solo latente, devono essere respinte.

Nelle discussioni politiche sulla revoca dell'immunità parlamentare a un consigliere nazionale e sulla necessità di distanziarsi dai negazionisti si è chiesto

il parere della CFR. Il presidente e le vicepresidenti hanno rilasciato varie interviste.

La consultazione relativa all'opuscolo *Werkzeuge journalistischer Fairness* – destinato ai professionisti dei media – presso le associazioni di giornalisti e la sua successiva elaborazione sono stati rimandati per consentire di trattare il dossier *Classi separate* che ha tenuto occupato il Segretariato per sei mesi circa.

In generale si può dire che la CFR è più conosciuta. Ogni giorno giungono richieste di materiale (campagne, TANGRAM, opuscoli). Nell'ambito del sito web del *Dipartimento federale dell'interno* anche la CFR riceverà una homepage, che faciliterà la distribuzione di informazioni e prodotti.

4.4 *Mondo del lavoro*

La versione in francese ed italiano del giornale SPOCK – sotto forma di campagna contro l'emarginazione e la xenofobia nel mondo del lavoro – è stata presentata nel gennaio del 1999 a Ginevra insieme alla direttrice dell'istruzione pubblica e alla presidente del Consiglio di Stato del Canton Ginevra. La diffusione del giornale è stata più rapida e capillare che per la versione in tedesco, in particolare nelle scuole professionali e nei centri di consulenza professionale francofoni.

Come previsto, nella primavera del 1999, si è tenuta una valutazione interna del giornale. La CFR ha deciso di non proseguire la sua azione utilizzando un giornale distribuito annualmente e di cercare in futuro un nuovo approccio al mondo del lavoro.

4.5 *Discriminazione*

La CFR continua ad occuparsi del tema discriminazione sotto diversi punti di vista: da un lato moltiplicando gli sforzi per creare centri cantonali di consulenza per le vittime di discriminazioni razziali, dall'altro partecipando allo studio sulla discriminazione nel diritto degli stranieri del prof. Walter Kälin e della dott.ssa Martina Caroni (Istituto di diritto pubblico dell'Università di Berna). Esso è stato pubblicato con il titolo *Divieto di discriminazione e ricongiungimento familiare (Diskriminierungsverbot und Familien nachzug)* nel dicembre del 1998 nella nuova collana di pubblicazioni della CFR. Sulla base dello studio, il 14 gennaio 1999 la CFR, l'Istituto di diritto pubblico e il centro di perfezionamento professionale dell'Università di Berna hanno organizzato un incontro per specialisti sul tema *Discriminazione in base all'appartenenza etnica e culturale* che ha avuto grande risonanza. I contributi presentati durante l'incontro sono stati pubblicati dal Prof. W. Kälin con il titolo *Das Verbot ethnisch-kultureller Diskriminierung. Verfassungs- und menschenrechtliche Aspekte (Il divieto di discriminazione etnico culturale, aspetti costituzionali e relativi ai diritti umani)* nella raccolta BIBLIOTHEK ZUR ZEITSCHRIFT FÜR SCHWEIZERISCHES RECHT, fascicolo allegato 29.

4.6 *Antisemitismo*

Dopo l'accesso di battito sul ruolo della Svizzera nella seconda guerra mondiale le acque si sono calmate intorno all'antisemitismo nel nostro Paese, e ciò ha effetti anche sull'applicazione delle proposte presentate dalla CFR nel suo rapporto *L'antisemitismo in Svizzera*. La CFR continua tale lavoro a lungo termine. Si sono tenuti primi contatti con le chiese cattolica e protestante.

La CFR ha potuto contribuire in modo rilevante alla realizzazione di un numero speciale di *Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg* sulla storia della Svizzera durante la Seconda Guerra mondiale destinato ai docenti, in cui fra l'altro sono pubblicati estratti commentati del rapporto su *L'antisemitismo in Svizzera*. Il numero speciale è uscito con una grande tiratura in tedesco (SLZ), francese (ÉDUCATEUR) ed italiano (SCUOLA TICINESE) e ha pertanto raggiunto la maggior parte dei docenti. Gli sforzi di Confederazione, CFR e delle organizzazioni non governative per la creazione di ulteriori manuali didattici contro l'antisemitismo si sono intensificati.

4.7 *Nomadi*

La CFR intrattiene stretti contatti con la Fondazione *Un futuro per i nomadi svizzeri*. Fra le altre iniziative è prevista la pubblicazione di un fascicolo destinato ai nomadi e ai Comuni, come aiuto pratico per una vita itinerante.

Il Segretariato della CFR partecipa inoltre all'elaborazione di un programma nazionale di ricerca che dovrebbe consentire di studiare anche storia, presente e futuro dei nomadi e degli Jenisch.

In dicembre la CFR, insieme con la Fondazione, è intervenuta nel Canton Ginevra a favore di una soluzione concordata sulle richieste dei nomadi per ottenere spazi di sosta e il diritto di stanziarsi in roulotte su terreni privati.

La Commissione in dicembre si è rivolta nuovamente all'UFR in merito al rimpatrio di Roma nel Kosovo e si è pronunciata per una politica a lungo termine e coordinata da attuare nell'Europa centrale ed orientale nei confronti di questa minoranza.

4.8 *I musulmani in Svizzera*

Il gruppo di lavoro Musulmani in Svizzera nella sua attività ha posto l'accento sulle possibili discriminazioni: esercizio del culto e riconoscimento pubblico; cimiteri; scuole e opportunità professionali; naturalizzazione.

Questi temi sono stati trattati da diversi autori nel numero 7 di TANGRAM. La rivista offre inoltre uno sguardo d'insieme su istituzioni islamiche, ONG del dialogo ecc. Il prossimo incontro specializzato (che si tiene di volta in volta in gennaio) è dedicato all'integrazione istituzionale dei musulmani. L'incontro, che prevede un confronto degli approcci al tema in diversi Paesi europei e Cantoni svizzeri, intende concentrarsi su proposte di soluzione concrete.



5. Pubblicazioni/ricerca

I risultati del progetto di ricerca sulla discriminazione degli stranieri nel diritto svizzero sono stati diffusi con una pubblicazione realizzata in proprio, nel corso di un incontro per specialisti molto ben riuscito e con una pubblicazione esterna.

In collaborazione con l'Istituto di etnologia dell'Università di Berna, l'UST e l'FMS, il Segretariato si occupa di un progetto di ricerca su «Discriminazione e naturalizzazione» che probabilmente sarà ripreso anche nell'ambito del PPS «Domani, la Svizzera». Una ricerca del Segretariato, curata da una giurista praticante (Barbara Boner), *Le procedure cantonali per la naturalizzazione ordinaria degli stranieri* consente per la prima volta uno sguardo d'insieme sulla varietà delle procedure cantonali e comunali. Il resoconto sarà pubblicato presumibilmente nel febbraio del 2000. Su iniziativa della CFR (v. TANGRAM n. 3) il FSM ha avviato un'indagine sulla discriminazione nella ricerca del posto di lavoro che probabilmente sarà sostenuta anche dal FNS. La CFR partecipa al progetto e fa esaminare questioni specifiche (prevenzione). L'incontro del gennaio del 2001 sarà dedicato anche a questo tema.

Con la sua documentazione, con il lavoro redazione e contributi specialistici, la CFR ha partecipato alla pubblicazione del libro *Rassendiskriminierung. Gerichtspraxis zu Art. 261^{bis} StGB (Discriminazione razziale, prassi giurisprudenziale sull'articolo 261^{bis} CP)* (con la Fondazione contro il razzismo e l'antisemitismo e la società a favore delle minoranze in Svizzera). Il responsabile supplente del Segretariato rappresenta la CFR in diversi gruppi di lavoro: GL storia degli Jenisch presieduta dal Prof. J. Tanner, Zurigo; GL per l'elaborazione di un opuscolo informativo basato sulla problematica della vita quotidiana per i nomadi (sotto la presidenza della Fondazione *Un futuro per i nomadi svizzeri*); esame preliminare di un nuovo PNR su «Integrazione e esclusione» (DFI), misure pedagogiche nell'educazione antirazzista (DFI, DFAE, ONG); presidenza della rete dell'*Associazione svizzera per i diritti umani*.

Viste le crescenti richieste, nell'ambito della sua attività il Segretariato si sforza di attribuire lavori universitari e di offrire periodi di pratica professionale.

6. Procedure di consultazione/prese di posizione

La CFR ha criticato il rapporto 1997 sugli stranieri pubblicato dall'*Ufficio federale degli stranieri* all'inizio del 1999. Tema, presentazione dei fatti, elaborazione e tono della trattazione sono sembrati quantomeno dubbi alla Commissione e poco adatti a controbattere tendenze xenofobe. La commissione si aspetta che l'amministrazione sviluppi una maggiore coscienza della propria funzione di esempio per quel che attiene le questioni relative alla prevenzione del razzismo e della xenofobia.

Nell'aprile del 1999 la CFR ha partecipato alla consultazione del DFGP in merito all'ordinanza concernente la nuova legge sull'asilo. Nella sua presa di posizione la CFR ha sostenuto che la discriminazione nei confronti dei richiedenti l'asilo contenuta nel testo normativo contribuisce a rafforzare lo stereotipo negativo e persino a criminalizzarli. I diritti fondamentali – ad esempio quello ad essere sentiti – sono limitati, e ciò viola sia la Costituzione federale che la Convenzione europea dei diritti dell'uomo.

7. Contatti/relazioni pubbliche

7.1 Collaborazione interdipartimentale/contatti con altre commissioni

I contatti con la *Commissione federale dei rifugiati* e la *Commissione federale degli stranieri* (CFS) si sono stabilizzati. Si è visto che le commissioni trattano, ciascuna dal proprio punto di vista, gli stessi temi o quantomeno temi vicini fra loro, giudicandoli di attualità nello stesso momento.

In marzo si è tenuta una seduta congiunta della Commissione federale dei rifugiati e della CFR in cui i membri hanno discusso varie tesi in merito alla politica degli stranieri e dell'asilo. Non si è formata una commissione di lavoro comune, ma si è comunque prevista una concreta collaborazione caso per caso.

Tre volte all'anno si tengono sedute di coordinazione del gruppo di lavoro interdipartimentale del servizio per il Consiglio d'Europa del DFAE su questioni relative al razzismo, cui partecipa la responsabile del Segretariato della CFR, che tiene un resoconto sulle attività commissionali in campo sia nazionale sia internazionale.

7.2 Contatti con le ONG

Nell'anno in esame il Segretariato della CFR ha organizzato un incontro fra ONG e il delegato svizzero presso la *Commissione europea contro il razzismo e l'intolleranza* (ECRI) del Consiglio d'Europa, Prof. J. Voyame. L'iniziativa è stata presa anche con l'occhio rivolto ad una coordinazione delle attività che si renderanno necessarie in vista delle conferenze europea (2000) e mondiale (2001) contro il razzismo. L'incontro dovrebbe ripetersi ogni anno.

La collaborazione con quelle organizzazioni che offrono un telefono verde alle potenziali vittime del razzismo è continuata, in vista di un eventuale servizio telefonico di assistenza a livello nazionale.

La CFR ha cooperato con altre organizzazioni non governative per esaminare casi conflittuali che richiedevano una mediazione.

7.3 Contatti con i Cantoni

Dando seguito alle decisioni prese nella conferenza con i rappresentanti dei Cantoni nel dicembre del

1998, il presidente della CFR nel maggio del 1999 ha indirizzato ai governi cantonali una missiva in cui chiedeva di riflettere in merito alla creazione di centri di consulenza cantonali per le vittime del razzismo e per la soluzione concordata di conflitti interculturali. Le risposte pervenute evidenziano un ampio spettro: collegamento a istanze di ricorso indipendenti già esistenti, centro interno all'amministrazione, collegamento a commissioni di nuova creazione o a centri cui delegare l'integrazione degli stranieri.

La mezza giornata di incontro della CFR con i delegati nei Cantoni il 17 novembre 1999 è servita ad approfondire l'argomento. La CFR ha presentato un compendio delle risposte ricevute e delle attività che ne scaturiscono: attribuzione dei mandati, formazione, pubblicità nei fogli ufficiali per far conoscere i centri di consulenza. Inoltre la CFR ha presentato lo studio elaborato dalla collaboratrice scientifica sulle procedure di naturalizzazione nei diversi Cantoni e sui risultati delle stesse.

7.4 *Contatti con uffici pubblici e amministrazioni*

I contatti con gli uffici pubblici e le amministrazioni nel corso dei primi anni si sono intensificati. I membri della presidenza e della Commissione e i collaboratori del Segretariato sono invitati sempre più spesso a tenere conferenze.

La CFR attribuisce grande importanza alla richiesta inoltrata da una direzione regionale delle FFS per dar vita ad un progetto pilota per la formazione del personale sul tema «Wir und die Anderen – Die Anderen anders sein lassen» («Noi e gli altri – lasciare agli altri la loro alterità»). Il Segretariato della CFR ha elaborato una proposta all'attenzione della direzione regionale ed invitato cinque organizzazioni non governative dotate della necessaria esperienza a far pervenire un'offerta alla direzione. La responsabile del Segretariato svolgerà una funzione di coaching nella formazione pratica del personale FFS.

7.5 *Contatti internazionali*

Nel 1999 sono stati avviati lavori di preparazione in sede ONU per una conferenza mondiale contro il razzismo nel 2001 e i lavori per una conferenza europea preliminare che si terrà nell'ottobre del 2000 a Strasburgo – organizzata dal Consiglio d'Europa. La CFR partecipa a tali lavori preparatori, nella sua qualità di Organe national spécialisé contre le racisme/National Specialised Body Against Racism. La vicepresidente rappresenta la CFR presso la sede dell'Alto commissario dell'ONU per i diritti umani a Ginevra, la responsabile del Segretariato presso il Consiglio d'Europa. La CFR intende lanciare insieme al Forum contro il razzismo attività a livello nazionale e organizzare una conferenza nazionale, presumibilmente nel gennaio del 2001.

La direttrice del Segretariato partecipa a due gruppi di lavoro della *Commissione contro il razzismo del Consiglio d'Europa* (ECRI): in quello degli enti nazionali specializzati e in quello impegnato nell'elaborazione di una raccomandazione dell'ECRI contro la discriminazione di musulmani.

8. Attività di mediazione

L'accento delle attività della CFR in questo ambito nell'anno in esame si è leggermente spostato. Ci si è limitati in misura crescente all'informazione e alla consulenza, con sempre meno interventi diretti. La valutazione dello scorso anno dell'attività da ombudsman ha portato a colloqui con i Cantoni volti alla creazione di centri di consulenza locali, perché sembra essere questo il livello più adatto. La novità è che la CFR, in casi conflittuali, ha potuto offrire una mediazione, poi affidata ad organizzazioni non governative. In diversi casi una mediazione – un arbitrato indipendente fra le parti in lite – ha portato ad una soluzione ragionevole per entrambi.

9. Prospettive

Per il 2000 sono previste le seguenti attività principali:

- ▶ Continuazione dell'applicazione di misure preventive contro l'antisemitismo in diversi settori della società e della politica.
- ▶ Continuazione della campagna *La bella apparenza*.
- ▶ Consultazione e pubblicazione del fascicolo *Werkzeuge journalistischer Fairness* dedicato ai giornalisti.
- ▶ Incontro scientifico 2000: Integrazione istituzionale dei musulmani.
- ▶ Continuazione dello studio sulle procedure di naturalizzazione.
- ▶ Cura dello studio sulla discriminazione nella ricerca di un posto di lavoro.
- ▶ Approfondita collaborazione con ONG nell'aiuto alle vittime del razzismo e nella trattazione dei casi conflittuali.
- ▶ Offerte formative rivolte ai Cantoni su come stabilire il mandato dei centri cantonali di accoglienza per le vittime del razzismo e come accompagnarne l'attività.
- ▶ Preparativi per la conferenza europea e la conferenza mondiale dell'ONU contro il razzismo. Coordinazione delle attività nazionali in vista delle conferenze.
- ▶ TANGRAM n. 8 *Una Svizzera colorata*; TANGRAM n. 9 su antirazzismo e valutazione di misure antirazziste.
- ▶ Attivazione della homepage della CFR, introduzione del nuovo logotipo e pubblicazione di un prospetto informativo sulla CFR.

APPROVATO NELLA SEDUTA PLENARIA DELLA CFR DEL 26.1.2000



Die EKR fordert die unmissverständliche Distanzierung von Antisemitismus als Daueraufgabe der Politik

PRESEMELDUNG

Aus der Sicht ihres Mandats, der Prävention von Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, fordert die EKR die unmissverständliche Distanzierung von rechtsextremem Gedankengut, welches die Menschenwürde antastet. Dies muss eine Daueraufgabe der Politik jenseits aller Wahltaktik sein.

Die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus (EKR) nimmt mit Befriedigung zur Kenntnis, dass die lobenden Worte, die Nationalrat Christoph Blocher für die Publizistik des notorischen Antisemiten und Holocaustleugners Jürgen Graf gefunden hat, bei der grossen Mehrheit der massgebenden Stimmen auf Ablehnung gestossen sind. Sie begrüsst insbesondere die klare Aussage von Bundesrat Adolf Ogi, in unserer Politik sei für Antisemitismus und Rassismus kein Platz.

In ihrem Bericht zum Antisemitismus in der Schweiz vom November 1998 hatte die EKR betont, wie wichtig die Vorbildfunktion der Politikerinnen und Politiker in der Bekämpfung von Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit

sei. Sie prangerte darin politische Reden an, die Antisemitismus und Rassismus insinuierten, implizit aber damit rechnen, dass die Zuhörer über die Grenze des Aussprechbaren hinaus weiterdenken und -fühlen. Rasch ist die Linie zu explizit antisemitischen Äusserungen überschritten, etwa in der Aufforderung eines Nationalrats 1998, nicht in jüdischen Geschäften zu kaufen, oder wenn Kritik an einer Bundesrätin mit dem Hinweis verbunden wird, dass sie Jüdin sei.

Nicht akzeptabel ist, wenn Täter, die den Antisemitismus durch ihr Handeln – wenn auch vielleicht nur unbewusst – begünstigen, sich selber schnell als Opfer einer Medienkampagne darstellen und dabei ihre eigene Mittäterschaft als Anheizer von Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit ausblenden. Auch eine national-konservative Politik muss so vertreten werden, dass keine Alt- und Neonazis sowie Holocaustleugner im Kielwasser mit-schwimmen können.

20. OKTOBER 1999



La CFR demande que la distanciation claire vis-à-vis de l'antisémitisme soit considérée comme une tâche permanente par le monde politique

COMMUNIQUÉ DE PRESSE

En vertu de sa fonction, à savoir la prévention du racisme, de l'antisémitisme et de la xénophobie, la CFR demande que le monde politique se distancie clairement des pensées d'extrême-droite portant atteinte à la dignité humaine. Le refus de telles idées doit constituer une tâche permanente du monde politique et non une tactique électorale.

La Commission fédérale contre le racisme (CFR) rappelle que la grande majorité des personnalités politiques ont dénoncé les propos élogieux tenus par le conseiller national Christoph Blocher au sujet de l'écrivain antisémite et négationniste notoire Jürgen Graf. Elle salue tout particulièrement la déclaration du conseiller national Adolf Ogi, selon laquelle il n'y a pas de place pour l'antisémitisme et le racisme dans notre vie politique.

Dans son rapport de novembre 1998 sur l'antisémitisme en Suisse, la CFR avait déjà souligné l'importance du rôle tenu par les personnalités politiques

dans la lutte contre l'antisémitisme, le racisme et la xénophobie.

Elle dénonçait par là les discours politiques teintés d'antisémitisme et de racisme où l'on attend implicitement des auditeurs qu'ils comprennent le sens caché des paroles. Le seuil des déclarations explicitement antisémites est facilement franchi, comme par exemple lorsqu'en 1998 un conseiller national a appelé au boycott des magasins juifs ou lorsque l'on critique une conseillère fédérale en sous-entendant qu'elle est juive. Il est inacceptable que les personnes qui soutiennent, même inconsciemment, l'antisémitisme de par leurs agissements se déclarent aussitôt elles-mêmes victimes d'une campagne des médias pour minimiser leur complicité dans l'incitation à l'antisémitisme, au racisme ou à la xénophobie. Il doit être possible de mener une politique nationale conservatrice sans se compromettre avec des anciens nazis, des néonazis ou des révisionnistes.

20 OCTOBRE 1999



Musliminnen und Muslime in der Schweiz

PRESSEMELDUNG

Der Anspruch der muslimischen Minderheiten in der Schweiz auf freie Religionsausübung stösst oft auf Unsicherheit, institutionelle Schwierigkeiten und zum Teil auf Ablehnung.

Bedürfnisse der Muslime lösen Kontroversen in der Bevölkerung und unter Behörden aus: Einrichtung eines Friedhofes oder einer Moschee, Tragen eines Kopftuches, Religionsunterricht, Einbürgerungsgesuche, öffentlich-rechtliche Anerkennung.

Die EKR ist besorgt über Diskriminierungen, denen Muslime und Menschen, die als solche betrachtet werden, ausgesetzt sind.

Die Anzahl der Muslime in unserem Land hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Heute leben rund 200 000 Menschen aus islamischen Ländern unter uns. Die Anwesenheit muslimischer Menschen wird in Zukunft Teil unseres Alltags sein.

Der Islam ist keine neue, fremde Erscheinung auf unserem Kontinent. Obwohl der Islam unsere Kultur, Wissenschaft und Kunst wesentlich mit geprägt hat, ist dessen Einschätzung weiterhin durch Religionskriege, Kolonialgeschichte und vom Gespenst des «Clash of civilizations» geprägt.

Die Fähigkeit, offen und unvoreingenommen mit neuen Minderheiten umzugehen, stellt einen Prüfstein für unsere Demokratie und unsere säkularistische Gesellschaft dar. Der Argumentation «Erst wenn in Saudi-Arabien Kirchen erstellt werden dürfen, können Muslime in der Schweiz auf Gleichbehandlung hoffen» ist entgegenzuhalten, dass Demokratie zu wertvoll ist, als dass ihre Ausübung vom Verhalten absolutistischer Theokratien anderswo abhängig gemacht werden dürfte.

Die EKR fordert einen konstruktiven Dialog mit den hier anwesenden Musliminnen und Muslimen.

- ▶ Die neuste Ausgabe des halbjährlich erscheinenden Bulletins TANGRAM ist dem Thema «Muslime in der Schweiz» gewidmet.
- ▶ An der heutigen Tagung wird anhand der Bedürfnisse der muslimischen Glaubensgemeinschaften die Frage der institutionellen Integration (noch) nicht etablierter Religionsgemeinschaften zur Diskussion gestellt.



Ein laizistischer Staat bietet die beste Gewähr für die Ausübung der individuellen Religionsfreiheit und für die Sicherung des öffentlichen Friedens.

Die christliche Prägung der Schweizer Gesellschaft und des Staatswesens steht nicht zur Diskussion, doch müssen wir bereit sein, zu überprüfen, ob sich daraus Konsequenzen ergeben, die diskriminierende

Auswirkungen für nichtchristliche Menschen haben.

Die EKR ist gegen ein generelles Verbot des Kopftuchtragens.

Repräsentantinnen staatlicher Autorität in symbolträchtigen Rollen wie etwa dem Lehrerberuf sollen aber bei der Ausübung ihrer Funktionen keinerlei herausragendes Zeichen religiöser Zugehörigkeit tragen.

Die EKR wehrt sich gegen die negative und diskriminierende Darstellung des Islam und der Muslime:

Jede Form der Diskriminierung und der Pauschalisierung des Islam und muslimischer Menschen in Medien und öffentlichen Diskursen ist zu verurteilen.

Kein Mensch darf aufgrund der Annahme, er oder sie sei Muslim, diskriminiert werden: bei der Arbeitsuche, am Arbeitsplatz, bei der Behandlung von Einbürgerungsgesuchen etc.

Die EKR wehrt sich gegen Pauschalisierungen:

Menschen sollen nicht aufgrund des Herkunftslandes oder des Namens, unabhängig von der tatsächlichen Religionszugehörigkeit, pauschal einer Religion zugeordnet und beurteilt werden.

Die EKR wehrt sich gegen religiöse Intoleranz:

Jeder Mensch hat das Recht, seine/ihre Religion, soweit sie nicht gegen Menschenrechte und die Verfassung verstösst, ohne Einschränkungen ausüben zu dürfen.

Auf der politischen Ebene soll die Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen der Muslime sachlich geführt und nicht politisch instrumentalisiert werden.

Die EKR schlägt folgende Lösungsansätze vor:

Die Behörden haben für Rahmenbedingungen zu sorgen, um Auseinandersetzungen zu ermöglichen und gemeinsam gefällte Beschlüsse umgehend umzusetzen. Gefragt sind vor allem Behörden auf kantonaler und kommunaler Ebene.

Pragmatische, nicht grundsätzliche Lösungen sind zu suchen.

Problemlösungen sollen prinzipiell alle religiösen Minderheiten berücksichtigen und möglichst nicht auf eine bestimmte Gruppe – hier Muslime – ausgerichtet sein.



Die Regelung etwa, die allen Eltern ermöglicht, ihre Kinder ohne besondere Erklärung eine bestimmte Anzahl Tage in der Schule zu entschuldigen, kann von Mitgliedern aller Religionsgemeinschaften genutzt werden, ohne die Religionszugehörigkeit in den Vordergrund zu stellen.

Muslimische Organisationen sollen als Vermittler begrüsst werden. Sie sind nötig, um Individuen bei der Durchsetzung ihrer Anliegen beizustehen.

Muslime sind aber genauso wenig wie Christen eine einheitliche Glaubensgemeinschaft – es kann daher nicht von ihnen gefordert werden, einheitlich aufzutreten.

Organisationen, die sich regional oder kulturell und nicht religiös definieren, müssen gleichwertig in den Dialog aufgenommen werden, damit alle Menschen aus nominell muslimischen Ländern, unabhängig von ihrem Glauben, eingebunden werden können.

Seelsorger können eine wichtige Funktion bei der seelischen Betreuung der Migrantinnen und Migranten ausüben und wesentlich dazu beitragen, die Intergration zu fördern.

Die EKR setzt sich für eine möglichst liberale Regelung der Zulassung und Arbeitsbewilligung für Seelsorger ein. Diese hat auf die Besonderheiten der betroffenen Gemeinschaft Rücksicht zu nehmen. Von den Seelsorgern ist die Bereitschaft zu fordern, die Integration zu fördern.



Les Musulmanes et les Musulmans en Suisse

COMMUNIQUÉ DE PRESSE

Lorsque la minorité musulmane vivant en Suisse demande la liberté de culte, elle est souvent confrontée à l'insécurité, à des difficultés institutionnelles et parfois au rejet pur et simple.

Les besoins des Musulmans suscitent des débats au sein de la population et des autorités, qu'il s'agisse de la construction d'un cimetière ou d'une mosquée, du port du foulard, de cours de religion, de demandes de naturalisation ou de la reconnaissance officielle.

La CFR est préoccupée par les discriminations auxquelles sont exposés les Musulmans et les personnes que l'on tient pour des Musulmans.

Le nombre de Musulmans vivant dans notre pays a nettement augmenté au cours des dernières années. Aujourd'hui, environ 200 000 personnes originaires de pays musulmans vivent parmi nous. Leur présence parmi nous fera désormais partie de notre quotidien.

L'Islam n'est pas un phénomène nouveau sur notre continent, mais bien que cette religion ait imprégné la culture, la science et l'art de notre pays, elle évoque toujours les guerres de religion, le passé colonial et la peur d'un choc des cultures.

La capacité d'entretenir des rapports ouverts et dénués de préjugés avec cette nouvelle minorité représente un test pour notre démocratie et notre société séculaire. A l'argument selon lequel «les Musulmans pourront espérer être traités sur un pied

d'égalité en Suisse lorsqu'il sera possible de construire des églises en Arabie Saoudite», on peut répliquer que notre démocratie est trop précieuse pour dépendre du comportement de théocraties absolues.

La CFR demande un dialogue constructif avec les Musulmans vivant ici. Pour ce faire, elle a

- consacré la dernière édition de son bulletin semestriel TANGRAM aux Musulmans en Suisse;
- décidé de faire porter le débat, lors de la rencontre qui va suivre, sur la question de l'intégration institutionnelle des communautés religieuses non (ou pas encore) établies, en s'appuyant sur les besoins de la communauté musulmane.



La CFR considère qu'un État laïc est le meilleur garant de la liberté individuelle de culte et de la paix publique.

Il est indéniable que notre société et notre État sont fortement imprégnés par la religion chrétienne, mais nous devons être prêts à vérifier si cette tradition n'a pas des conséquences discriminatoires pour les personnes d'autres religions.

La CFR est contre l'interdiction généralisée de porter le foulard.

Mais les représentants de l'autorité de l'État qui ont des rôles symboliques, tels les enseignants, n'ont pas le droit de montrer de quelque façon que ce soit leur appartenance religieuse dans l'exercice de leurs fonctions.

La CFR refuse les représentations négatives et discriminatoires de l'Islam et des Musulmans:

Toute forme de discrimination ou de préjugé visant l'Islam et les Musulmans dans les médias et dans les propos officiels doit être condamnée.

Personne ne doit être discriminé parce qu'il est considéré comme Musulman, que ce soit lorsqu'il cherche du travail, sur son lieu de travail ou lors du traitement de naturalisation, etc.

La CFR se bat contre les généralisations:

Personne ne doit être considéré comme appartenant à une religion, quelle que soit sa religion effective, ni condamné, en raison de son pays d'origine ou de son nom.

La CFR se bat contre l'intolérance religieuse:

Chaque être humain doit avoir le droit de pratiquer sa religion sans restriction, tant que celle-ci ne porte pas atteinte aux droits de la personne humaine ni à la Constitution.

Au niveau politique, le débat sur les besoins des Musulmans ne doit pas servir d'instrument, mais être conduit objectivement.

La CFR propose les solutions suivantes:

Les autorités doivent créer les conditions-cadre nécessaires pour permettre d'engager la discussion et de mettre en œuvre les décisions prises en commun. Par «autorités», nous entendons surtout les autorités cantonales et communales.

Il faut chercher des solutions pragmatiques et non pas des solutions de principe. Elles doivent s'appliquer à toutes les minorités religieuses et pas seulement à un groupe particulier, en l'occurrence les Musulmans.

La réglementation qui permet par exemple aux parents d'excuser leurs enfants pour des absences scolaires de quelques jours par an sans explication particulière peut être utilisée par les membres de toutes les communautés religieuses sans mettre en avant leur appartenance religieuse.

Il faut saluer le travail des organisations musulmanes qui servent de médiateur. Elles sont nécessaires pour aider les individus à défendre leurs droits.

Tout comme les chrétiens, les Musulmans ne représentent pas une communauté religieuse homogène, on ne peut donc pas leur demander d'avoir tous le même comportement.

Les organisations qui se définissent comme des organisations régionales ou culturelles et non pas religieuses doivent participer au débat au même titre que les autres, afin que toutes les personnes issues de pays dits Musulmans soient représentées, indépendamment de critères religieux.

Les directeurs spirituels peuvent avoir une fonction importante dans le soutien spirituel des immigrés et ils peuvent contribuer à la promotion de l'intégration.

La CFR se bat pour que les directeurs spirituels bénéficient d'une réglementation aussi libérale que possible en matière d'admissions et de permis de travail. Cette réglementation doit tenir compte des particularités de chaque communauté concernée.

On doit demander aux directeurs spirituels d'être disposés à encourager l'intégration.



L'intégration institutionnelle des Musulmans en Suisse: l'exemple de Bâle-Ville, Berne, Genève, Neuchâtel et Zurich

HANS MAHNIG

*Exposé pour la Commission fédérale contre le racisme (CFR),
Berne, 18 janvier 2000*

Mesdames, Messieurs,

Dans ma présentation je vous donnerai quelques informations sur l'intégration – ou l'exclusion – institutionnelle des Musulmans en Suisse, plus précisément dans cinq cantons – Bâle-Ville, Berne, Genève, Neuchâtel et Zurich.

Avant de vous présenter les réponses politiques que ces cinq cantons ont données à la présence musulmane, permettez-moi, cependant, de faire trois remarques d'ordre général.

Premièrement, la présence de Musulmans en Suisse est – en comparaison avec la plupart des pays d'immigration européens – un phénomène relativement récent. Deux raisons principales expliquent ce fait: d'une part, la Suisse n'était pas une puissance coloniale comme par exemple la France, le Royaume-Uni ou les Pays-Bas.¹ D'autre part, l'immigration économique de l'après-guerre fut en Suisse dans un premier temps presque uniquement composée de personnes venant des pays de l'Europe du Sud comme l'Italie et l'Espagne. Ce n'était donc qu'à partir du milieu des années soixante-dix avec l'accroissement de l'immigration de ressortissants de l'ex-Yougoslavie et de la Turquie que la présence de Musulmans s'affirmait. Seulement 20 000 Musulmans vivaient en Suisse lors du recensement de 1970 alors qu'aujourd'hui on estime leur nombre de 200 000 à 250 000 personnes, ce qui représente entre 2,8 et 3,5 % de la population totale.² Le caractère récent de cette immigration en Suisse a deux effets: d'une part, la très grande partie des Musulmans en Suisse sont des *étrangers*³ – 95 % pour être précis – alors que dans des pays comme le Royaume-Uni, la France et les Pays-Bas beaucoup de Musulmans sont des *citoyens* qui ont tous les droits politiques. D'autre part, bien qu'aujourd'hui l'islam soit la deuxième religion en Suisse après la religion chrétienne, l'islam reste jusqu'aux années quatre-vingt-dix «un mystère à peu près total» pour la société helvétique, comme le dit un des rares spécialistes suisses de l'islam.⁴

Deuxièmement: le caractère récent de l'immigration musulmane en Suisse peut expliquer – si l'on compare de nouveau avec les autres pays européens – sa *faible politisation*.⁵ En effet, beaucoup d'immigrés musulmans commencent à s'engager pour que dans le pays d'accueil des institutions respectant leur religion soient créées – les cimetières étant certaine-

ment l'exemple le plus important – que lorsqu'ils prennent conscience qu'ils ne retourneront pas dans leur pays d'origine.⁶ Autrement dit, les demandes adressées par certains groupes musulmans aux autorités suisses sont justement le signe d'un processus d'intégration et non pas – comme les médias et l'opinion publique le supposent souvent – l'expression d'une prise de distance des Musulmans par rapport à la société suisse. Les *modalités* de cette intégration, cependant, sont enjeu de débat. Comme le dit le délégué aux étrangers du canton de Neuchâtel, du côté suisse la question se pose – selon l'orientation politique des acteurs – ou bien en termes d'intégration négociée ou bien en termes d'assimilation unilatérale; du côté des Musulmans en terme de reconnaissance de l'islam comme une religion désormais importante en Suisse.⁷ Mais aussi entre les Musulmans il y a bien sûr des opinions divergentes sur la manière dont cette reconnaissance doit se faire. De façon générale, vous trouvez dans le débat sur l'intégration de l'islam des observateurs qui croient que ce processus nécessite la mise en place de nouvelles règles législatives et de nouveaux droits en faveur de minorités religieuses en général.⁸ D'autres pensent, en revanche, que la Constitution suisse est adaptée à la question de l'intégration des Musulmans – c'est-à-dire qu'elle fournit le cadre pour résoudre les enjeux liés à l'islam⁹ – et que les problèmes des Musulmans sont surtout dus à des préjugés qui mènent certains hommes politiques et certaines parties de la société civile d'avoir une attitude de discrimination à leur égard.¹⁰ D'autres encore pensent qu'il est faux de se focaliser sur la question de la religion et que les difficultés des Musulmans s'expliquent par la situation d'immigration en général, voire qu'ils partagent – puisqu'une grande partie d'immigrés musulmans sont venus en tant que travailleurs avec des faibles qualifications – les mêmes problèmes que toutes les personnes défavorisées vivant en Suisse.¹¹ Qu'il n'y ait pas eu de forte politisation de la question de l'islam en Suisse tient cependant aussi au contexte politique spécifique helvétique. *Troisièmement*: Comme vous le savez, le système *fédéraliste* de la Suisse laisse dans beaucoup de domaines le pouvoir de décision aux cantons et aux communes. Cela est particulièrement vrai en ce qui concerne les politiques à l'égard des populations immigrées résidant en Suisse. La doctrine officielle est toujours que l'intégration des immigrés doit se faire sur le plan local, cantonal et communal.¹² Le fédéralisme

joue en outre un rôle crucial dans deux domaines: par rapport au système d'éducation et par rapport au lien entre Églises et État. En ce qui concerne le système d'éducation certains chercheurs ont par exemple relevé que le clivage linguistique correspond à deux conceptions de l'éducation: une conception plutôt républicaine à la française dans les cantons francophones et italophones, une perspective plutôt différentialiste, en revanche, dans les cantons alémaniques.¹³ En ce qui concerne la religion, le rapport concret entre l'État et l'Église est également déterminé sur le plan cantonal, même si la Constitution suisse garantit la liberté religieuse – ce qui oblige les municipalités à traiter les différents groupes religieux sur un pied d'égalité. Cela signifie – comme le dit un spécialiste – qu'il y a en Suisse vingt-six manières de définir la place de la religion dans l'espace public, des définitions qui vont d'une relation relativement étroite entre État et Églises (dans la plupart des cantons alémaniques) jusqu'à une séparation complète (comme par exemple à Genève et Neuchâtel).¹⁴ La plupart des questions concernant l'islam sont donc traitées sur le plan cantonal. C'est la raison pour laquelle je me pencherai dans la suite sur les expériences de cinq différents cantons.

L'idée de cet exposé n'est donc pas de présenter une vision de l'intégration de l'islam en Suisse, mais de regarder tout simplement de quelle manière cinq cantons, où vivent d'importantes minorités musulmanes, ont réagi à leur présence et leurs demandes. Je voudrais d'ailleurs saisir l'occasion de remercier toutes les personnes qui m'ont aidé pendant la préparation de cet exposé – certains se trouvent même ici – en me donnant des informations sur la situation dans les différents cantons.¹⁵ Dans ma présentation des cinq cantons je m'intéresserai aux mêmes points que l'exposé précédent parce qu'ils touchent à des questions cruciales dont dépendra l'intégration de l'islam dans les sociétés européennes:

- ▶ La question des cimetières musulmans ou des possibilités d'enterrer des morts selon les rites musulmans;
- ▶ La question de la construction de mosquées et de lieu de prière;
- ▶ La question de la reconnaissance comme institution de droit public des communautés musulmanes (*öffentlich-rechtliche Anerkennung*); une telle reconnaissance est dans certains cantons la condition préalable pour recevoir des subventions publiques et aussi pour avoir le droit de donner des cours religieux dans les écoles publiques; il existent cependant aussi d'autres formes de reconnaissance par l'État comme par exemple la reconnaissance en tant qu'organisation d'utilité publique pour des associations qui confère également des avantages;
- ▶ Les possibilités qu'ont des associations et des organisations religieuses de recevoir des subventions publiques;
- ▶ L'organisation de l'enseignement religieux à l'école;

- ▶ Le traitement de conflits religieux/culturels (à l'école, au travail etc.).

Bâle-Ville: une approche de droit commun

A Bâle-Ville, les premiers Musulmans arrivent dans les années soixante. Lors du recensement de 1990, 7878 Musulmans vivent dans la ville et en 1998 leur nombre est estimé à environ 10 000 personnes. La plupart d'entre eux sont des Turcs, d'autres groupes importants viennent d'Albanie ou de Bosnie. En 1999, il y a à Bâle une dizaine d'organisations – centres ou associations – islamiques. La *Basler Muslim Kommission* (Commission musulmane de Bâle) qui regroupe toutes les organisations islamiques de Bâle-Ville et de Bâle-Campagne, compte actuellement dix-huit associations islamiques.¹⁶

Comme dans la plupart des autres cantons un des enjeux le plus important pour les Musulmans est actuellement l'absence d'un cimetière islamique ou d'un quartier au sein d'un cimetière communal qui serait réservé aux Musulmans. En mars 1998, la Commission musulmane de Bâle avait envoyé une lettre aux autorités demandant de chercher une solution à ce problème. Les autorités répondaient que chaque habitant de Bâle-Ville avait le droit d'être enterré dans un cimetière communal et que pour la recherche d'une solution au problème spécifique des Musulmans les autorités devaient prendre contact avec les organisations islamiques. Dans la suite, des réunions régulières entre la Commission musulmane de Bâle et le responsable du département qui s'occupe des cimetières ont été organisées et il semble que ces rencontres ont été couronnées de succès dans la mesure où dans les prochaines semaines un *Leitfaden für das Bestattungswesen* (Guide pour les questions touchant à l'enterrement) s'adressant aux Musulmans va être publié en six langues. Il semble également que suite à ces réunions des solutions pragmatiques ont été cherchées par les autorités qui consistaient, d'une part, en la sensibilisation du personnel des cimetières, d'autre part en des tentatives d'adapter l'enterrement à certaines demandes des Musulmans (comme par exemple l'orientation des tombes vers la Mecque, le moment de l'inhumation et les rituels accompagnant cette acte). Néanmoins – puisque Bâle-Ville souffre d'un manque de place sur ses cimetières en général –, la mise en place d'un cimetière musulman ne semble possible qu'en tant que projet régional, ou bien avec le canton de Bâle-Campagne ou bien ensemble avec plusieurs cantons de la région.

La construction d'une mosquée est, en revanche, un projet beaucoup plus difficile à faire passer, ainsi que le montre le rejet d'un centre islamique multinational dans la Friedensgasse demandé par un groupe de Musulmans turcs à la fin des années



quatre-vingt: l'opposition des habitants du quartier (qui, en partie, était motivée par des arguments racistes) a rendu impossible un premier projet, mais une deuxième tentative, plus modeste, a réussi. Entre temps le centre, financé par l'Arabie Saoudite, accueille une multitude de groupe et de nationalités.¹⁷

La question de la reconnaissance de l'islam en tant qu'institution de droit public avait été mise sur l'agenda politique au parlement cantonal il y a cinq ans par un social-démocrate en 1995. A Bâle-Ville, l'Église protestante, l'Église catholique et la communauté juive sont reconnues de cette manière et l'interpellation avait demandé que l'islam soit reconnu de la même façon. Or il semble que cette initiative n'était pas très bien préparée; de toute façon elle a été rejetée. La question de la reconnaissance de l'islam en tant qu'institution de droit public nous mène directement à celle des cours de religion dans les écoles puisqu'elle est une condition préalable à ceux-ci. Ces cours ne sont en effet momentanément dispensés que par l'Église Protestante et par l'Église Catholique et – dans certains écoles – par la communauté juive. Ils ne sont pas obligatoires. Les Turcs ont commencé à organiser dans le cadre des cours en langue et culture d'origine des enseignements de l'islam, mais cette initiative n'est pas appréciée par tous les parents. Il est en même temps prévu de mettre en place un cours d'éthique général qui porterait aussi sur l'enseignement de religions non-chrétiennes. En outre, le règlement scolaire prévoit que les élèves ont le droit de rester les jours des fêtes religieuses à la maison, ce qui s'applique bien sûr aussi aux élèves musulmans.

Cette dernière réglementation qui essaie de répondre à la question des fêtes religieuses – spécifiques pour chaque religion – par un principe général nous renvoie à la politique actuelle de la ville à l'égard des immigrés, soient-ils musulmans ou non. L'année dernière a été publié à Bâle-Ville un *Leitbild* (Concept) pour l'intégration des immigrés qui déclare que la politique d'intégration doit consister en des mesures qui s'adressent à tous les habitants de la ville et qui doivent améliorer la qualité de vie dans la ville en général. Autrement dit, selon le *Leitbild* la question de l'intégration des immigrés en Suisse n'est pas une question culturelle ou ethnique, mais une question de développement urbain et d'égalité des chances.¹⁸ C'est pour cela qu'il prévoit des politiques de droit commun et se prononce contre des politiques spécifiques. L'auteur du *Leitbild* a d'ailleurs précisé ce que signifie cette démarche pour les Musulmans dans un article du dernier TANGRAM: selon elle, focaliser le débat sur les Musulmans et les traiter comme un groupe homogène est contribuer à leur exclusion au lieu de promouvoir leur intégration. Elle se prononce pour que les questions liées à la religion soient traitées dans le stricte cadre des principes inscrits dans la constitution.¹⁹

Concrètement cette nouvelle approche politique signifie par exemple que des associations d'immigrés ne sont soutenues financièrement que si elles proposent des projets dont peuvent profiter tous les habitants de la ville. Il faut ajouter que, de toute façon, la séparation de l'Église et de l'État à Bâle-Ville ne permet pas que des associations religieuses soient financées par l'État.

Berne: une politique pragmatique

Un des premiers enjeux à Berne a été la construction d'une mosquée à la fin des années quatre-vingt. C'est l'Arabie Saoudite qui prévoyait de construire une grande mosquée qui aurait probablement servi à tous les Musulmans de la région. Or, le projet a vite été politisé par les partis xénophobe et a échoué. Depuis aucun autre projet concret a vu le jour, même si la construction d'une mosquée reste d'actualité pour les Musulmans de Berne, surtout aussi pour les Musulmans de la deuxième génération.

Un deuxième projet a aussi échoué: la reconnaissance d'autres communautés religieuses que les religions chrétiennes en tant qu'institutions de droit public. Lors d'une votation populaire en 1990, le projet a été rejeté, probablement à cause des préjugés négatifs de la population à l'égard de l'islam. Il y a deux ans la communauté juive a cependant été reconnue comme institution de droit public, mais pas l'islam. De ce fait, il n'existe jusqu'à présent pas de cours de religion pour des enfants musulmans à l'école. C'est aussi vrai pour la communauté juive qui organise l'enseignement religieux encore de façon privée.

Depuis ces échecs on peut observer une stratégie pragmatique d'avancer à petits pas dans l'intégration de l'islam, une stratégie qui, dix ans plus tard, dans le cas de la mise en place d'un cimetière musulman, a été couronnée de succès. En effet, en septembre 1997, un nouveau règlement sur les cimetières a été adopté par la municipalité de Berne, qui prévoit que désormais toutes les communautés religieuses ont le droit d'enterrer leurs morts sur des cimetières communaux selon leurs rites (art. 3) (BUND, 19.9.1997). En août 1998 le parlement communal de la ville a approuvé cette décision avec une grande majorité (BUND, 14.8.1998) et c'est sur la base de ce principe qu'en novembre 1999 il a décidé d'attribuer un crédit de 45 000 Francs à la création d'un quartier musulman pour 250 tombes sur le cimetière de Bremgarten (BUND, 12.11.1999). Néanmoins, ce cimetière ne sera ouvert que pour des personnes ayant vécu dans la ville de Berne et pour permettre la même chose dans d'autres communes, les réglementations de celle-ci devraient également être changées. Pour cette raison, des Musulmans bernois ont créé en juin 1998 la *Ver-einigung der islamischen Organisationen in Bern* (ViOB) (BUND, 14.8.1998).

**Eine Präzisierung:
Das Friedhofsreglement der Stadt Bern – Öffnung
für ethnische und religiöse Minderheiten**

Seit kurzem gibt es auf dem Bremgartenfriedhof ein muslimisches Gräberfeld. Die Medien berichteten einhellig, Bern habe ein muslimisches Gräberfeld ermöglicht. Dies ist zumindest etwas missverständlich. Eine wichtige Präzisierung ist angebracht: Das 1998 verabschiedete Friedhofsreglement der Stadt Bern lässt nämlich jede Art von Beisetzung und Grabgestaltung zu. Dies kommt allen Religionsgemeinschaften zugute. Es entspricht in diesem Sinne den Vorschlägen der EKR, pragmatische Lösungen zu suchen, die prinzipiell alle religiösen Minderheiten berücksichtigen und möglichst nicht auf eine bestimmte Gruppe ausgerichtet sind.

Art. 3 des Reglements erlaubtes, Anordnung, Pflege und Unterhalt der Gräber frei zu gestalten. Solange die öffentliche Ordnung und die Totenruhe nicht verletzt werden, sind «andere Sitten und Gebräuche» zulässig. Die Exekutive kann für religiöse und ethnische Minderheiten besondere Abteilungen schaffen, d. h. es können Felder abgesteckt werden, in welchen zum Beispiel die Ausrichtung der Gräber eine besondere ist.

Im Stadtrat (Legislative), wo die Reglemente beschlossen werden, bevor sie zur Abstimmung dem Volk vorgelegt werden, war man sich einig, dass die neutrale Formulierung «für ethnische und religiöse Minderheiten» den modernen Bedürfnissen einer Stadtbevölkerung entspricht. Aufgrund von öffentlichen Debatten und Vorstößen in anderen Städten war anzunehmen, dass es für die muslimischen Minderheiten besonders wichtig war, und es lag auf der Hand, dass sie ihr Bedürfnis für ein eigenes Gräberfeld auch als Erste anmelden würden.

Annemarie Sancar, Ethnologin und Stadträtin (Grünes Bündnis) von Bern.

Il est bien sûr intéressant de se demander, pourquoi cette décision a été possible à Berne alors qu'à Zurich – comme nous le verrons plus loin – le même projet a jusqu'à présent échoué. Une première raison est certainement que, contrairement au canton de Zurich, où une ordonnance sur le plan cantonal interdit de créer des quartiers séparés sur les cimetières, le canton de Berne ne connaissait pas de telles dispositions. La décision était alors uniquement du ressort de la ville. Deuxièmement, le climat politique en ce qui concerne l'immigration est de manière générale beaucoup moins polarisé à Berne qu'à Zurich, ce qui a empêché que la question soit politisée par des partis xénophobes. Troisièmement, enfin, la décision a pu être prise à travers un proces-

sus de dialogue pendant lequel les deux côtés – les Musulmans, d'une part, les autorités, de l'autre – ont fait des compromis (BUND, 15.11.1999). Ce qui semble important aussi, c'est qu'il y a eu une institution de dialogue, la *Gemeinschaft Christen und Muslime in der Schweiz* (Communauté Chrétiens et Musulmans en Suisse), perçue comme légitime par les deux côtés qui a pu assurer le dialogue.

C'est pour cela que la *Gemeinschaft Christen und Muslime in der Schweiz* veut adopter la même démarche aussi pour la reconnaissance de l'islam en tant qu'institution de droit public, le problème étant cependant aussi, que les organisations islamiques sont encore assez éclatées et que pour leur reconnaissance elles devraient trouver une démarche commune. En ce qui concerne le financement public, à Berne comme à Bâle-Ville les associations religieuses ne peuvent pas obtenir des subventions.

Berne a par ailleurs été la première ville suisse à publier un *Integrationsleitbild* (Concept d'intégration) en 1996. Si ses auteurs ne disent rien de spécifique sur l'intégration des Musulmans, c'est parce qu'il considèrent l'enjeu de l'intégration des immigrés avant tout comme une question de droits politiques et de lutte contre la marginalisation sociale.²⁰ L'embauche de personnes chargées de s'occuper des questions liées à l'immigration dans l'administration municipale devra cependant mener à une plus grande ouverture de celle-ci par rapport à des difficultés de migrants en général.

Genève: la question de la laïcité

Genève est certainement la ville suisse où l'islam est le plus présent dans l'espace public. Cela s'explique moins par le nombre des Musulmans – environ 15 000 – qui y résident que par le fait qu'ils comptent plus d'intellectuels et d'étudiants ainsi que des diplomates dans leurs rangs qu'ailleurs en Suisse. A Genève se trouve la plus grande mosquée du pays, qui a été inaugurée en août 1978 en présence du Conseiller fédéral Pierre Aubert par le roi Khaled d'Arabie Saoudite. C'est ce pays qui finance la mosquée et ses employés ainsi que la fondation culturelle islamique qui en fait partie. Cependant, la première mosquée de Genève est celle faisant partie du Centre Islamique des Eaux-vives, qui avait déjà été fondée au début des années 1960.²¹

A Genève se trouvait, jusqu'à la décision de Berne que je viens de mentionner, le seul quartier musulman sur un cimetière communal, «le carré musulman» du Petit-Saconnex. En effet, la question de créer un cimetière musulman à Genève a été adressée aux autorités la première fois en 1978. Lors de la création de la mosquée certains membres du gouvernement genevois ont soutenu cette demande et la ville a décidé d'attribuer un carré alors ouvert à tous les Musulmans vivant en Suisse.²² Cependant, le



nouveau conseiller administratif arrivant en 1992 a changé cette politique. Se disant attaché au principe de la laïcité des cimetières, exprimé dans une loi de 1876, il décide que dorénavant seuls des Musulmans ayant résidé dans la commune de Genève auront le droit d'y être enterrés et décide également que le carré existant ne sera ni agrandi ni remplacé. Sa décision est cependant aussi influencée par l'exiguïté de Genève qui lui semble interdire de mettre en place un nouveau cimetière. Malgré des critiques, cette pratique est maintenue au nom de la laïcité alors que plusieurs représentants d'organisations musulmanes considèrent la mise en place d'un nouveau cimetière comme primordial et commencent à s'orienter vers d'autres cantons comme Lausanne ou Fribourg, voire même la France. C'est d'ailleurs la solution qu'avait adoptée la communauté juive qui avait réuni les fonds pour acheter un terrain sur le sol français et dont seule l'entrée se trouve sur le sol suisse.

Depuis l'arrivée d'un nouveau conseiller administratif – qui a une conception plus ouverte de la laïcité – il semble que la question du cimetière, aussi bien pour la population musulmane que pour la population juive, sera reconsidérée. De toute façon, une solution de la question est actuellement à l'étude.

Cependant, l'enjeu de la laïcité reste d'actualité à Genève et a été politisée par deux affaires – celle de l'enseignante portant un foulard à l'école et celle des jeunes étudiantes en médecine portant également un foulard pendant leur service à l'hôpital. Dans les deux cas, il n'y a pas eu de dialogue entre les organisations islamiques et les autorités et ces conflits seront donc tranchés par les juges.²³ Le principe de laïcité explique également qu'il n'y ait pas de subventions publiques pour les organisations religieuses et qu'il n'existe pas de cours de religion dans les écoles publiques.

Le manque de dialogue entre les représentants de l'islam à Genève et les autorités s'explique aussi par la fait qu'il n'y a actuellement pas vraiment une plate-forme musulmane commune qui pourrait servir d'interlocuteur aux autorités et il semble que le cas de Zurich – où, comme nous le verrons, une structure commune de toutes les associations islamiques existe – soit considéré comme un modèle à suivre.

Neuchâtel: l'intégration par la négociation

De 65 personnes en 1960, le nombre des Musulmans dans le canton de Neuchâtel est monté à 1716 en 1990 et on estime aujourd'hui qu'entre 3000 et 3500 d'entre eux y vivent. A ce jour, une dizaine d'organisations peuvent être distinguées: les associations et fondations islamiques regroupent les Turques et les Bosniaques, les centres islamiques les populations maghrébines et on compte aussi une or-

ganisation indo-pakistanaise. En plus, deux organisations à vocation faîtière existent dont une uniquement pour les femmes Musulmanes.²⁴

La spécificité de Neuchâtel est certainement l'idée que l'intégration des Musulmans doit être considéré comme un processus de négociation réciproque (une intégration négociée) et doit donc se faire à travers un dialogue entre les autorités neuchâteloises et les Musulmans. Cette idée a été formulée la première fois dans un rapport du bureau du délégué aux étrangers, publié en 1996. L'auteur de ce rapport constatait que les Musulmans dans le canton de Neuchâtel sont confrontés à plusieurs problèmes et que ces problèmes pourraient être résolus plus efficacement par la mise en place d'une structure de dialogue permanente qui permettrait à la fois d'éviter des malentendus et d'induire un processus d'apprentissage réciproque. Comme le dit le rapport:

«Pour les représentants de l'administration, il sera nécessaire de mieux connaître l'islam, afin de ne pas interpréter les demandes spécifiques comme des revendications extrémistes dénuées de sens. Pour les représentants des associations musulmanes, il faudra mieux comprendre le cadre législatif cantonal et fédéral, afin de ne pas interpréter des refus administratifs sur des objets particuliers comme des attaques personnelles contre l'islam.»²⁵

Puisque dans le canton de Neuchâtel il y a – comme à Genève – une stricte séparation entre l'État et les Églises, des institutions susceptibles de se charger d'un tel travail n'existaient pas, et une nouvelle structure de dialogue et de négociation permanente a été mise en place. C'est au sein de la *Communauté de travail pour l'intégration des étrangers* (CTIE), une commission cantonale, qu'une sous-commission chargée de s'occuper de cette question a été créée en 1996, appelée *Groupe de contact Musulmans*. Cela signifie que la question de l'intégration des Musulmans est interprétée à Neuchâtel comme s'inscrivant dans le cadre de la politique à l'égard des populations immigrées en général.²⁶

Les questions que cette structure a jusqu'à présent traitées sont multiples. Pour les Musulmans la question la plus brûlante est comme dans d'autres cantons, celle d'un cimetière islamique.²⁷ Le groupe de contact a pris en charge cette demande et le Bureau du délégué aux étrangers mène actuellement une réflexion sur la meilleure solution. Aussi bien les options de créer un quartier musulman sur un cimetière public que la mise en place d'un cimetière privé sont étudiées. Les deux solutions nécessiteraient un changement législatif et la réflexion porte sur la question quelle sera le changement le plus utile. Le cimetière privé des Juifs à La-Chaux-de-Fonds n'a pu se faire que par une dérogation exceptionnelle sur le plan cantonal. Puisqu'une réforme de la loi ne signifierait qu'une ouverture de principe, mais non pas une obligation pour une commune de s'y conformer, la recherche d'une solution

est en même temps accompagnée par des discussions avec des autorités communales.²⁸

Le groupe de contact a aussi soulevé la question de la production de la viande *hallaal* dans le canton et a permis de soutenir des groupes islamiques dans leur recherche de locaux de prière. La question de la reconnaissance publique de l'islam a aussi été abordée dans ce cadre: comme déjà mentionné, Neuchâtel connaît une séparation stricte entre État et Église, mais l'attribution du statut d'utilité publique permet à plusieurs organisations d'être exemptées d'impôt et de recevoir des subventions. Les Églises chrétiennes reçoivent ainsi à travers un concordat avec l'État des financements publics. Ce processus de reconnaissance est aujourd'hui une démarche politique: c'est le Grand Conseil (le parlement cantonal) qui décide.

De cette reconnaissance dépend aussi la possibilité pour les Églises de donner des cours religieux aux écoles publiques: ainsi l'Église protestante et l'Église catholique peuvent profiter en vertu du concordat de la mise à disposition de locaux par les écoles. Dans la nouvelle constitution cantonale – qui devra être votée cette année – la reconnaissance d'autres religions que les religions chrétiennes est explicitement prévue. Cette disposition ne confère pas un *droit* d'être reconnu, mais elle a une forte valeur symbolique.

Que la reconnaissance symbolique soit souvent aussi importante pour les Musulmans qu'une reconnaissance juridique avait déjà relevé le rapport de 1996.²⁹ Selon cette étude, l'un des problèmes les plus graves pour les Musulmans est le fait que dans l'opinion publique, l'islam a une connotation négative. Pour remédier à cela, le bureau du délégué aux étrangers s'engage dans des actions de communication, dont l'expression la plus importante a été jusqu'à présent l'organisation d'une quinzaine ÊTRE MUSULMAN AU PAYS DE NEUCHÂTEL. Ces deux semaines de rencontres, de débats et d'événements culturels ont eu comme but de faire connaître les habitants musulmans aux Neuchâtelois.

La même approche visant à promouvoir la connaissance réciproque guide aussi l'attribution d'aides financières à des associations: en principe des organisations religieuses ne peuvent pas obtenir des subventions, les villes et les cantons attribuant des aides seulement à des projets à but social ou culturel. Le bureau du délégué aux étrangers peut cependant accorder des aides de démarrage à des associations, dont ont aussi profité des associations islamiques. En outre les associations religieuses peuvent trouver des subventions pour des actions qui s'inscrivent dans l'objectif d'une meilleure connaissance réciproque entre immigrés et Suisses: ainsi le bureau du délégué aux étrangers a par exemple financé à plusieurs reprises la fête de fin du Ramadan.

Ajoutons finalement qu'avec le canton du Jura, Neuchâtel est le seul canton suisse qui accorde aux

immigrés le droit de vote sur le plan local: tous les étrangers avec un permis de séjour permanent qui vivent depuis un an dans le canton peuvent participer aux élections communales.³⁰ Cela donne aux personnes immigrées en général et ainsi aussi aux Musulmans un poids plus important dans l'espace public qu'ailleurs.

Zurich: le blocage par la politisation

Dans le canton de Zurich vivent aujourd'hui environ 35 000 Musulmans: les premiers sont venus il y a trente ans du Proche Orient et de l'ex-Yougoslavie, ensuite de Turquie, d'Albanie, de Bosnie et du Pakistan.³¹ Dans la ville de Zurich vivent aujourd'hui environ 15 000 Musulmans, qui se partagent en trois groupes majeurs: les Turcs, les Bosniaques et les Albanais.³²

Bien qu'à l'époque il n'y ait eu qu'un nombre très faible de Musulmans à Zurich, la première mosquée suisse, identifiable en tant que telle de l'extérieur, fut inaugurée à Zurich en 1963. Elle a été créée par le mouvement *Abmadiyya*, un groupe pakistanais qui dès 1946 avait fondé une station de mission à Zurich et avait fait de la mosquée Mahmud son centre européen.³³ Je ne connais pas exactement les circonstances de la mise en place de cette mosquée, mais il semble, qu'à l'époque, la ville considérait un tel bâtiment comme ajoutant au rayonnement international de Zurich. Le mouvement *Abmadiyya*, cependant, a été exclu de la communauté islamique en 1979 par la *Ligue islamique mondiale* et la mosquée n'est donc utilisé par aucun des groupes islamiques. L'association islamique la plus ancienne de Zurich est la *Stiftung Islamische Gemeinschaft Zürich* (Fondation Communauté Islamique de Zurich), créée en 1975. Aujourd'hui existent onze associations, dont cinq turques, deux arabes, une bosniaque, une albanaise et une pakistanaise, la onzième étant le mouvement *Abmadiyya*. Les demandes les plus importantes de ces organisations sont relatives à la mise en place d'un cimetière islamique, la construction d'une mosquée et la reconnaissance de l'islam en tant qu'institution de droit public. La première est devenu l'enjeu central durant ces dernières années. Déjà au milieu des années soixante-dix la *Fondation Communauté Islamique* de Zurich avait demandé l'aide des autorités pour établir un cimetière. Ayant des financements de la part de pays arabes, l'idée était à l'époque d'acheter un terrain et de fonder un cimetière privé comme les Juifs l'avaient fait au début du siècle. Or la réponse des autorités fut négative (*TAGESANZEIGER*, 5.1.1996).

Ce n'est qu'en 1994 qu'une véritable discussion entre la ville et les Musulmans commençait à s'établir. Face aux trois demandes des Musulmans, les autorités municipales montraient leur ouverture, mais signalaient en même temps qu'elles ne vou-



laient discuter qu'avec un interlocuteur représentatif pour tous les groupes islamiques. En réponse à cette demande les Musulmans créaient en 1996 la *Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich* – VIOZ (Association des organisations islamiques de Zurich) qui devenait en effet l'interlocuteur du maire dans la recherche d'une solution pour la question du cimetière.³⁴ Or jusqu'à aujourd'hui la question est restée ouverte. En effet, le problème de Zurich est qu'une ordonnance cantonale interdit de créer des quartiers séparés sur les cimetières publics. Pour cette raison les autorités de la ville ensemble avec les représentants musulmans ont favorisé l'idée de mettre en place un cimetière privé. Mais le manque de moyens financiers des associations musulmanes a fait échouer ce projet. Il a en même temps déclenché l'opposition de la droite populiste et xénophobe qui a essayé de mobiliser la population du quartier ou le cimetière aurait été construit.

Après ce premier échec le maire de Zurich et les représentants des Musulmans ont essayé d'entrer en contact avec les autorités cantonales pour voir si une réforme de l'ordonnance interdisant l'établissement de quartiers isolés ne pourrait pas être envisagé, mais jusqu'à présent ils se sont heurté à un refus de dialogue, qui est d'autant plus difficile à comprendre que – comme nous l'avons vu pour Berne – dans d'autres cantons la question a pu être résolue de façon satisfaisante.³⁵ Il faut ajouter que le climat politique à l'égard des immigrés en général est devenu dans les dernières années au canton de Zurich particulièrement dur.

La reconnaissance en tant qu'institution de droit public de l'islam semble, en revanche, sur une meilleure voie. Deux parlementaires cantonaux en avaient pris l'initiative et le projet de reconnaître toutes les autres communautés religieuses à l'instar des religions chrétiennes est actuellement en préparation. Il devra faire l'objet d'une votation populaire à la fin de cette année ou au début de l'année prochaine.

Des cours islamiques dans des écoles publiques semblent en principe possibles, mais le problème est qu'il n'y a pas assez de personnel qualifié pour les dispenser et que les associations islamiques ne sont pas prêtes à se mettre d'accord sur un contenu commun.

En ce qui concerne le financement d'associations religieuses, Zurich connaît les mêmes règles que tous les autres cantons: des subventions ne sont possibles pour une association religieuse que si elle a un projet qui vise l'échange interculturel.

Quelques remarques en ce qui concerne les plans fédéral et communal

Après la présentation de ces cinq cantons, permettez-moi de faire encore deux brèves remarques dont l'une concerne le plan communal, l'autre le plan fédéral: la première est la naturalisation qui se fait en Suisse pour une large partie dans la *commune*. Il est de notoriété commune – même s'il manque encore des recherches scientifiques précises – que cette procédure est souvent très discriminante à l'égard de personnes considérées comme «culturellement différentes» et qu'être musulman réduit la chance de devenir Suisse. Jusqu'à présent, cependant, ces événements n'ont pas encore déclenché un vrai débat.

Deuxièmement, sur le plan *fédéral* se pose la question selon quels critères le personnel religieux pourrait être admis, puisque la réglementation actuelle est assez restrictive et empêche dans beaucoup de cas qu'une minorité religieuse puisse avoir accès à une personne religieuse. La *Communauté de travail interreligieuse en Suisse* est actuellement en dialogue avec les autorités pour chercher de nouvelles solutions.³⁶

Conclusion

Après ce survol sur les différents cantons que je vous ai présenté, je voudrais vite tenter une très brève conclusion, même s'il est bien sûr hasardeux de vouloir faire cela à un moment où les débats viennent de s'ouvrir: les expériences de ces cinq cantons permettent-elles de tirer quelques enseignements?

Il me semble que l'enseignement central est que partout où il y a une institutionnalisation du dialogue entre autorités, d'une part, et les organisations islamiques, de l'autre, des solutions ont pu être dégagées, mais que le manque de telles structures renforce les problèmes (les exemples positifs étant le VIOZ à Zurich, le Groupe de contact Musulmans à Neuchâtel, la question du cimetière à Bâle et à Berne; les exemples négatifs la question du cimetière pendant une certaine période à Genève et à Zurich sur le plan cantonal). Des structures de dialogue, d'une part, confèrent une légitimation et une reconnaissance des interlocuteurs; elles permettent, d'autre part, la négociation, c'est-à-dire elles permettent que l'intégration de l'islam en Suisse puisse se faire de manière à respecter les intérêts des différentes parties en jeu.

Hans Mahnig est collaborateur scientifique au *Forum suisse pour l'étude des migrations* et prépare une thèse sur les politiques contre la ségrégation urbaine dans des villes européennes.

- ¹ Pour un survol des différents flux de l'immigration musulmane vers l'Europe voir par exemple: Peach, Ceri, Günter Glebe 1995: «Muslim minorities in Western Europe». Dans: *Ethnic and Racial Studies* 18/1, p. 26–45.
- ² Heiniger, Marcel 1999: «Données sur les musulmans en Suisse» Dans: *TANGRAM* 7, p. 79–80.
- ³ Fäbndrich, Hartmut 1998: «Unverträgliche Mentalitäten? – Muslime in der Schweiz.» Dans: *Prodolliet, Simone: Blickwechsel – Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Luzern: Caritas-Verlag, p. 250ff.
- ⁴ Haenni, Patrick 1995: «Musulmans de Suisse et religion: d'un islam à l'autre.» Dans: *Waardenburg, Jacques: Minorités chrétiennes et musulmanes – Aspects religieux. Cahiers de l'Université de Lausanne* 4, p. 10.
- ⁵ Haenni, Patrick 1994: «Dynamiques sociales et rapport à l'État – L'institutionnalisation de l'Islam en Suisse» Dans: *Revue Européenne des Migrations Internationales*, 10/1, p. 183–198.
- ⁶ Kepel, Gilles 1991: *Les banlieues de l'islam – Naissance d'une religion en France*. Paris: Seuil, p. 9–19.
- Vertovec, Steven Ceri Peach 1997: «Introduction: Islam in Europe and the Politics of Religion and Community.» Dans: *Vertovec, Steven Ceri Peach: Islam in Europe – The Politics of Religion and Community*. Warwick: Centre for Research in Ethnic Relations, p. 21–24.
- ⁷ Facchinetti, Thomas 1999: «Musulmans à Neuchâtel ou musulmans neuchâtelois?» Dans: *TANGRAM* Nr. 7, p. 63.
- ⁸ Pfaff-Czarnecka, Joanna 1998: «Let sleeping dogs lie! Non-Christian religious minorities in Switzerland today» Dans: *Journal of the Anthropological Society of Oxford* XXIX/1, p. 29–51.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna 1999: «Collective Minority Rights in Switzerland?» Dans: *Tsantsa* 4, p. 199–203.
- ⁹ Kälin, Walter 1998: «Grundrechte in der Einwanderungsgesellschaft» Dans: *Prodolliet, Simone: Blickwechsel – Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Luzern: Caritas-Verlag, p. 37–49.
- ¹⁰ Ramadan, Tariq 1998: «L'Islam d'Europe sort de l'isolement» Dans: *Le Monde diplomatique* Avril, p. 13.
- ¹¹ Ebret, Rebekka 1999: «Muslime im Integrationsleitbild der Stadt Basel» Dans: *TANGRAM* 7, p. 59–61.
- ¹² Commission fédérale pour les problèmes des étrangers 1989: *Les étrangers dans la commune*. Berne.
- ¹³ Allemann-Ghionda, Christina 1997: «Schule und Migration in der Schweiz: Zwischen dem Ideal der Integration und der Versuchung der Separation.» Dans: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 23/3, p. 354.
- ¹⁴ Friederich, Ueli 1995: «Einführung in das schweizerische Staatskirchenrecht.» Dans: *Loretan, Adrian: Kirche und Staat im Umbruch*. Zürich: NZN-Buchverlag, p. 19–32.
- ¹⁵ Je tiens à remercier Christoph Baumann, Angela Bryner, Rebekka Ebret et Emanuel Trueb (Bâle-Ville), Samia Osman, Albert Rieger et Hans-Rudolf Wicker (Berne), Sarah Burkhalter, Matteo Gianni, Albert-Luc Haering et Hani Ramadan (Genève), Thomas Facchinetti (Neuchâtel), Ismail Amin, Taner Hatipoglu, Erika Sommer et Peter Wittwer (Zurich).
- ¹⁶ Baumann, Christoph 1999: *Islam in Basel-Stadt und Basel-Land (Vorabdruck des Projekts «Führer durch das religiöse Basel» (3. Auflage), p. 4, 23, 36.*
- ¹⁷ Baumann 1999, p. 31–32.
- ¹⁸ *Leitbild und Handlungskonzept des Regierungsrates zur Integrationspolitik des Kantons Basel-Stadt*. Basel, August 1999.
- ¹⁹ Ebret 1999.
- ²⁰ *Leitbild zur Integrationspolitik der Stadt Bern*. Bern: Institut für Ethnologie der Universität Bern, 1996, p. 22–25.
- ²¹ Pour l'histoire de l'islam à Genève voir: Bamba, Adama 1992: *Introduction à la connaissance de l'islam et des Musulmans dans le pays helvétique: le cas de Genève*. Institut universitaire d'études du développement, Université de Genève.
- ²² Burkhalter, Sarah 1999: *La question du cimetière musulman en Suisse*. Genève: CERA-Editions, p. 27–28.
- ²³ Voir par exemple: *JOURNAL DE GENÈVE* 20.11.1997; *TRIBUNE DE GENÈVE* 20.11.1997; *LE TEMPS* 15.7.1999.
- ²⁴ Facchinetti 1999, p. 62.
- ²⁵ Kaenel, Yvan 1996: *La population musulmane du canton de Neuchâtel – Pour un dialogue entre les associations musulmanes et le canton de Neuchâtel. Rapport du bureau du délégué aux étrangers*.
- ²⁶ Facchinetti 1999, p. 63.
- ²⁷ Voir Mutlu, Hassan 1995: *Le tissu associatif des communautés étrangères dans le canton de Neuchâtel – Problèmes, besoins et demandes des associations*, Neuchâtel: Institut de sociologie et de science politique, p. 140.
- ²⁸ Pour la question du cimetière à Neuchâtel voir aussi Burkhalter 1999, p. 63–72.
- ²⁹ Kaenel 1996, p. 15–16.
- ³⁰ Voir Cueni, Andreas, Stéphane Fleury 1994: *Étrangers et droits politiques – L'exercice des droits politiques des étrangers dans les cantons de Neuchâtel et du Jura*. Berne: Commission nationale pour l'UNESCO.
- ³¹ Lüthi, Angelika, Leonhard Suter 1999: *Musliminnen und Muslime in Zürich – Eine Dokumentation*. Zürich: Kirchlicher Informationsdienst kid, p. 3.
- ³² Wittwer, Peter 1996: «Muslime in Zürich: Unruhe um Rubenstätt» Dans: *IRAS-Panorama* 1/Julii, p. 7–8.
- ³³ Eggenberger, Oswald 1994: *Die Kirchen, Sondergruppen und religiösen Vereinigungen – Ein Handbuch*. Zürich: Theologischer Verlag, p. 232–233.
- ³⁴ Mahnig Hans 1999: «Contradictions of Inclusion in a Direct Democracy – The Struggle for Political and Cultural Rights of Migrants in Zurich». Paper for the UNESCO-MOST-programme «Multicultural Policies and Modes of Citizenship in European Cities», *Swiss Forum for Migration Studies*, p. 21–22.
- ³⁵ Mahnig 1999, p. 22–26.
- ³⁶ *Kriterien für Aufenthalts- bzw. Arbeitsbewilligungen für Verantwortliche der verschiedenen Religionsgemeinschaften. Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz*, 1999.



	Création de cimetières islamiques ou possibilités d'enterrer les morts selon les rites islamiques	Reconnaissance comme institution de droit public (<i>Öffentlich-rechtliche Anerkennung</i>)	Subvention publique d'associations religieuses	Structures de dialogue pour résoudre des conflits religieux ou culturels	Construction de Mosquées ou lieux de prière	Cours des religion pour des élèves musulmans dans des écoles publiques
Bâle-Ville	<ul style="list-style-type: none"> – en mars 2000 sera publié un «Guide pour les questions touchant à l'enterrement» (<i>Leitfaden für das Bestattungswesen</i>) s'adressant aux Musulmans et traduit dans six langues; – des rencontres réguliers entre représentants d'organisations islamiques et les autorités ont abouti à des adaptations aux rites musulmans; – pour la mise en place d'un cimetière musulman une solution régionale est recherchée; 	<ul style="list-style-type: none"> – en 1995, une interpellation au parlement cantonale avait demandé que l'islam soit reconnu comme institution de droit public (comme les Eglises protestante et catholique et la communauté juive); elle a été rejetée; 	<ul style="list-style-type: none"> – aucun des cantons donne des subventions à des associations religieuses; – à Neuchâtel, elles peuvent cependant recevoir une aide au démarrage – Délégué aux étrangers comme toutes les associations; – il est aussi possible pour des associations religieuses de recevoir des financements pour des activités et projets socio-culturels; 	<ul style="list-style-type: none"> – sur la question du cimetière le dialogue a lieu entre les autorités et la <i>Basler Muslim Kommission</i>; – en outre existent des structures de dialogue religieuses (entre Eglises et groupes islamiques); 	<ul style="list-style-type: none"> – la demande pour une grande Mosquée existe dans tous les cantons, puisque seulement Genève en dispose; actuellement, il n'y a cependant pas de projets concrets; il y a aussi un manque d'espaces pour créer des lieux de prière; 	<ul style="list-style-type: none"> – pas possible (un groupe de Turcs essaie d'organiser un enseignement sur l'islam à l'intérieur des cours de langue et de culture d'origine, mais ce projet n'est pas approuvé par tous les parents);
Berne	<ul style="list-style-type: none"> – en 1997, les autorités de la ville de Berne ont décidé une réforme du règlement sur les cimetières qui permet à toutes les communautés religieuses d'enterrer leurs morts selon leurs rites; en 1998, le parlement communal a approuvé cette décision et en novembre 1999 il a décidé un crédit de 45 000 fr. pour mettre en place un quartier musulman pour 250 tombes sur le cimetière de Bremgarten; 	<ul style="list-style-type: none"> – en 1990, dans une votation populaire, le projet de reconnaître d'autres communautés religieuses que les Eglises chrétiennes comme institutions de droit public a été rejeté; la communauté juive a néanmoins été reconnue il y a deux ans; 		<ul style="list-style-type: none"> – il n'y a pas de structures officielles, mais la <i>Gemeinschaft Christen und Muslime in der Schweiz</i> joue un rôle important comme structure de dialogue; 		<ul style="list-style-type: none"> – pas possible;

<p>Genève</p> <ul style="list-style-type: none"> – « le carré musulman » du Petit-Saconnex a été le premier quartier musulman sur un cimetière public en Suisse en 1978; – en 1992, le carré a cependant été réservé aux seuls habitants musulmans de Genève et un agrandissement a été exclu au nom de la laïcité; – depuis l'arrivée du nouveau maire une solution est cependant à l'étude; 	<ul style="list-style-type: none"> – la reconnaissance de l'islam en tant qu'institution de droit public n'existe pas; 	<ul style="list-style-type: none"> – il n'y a pas de structures officielles; 	<ul style="list-style-type: none"> – pas possible;
<p>Neuchâtel</p> <ul style="list-style-type: none"> – le bureau du délégué aux étrangers est en train de chercher une solution; aussi bien la mise en place d'un quartier musulman sur un cimetière communal que la création d'un cimetière privé demandera un changement législatif; 	<ul style="list-style-type: none"> – les Eglises protestante et catholique sont reconstruites en tant qu'organisations d'utilité publique (un statut aussi attribué à certaines associations); – la possibilité devra être inscrite dans la nouvelle constitution cantonale (probablement votée cette année), ce qui renforcera sa signification symbolique; 	<ul style="list-style-type: none"> – groupe de contact Musulmans sur le plan cantonal; 	<ul style="list-style-type: none"> – pas possible;
<p>Zurich</p> <ul style="list-style-type: none"> – après l'échec de mettre en place un cimetière musulman privé (solution négociée entre la municipalité et le VIOZ) le maire de Zurich et les représentants du VIOZ essayent actuellement d'entrer en dialogue avec les autorités cantonales pour changer une ordonnance qui interdit de créer des quartiers isolés dans des cimetières communaux; – les autorités cantonales refusent cependant jusqu'à présent le dialogue; 	<ul style="list-style-type: none"> – suite à une initiative de deux conseillers cantonaux, cette année ou l'année prochaine une votation populaire devra avoir lieu sur un changement législatif permettant de reconnaître d'autres communautés religieuses que les Eglises protestante et catholique comme institutions de droit public; 	<ul style="list-style-type: none"> – sur le plan de la ville de Zurich le dialogue se fait directement entre la municipalité (le maire) et le VIOZ; – sur le plan cantonal il n'y a pas de dialogue institutionnalisés; 	<ul style="list-style-type: none"> – est en principe possible, mais aussi bien le personnel qualifié que les finances nécessaires manquent;



Le «racisme alpin»: une formule mal-choisie

Lors de la présentation du premier rapport annuel de l'Observatoire européen contre le racisme de l'Union européenne, le membre français du comité directeur s'est référé aux élections gagnées par la droite en Autriche et en Suisse et a parlé d'un «racisme alpin».

Une formulation malheureuse, si ce n'est «raciste», parce qu'elle attribue une attitude spécifique aux habitants d'une certaine région géographique. Or, on ne peut invoquer la singularité des Alpes pour expliquer un tel phénomène. Il n'y a ni conditions économiques, politiques ni culturelles ou sociales communes qui pourraient expliquer des tendances racistes dans la population.

Le bon mot du «racisme alpin», en effet, a eu des conséquences inattendues pour la CFR: récemment, le secrétariat de la CFR a reçu un appel téléphonique d'un directeur du tourisme d'une région alpine qui

voulait recevoir «une étude dernièrement publiée traitant du racisme dans les stations alpines». Le monsieur s'est intéressé aux mesures préventives spécifiques assurant une égalité de traitement pour tous dans les stations alpines sous sa gérance ...

Je lui ai expliqué le malentendu et je l'ai rassuré sur le futur brillant des régions alpines touristiques suisses sans aucun danger de «racisme alpin». Finalement, nous avons bien riés tous les deux.

Cette petite histoire pourrait servir d'exemple de bonne pratique confirmant la volonté d'une personne responsable de la communication entre indigènes (suisses) et hôtes de prendre toute mesure possible contre les préjugés et une potentielle discrimination.

DORIS ANGST, RESPONSABLE DU SECRÉTARIAT DE LA CFR



Pressespiegel Rassismus

2. HALBJAHR 1999

Antisemitismus

- ▶ Mitte August attackiert ein «psychisch angeschlagener Täter gezielt einen ihm unbekanntem Juden mit einem grossen Messer» (NZZ, 18.8.99; SCHAFFHAUSER NACHRICHTEN/BLICK/BAZ, 19.8.99). Die «Bluttat eines Schweizers» war vermutlich antisemitisch motiviert (TA, 18.8.99). Bundesrätin Metzler, der israelische Botschafter in der Schweiz, die israelische Presse, jüdische Organisationen und die EKR zeigen sich «vom Übergriff sehr betroffen» (BZ/BLICK, 18.8.99; NLZ/BZ/NZZ/TEMPS/MATIN/BUND, 19.8.99).
- ▶ Am Tag der Kassationsverhandlung wegen Beihilfe zu Nazi-Verbrechen gegen die Menschheit ergreift der ehemalige Vichy-Funktionär Maurice Papon die Flucht. Damit wird seine Verurteilung zu zehn Jahren Gefängnis automatisch rechtskräftig (NZZ/NLZ/BAZ/TdG/24H, 21.10.99). Tags darauf enthüllt die französische Tageszeitung LIBÉRATION, Papon habe zwischen dem 11. und dem 15. Oktober in Martigny gewohnt (Tagespresse, 22.10.99). Die Polizei verhaftet Papon an der Réception des Gstaader Posthotels Rössli (Tagespresse, 23.10.99). An einer Sonder-sitzung beschliesst der Bundesrat, ihn umgehend auszuweisen (TA, 22./23.10.99; SCHWEIZER ILLUSTRIERTE, 25.10.99). Inzwischen hat Papons Anwalt in Paris angekündigt, gegen den Entscheid des Kassationshofs beim *Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte* rekurren zu wollen (MATIN, 24.10.99; NZZ/AZ, 25.10.99; HÉBDO, 28.10.99; LE TEMPS, 1.11.99).
- ▶ Anfang November stellt Sigi Feigel, Ehrenpräsident der *Israeliti-*

schen Cultusgemeinde Zürich, ein neues Buch vor, das über 1000 Briefe enthält, die er zwischen 1996 und 1998 erhielt: *Andreas Gisler: «Die Juden sind unser Unglück.» Briefe an Sigi Feigel 1997–1998* (SF DRS 1, 31.10.99; AZ, 2.11.99; Tagespresse, 4.11.99). Bereits im März hatte der BEOBACHTER über zahlreiche anonyme Telefone, Drohbriefe und Pöbeleien berichtet, die an engagierte Politikerinnen und Politiker gerichtet waren (11/99).

- ▶ Der Presserat erlässt Empfehlungen an die Redaktionen betreffend den Umgang mit Briefen rassistischen Inhalts: «Die ethischen Regeln der «Erklärung der Pflichten und Rechte der Journalistinnen und Journalisten» gelten auch für die redaktionelle Bearbeitung von Leserbriefen. Rassistische, diskriminierende und fremdenfeindliche Leserbriefe, auch wenn deren Tendenz bloss latent ist, sind zurückzuweisen. Je aufgeheizter die Stimmung der Bevölkerung ist, umso strikter ist auf latent diskriminierende Leserbriefe zu verzichten und umso geringer ist der Spielraum der Meinungsäusserungsfreiheit. Die Redaktionen sollen nach Möglichkeit Transparenz darüber herstellen, wer einen Leserbrief verfasst hat, indem sie die Funktion der jeweiligen Person angeben. Treffen massenhaft rassistische und diskriminierende Leserbriefe ein, so sollte das Thema ausserhalb der Leserbriefseite journalistisch-analytisch behandelt werden. Zu diesem Zweck ist ein intensiver Informationsaustausch zwischen Leserbriefredaktion und übriger Redaktion wichtig.» (Stellungnahme des Presserates Nr. 22/99, BUND/NZZ, 23.12.99)

- ▶ Das St. Galler Bezirksgericht spricht einem Maler, der sich gegen die antisemitische Wendung «einen Jud bauen» gewehrt hatte, vier Monatslöhne und eine Genugtuung zu (TA, 11.11.99). «Diese Bezeichnung wird in diversen handwerklichen Bereichen verwendet, so von Gipsern und Steinhauern» (JR, 18.11.99; WOZ, 23.12.99). Das traurigste Beispiel solcher antisemitischen Redewendungen «ist die noch bis in die siebziger Jahre in der Armee weitverbreitete Verwendung des Begriffs «gestampfter Jude» für eine Fleischkonserve» (NZZ, 20.10.99).
- ▶ Das Bezirksgericht Zürich spricht den früheren Chefredaktor des SONNTAGSBLICKS vom Vorwurf der Ehrverletzung frei. Dieser hatte unter dem Titel «Blocher: Den Juden geht es nur um Geld» auf der Frontseite von einer Rede berichtet, die der SVP-Nationalrat in Oerlikon gehalten hatte. Das Gericht stellt fest, der SONNTAGSBLICK habe pointiert zum Ausdruck gebracht, dass Blocher «in hemmungsloser Weise antisemitische Instinkte angesprochen und mit dem Klischee des geldgierigen Juden» gespielt habe (NZZ/TA/AZ, 3.11.99; NLZ/BLICK/TEMPS, 4.11.99; BEOBACHTER, 25.11.99).

Diskriminierung: Andere Religionen

- ▶ La Chaux-de-Fonds verzichtet im sogenannten Kopftuchstreit auf den Gang vor das Bundesgericht. Die Schulkommission wollte einer Schülerin verbieten, ein islamisches Kopftuch zu tragen (TEMPS, 8.7.99; CDG, 26.7.99). Die Genfer Universitätsspitaler HUG verweigern drei muslimischen Medizinstudentinnen ein Praktikum, weil sie während der Arbeit das islamische Kopftuch tragen wollten (TEMPS, 10.7.99; SDA, 11.7.99).
- ▶ Für den Präsidenten der *Stiftung schweizerischer islamischer Friedhöfe*, Ismail Amin, ist es eine Grundrechtsverletzung, wenn Schweizer Bürger islamischer Religion «als Tote aus ihrer schweizerischen Heimat vertrieben» werden, weil sie

«nur in Genf (und demnächst in Bern)» ihre Toten nach den Vorschriften ihrer Religion bestatten können (NLZ, 3.9.99). Die Zürcher Gesundheitsdirektion verzichtet «auf die Zulassung separater Grabfelder in öffentlichen Friedhöfen» (NZZ/NLZ/AZ, 15.9.99).

Zigeuner/Fahrende

- Die Behörden von Lützelflüh/BE beschliessen, einer Gruppe von Fahrenden aus dem Ausland das Gastrecht zu verweigern (BUND, 2.7.99). Der Gemeinderat gedenkt, die Zufahrt zum Platz allenfalls mit Hindernissen zu versperren (BZ, 30.6.99). Ein Festplatz in Uznach/SG gibt schon seit längerer Zeit zu Reklamationen Anlass. Aus diesem Grund sperrt die Bürgerkorporation als Besitzerin des Platzes das Gelände mit Ketten und demonstrierbaren Eisenstangen (LINTH-ZEITUNG, 8.11.99).
- Die Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* verlangt mehr Transitplätze und hat im Auftrag des Eidg. Departements des Innern (EDI) eine Reihe von Vorschlägen erarbeitet. Das Eidg. Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) will in Losone/TI, Vallorbe/VD und im Berner Jura je ein Armeebereich zur Verfügung stellen (AZ, 12.7.99; NZZ, 19.7.99).
- In seiner Sendung *Musig-Plausch* vom 23. August beleidigt Sepp Trütsch die jenseitige Vaser Bevölkerung aufs Gröbste. Einem lumpig bekleideten älteren Mann zeigt er, wo er hingehöre, nämlich ins «Dörfli Vaz», danach singt dieser ein altes Lied, das gespickt ist mit Vorurteilen (SCHAROTL, 12.99).
- Im Kanton Genf wehrt sich eine Zigeunerfamilie. Konfrontiert mit der Tatsache, dass ihr Standplatz in Versoix zu klein ist und in 25 Jahren erst ein Vorprojekt erarbeitet wurde, um den Missstand zu beheben, kauft sich die Familie von May Bittel ein Grundstück bei Céligny. Das Département de l'aménagement du territoire genevois weist die Familie mit Hinweis auf das Baugesetz vom Platz weg und droht mit einer

Busse von 10 000 Franken (TEMPS, 5.10.99).

- Der BEOBACHTER porträtiert die Geschichte dreier Opfer des früheren Hilfswerks *Kinder der Landstrasse*. In einem Interview äussert sich Bundesrätin Dreifuss zu weiteren Entschädigungsforderungen: «Der hierfür geschaffene Fonds ist ausgeschöpft, weitere Zahlungen sind nicht vorgesehen.» Aufgrund der Verjährungsfristen werde es auch schwer sein, «auf juristischem Weg weitere Hilfe zu erkämpfen» (BEOBACHTER, 15.10.99, 12./26.11.99; SCHAROTL, 12.99).
- Das Bundesamt für Flüchtlinge (BFF) verzichtet vorläufig, Roma-Flüchtlingen aus Kosovo eine Ausreisefrist zu stellen (Tagespresse, 16.11.99; BAZ, 26./30.11.99; NZZ, 14.7.99; TA, 12.8.99). An einer Pressekonferenz des *Forum gegen Rassismus* gibt der Kosovo-Sonderbeauftragte Hadorn bekannt, «dass sämtliche Roma aus dem Kosovo unabhängig vom Zeitpunkt ihrer Einreise in die Schweiz bis zum 31. Mai 2000 bleiben dürfen» (Tagespresse, 1.12.99; WOZ, 2.12.99).
- Seit elf Jahren irrt eine Roma-Familie aus Ex-Jugoslawien durch Europa. Nachdem sie 1997 die Schweiz um Asyl ersucht hatte, wies sie das Bundesamt für Flüchtlinge (BFF) am 3. September 1998 nach Frankreich aus. Im Februar lehnt das französische Flüchtlingsamt ihr Asylgesuch ab und droht mit der Rückschaffung nach Serbien, worauf die Familie in die Schweiz flieht, wo ihr wieder beschiednen wird, sie werde nach Frankreich weggewiesen. Seit dem 17. September lebt die Familie ohne Aufenthaltserlaubnis in Genf, «ou ailleurs» (CDG, 2.11.99).
- Während die Gemeinde Liestal/BL am 28. November für einen Standplatz für Fahrende stimmt (TA, 29.11.99), entscheidet sich die Gemeindeversammlung von Belp/BE am 10. Dezember gegen die Einrichtung einer «Zone für Fahrende». Im September hatte Belp beschlossen, ein Landstück zu verkaufen, auf dem zwei jenseitige Familien lebten (BUND, 30.9./11.12.99).

Einbürgerungen

- Zeitgleich starten SP und SVP der Stadt Zürich eine Einbürgerungsoffensive (TA/NZZ/AZ, 22.7.99). Die SVP-Initiative «Einbürgerungen vors Volk» stösst auf heftige Kritik, auch seitens der bürgerlichen Parteien. Bedenken meldet auch der Kanton Zürich (NZZ/TA/TEMPS, 23.7.99; NLZ, 24.7.99; TA, 2.8.99; WW, 29.7.99; TA, 19.10.99). Bereits Anfang Oktober kann die Initiative mit 7704 Unterschriften eingereicht werden (AZ, 6.10.99; NZZ, 6./7.11.99; TA, 10.11.99). Der Stadtrat von Zürich lehnt eine Abschaffung oder Senkung der Einbürgerungsgebühr ab. Die Gebühren verschaffen der Stadt Einnahmen von insgesamt 1,5 bis 2 Millionen Franken pro Jahr (TA, 23.10.99).
- Unterschiedliche Voraussetzungen zeigt die WELTWOCHEN am 29. Juli für die Einbürgerung in den Kantonen Zürich, Thurgau und Uri auf. In Basel wird «eine Vorlage der Regierung [...] vom Grossen Rat direkt an eine neu geschaffene Kommission überwiesen» (TA, 16.9.99). Der Regierungsrat des Kantons Baselland verabschiedet eine Landratsvorlage zur Revision des Bürgerrechts (BAZ, 8./21.12.99).
- Im Kanton Genf ist seit Sommer 1998 ein neues Einbürgerungsgesetz in Kraft. Etwa 20 Einbürgerungswillige haben seitdem ihre Gesuche wegen zu hoher Gebühren zurückgezogen (TEMPS, 2.8.99). Im Kanton Solothurn will die Gemeinde Bettlach eine spezielle «einmalige Millenniums-Aktion» starten: «Wer seit 20 Jahren in Bettlach wohnt und das Bürgerrecht der Gemeinde erhalten möchte, hat im Jahr 2000 die Chance dazu», dieses «zu einem speziellen Preis» zu erhalten (NMZ, 1.12.99). Im Kanton Waadt wird diese Millenniums-Aktion ab 1. Januar 2000 zur Normalität. Die SP-Fraktion der Stadt Bern schlägt in einer Motion ebenfalls eine Millenniums-Aktion vor (BUND, 24.11.99).
- Die Schweizer Demokraten des Kantons Aargau wollen mit einer

- Volksinitiative erreichen, dass künftig über alle Einbürgerungen an der Urne entschieden wird (AZ, 7.7.99). In Schöftland/AG scheint «die Akzeptanz für Leute aus Osteuropa» zu schwinden: Das Gesuch einer dreiköpfigen Familie aus Jugoslawien wird mit 234 zu 15 Stimmen wuchtig abgelehnt (AZ, 24.11.99).
- ▶ Mitte September stimmt das Stimmvolk von Emmen/LU zum ersten Mal über Einbürgerungsgesuche ab. Die Gesuche der Einbürgerungswilligen aus Ex-Jugoslawien werden abgelehnt, diejenigen zweier Italienerinnen und einer Spanierin angenommen. Einen Presspiegel bietet die NLZ am 17. September (Tagespresse, 13.9.99; NLZ/TEMPS, 14.9.99; WÖZ/WW/AZ/BUND, 16.9.99; NLZ, 17.9.99; FACTS, 23.9.99; NLZ/VORWÄRTS, 24.9.99; NLZ, 28.9.99; 24H, 4.10.99). Der Gemeinderat stellt die Einrichtung einer gemeinderätlichen Kommission zu diesem Thema vor (NLZ, 21.10.99).
 - ▶ Ein Lausbubenstreich wird in Kapellen/BE einem einbürgerungswilligen 19-Jährigen zum Verhängnis. Laut Dorf-Postille GMEINSHUSBLITZ bestehen keine «Hindernisgründe gegen die Erteilung des Schweizer Bürgerrechts». Nach der ausführlichen Bekanntmachung des Streichs seitens seines Arbeitgebers entscheidet die Gemeindeversammlung bei geheimer Abstimmung, er solle «zuerst mal seine Lehre abschliessen und einen Leistungsausweis erbringen» (BUND, 1.12.99; BZ, 4.12.99; BUND, 21.12.99).
 - ▶ Nachdem in Zürich per Änderung der Bürgerrechtsverordnung bei Einbürgerungen auf die Mitwirkung der Polizei verzichtet wurde (NZZ/AZ, 13.8.99), führt Gossau/ZH die Prüfung der Eignung der Gestuchstellenden durch die Polizei wieder ein (TA, 22.9.99). Als zusätzliche Massnahme setzt Gossau eine Kommission zur Vorevaluation von Gesuchen ein. Letztere «Vorprüfungsinitiative» hatten die Bürger im September gutgeheissen (TA, 15.12.99).
 - ▶ Das Westschweizer Fernsehen durchleuchtet Ende November die verschiedenen Einbürgerungsverfahren in der Schweiz. Nur noch in den Kantonen Appenzell Auser rhoden, Glarus und Schwyz werden Einbürgerungen durch eine Urnenabstimmung entschieden. In Küssnacht/SZ hat sich eine Kandidatin mittels Zeitungsinseraten den Stimmbürgern/-innen vorgestellt (NLZ, 3.12.99).
 - ▶ Zum dritten Mal lehnt es die Gemeinde Beromünster/LU ab, Zwillinge aus Ex-Jugoslawien einzubürgerern (NLZ/TA/BLICK, 15.12.99; NLZ, 21.12.99; BLICK 22.12.99). Am 12. Januar 2000 findet auf Initiative der Jungen SVP ein Podiumsgespräch mit allen Parteien statt. Die SVP Beromünster stand den Gesuchen ebenfalls positiv gegenüber (NLZ, 27.12.99).
 - ▶ Laut Bundesrat verstösst das Emmer Einbürgerungsverfahren nicht zwingend gegen die Rassen-diskriminierungskonvention. In der Antwort auf einen parlamentarischen Vorstoss präzisiert er, dass der «Nachweis, dass eine Diskriminierung auf Grund der bisherigen Staatsangehörigkeit vorliegt, schwer zu erbringen» sei (TA, 14.12.99). Hans Schärer vom Bundesamt für Ausländerfragen (BFA), seit Jahren Präsident einer Arbeitsgruppe zum Thema Staatsbürgerschaft, meint: «Wenn in Emmen von vier ausländischen Bewerbern zwei Exjugoslawen auf Grund ihrer Herkunft abgelehnt werden, ist das diskriminierend» (TA, 20.10.99).
- ### Flüchtlinge und Asyl
- ▶ Die Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel (IKS) verbietet der deutschen Firma *Freiburger Ethik-Kommission GmbH* (FEKI) die Erteilung von Bewilligungen für klinische Versuche, weil der Geschäftsleiter zugleich Chef des Basler Unternehmens *VanTx* ist (NZZ/24H, 6.7.99). *VanTx* hatte für Schlagzeilen gesorgt, weil sie Asylsuchende als Testpersonen eingesetzt hatte, was gegen die internationalen Richtlinien verstösst (BEOBACHTER, 12.11.99).
 - ▶ Kurz bevor 150 Asylsuchende in eine Zivilschutzanlage der Lausanner Vorortsgemeinde Chavannes-près-Renens/VD einziehen, wird diese zum Objekt eines fremdenfeindlichen Anschlags. Die Westschweizer Zeitungen bringen die Nachricht auf der ersten Seite. Darüber hinaus widmen sie je eine Seite dem Thema, LE MATIN zusätzlich noch einen Kommentar. Ausser NLZ, NZZ und BUND übernehmen die Deutschschweizer Zeitungen die Agenturmeldungen. Mit Unterstützung der Mehrheit der Gemeindeverwaltung und der Gemeindepräsidentin war am 2. Juli eine Petition gegen die Errichtung der Unterkunft von über 400 Unterschriften dem Kanton übergeben worden (AP/SDA, 5.7.99; Tagespresse, 6./7.7.99; HÉBDO, 8.7.99; 24H/TEMPS/BLICK, 9.7.99; LE MATIN DIMANCHE, 11.7.99; TEMPS, 29.7.99; 24H, 22.10.99). Nach über zwei Monaten Reparaturarbeit wird die Notunterkunft schliesslich am selben Ort eröffnet (24H/MATIN/TEMPS, 13.7.99; TEMPS, 6.9.99; 24H, 22.10.99).
 - ▶ Der Chef der Abteilung *Abwehr von Terrorismus und gewalttätigem Extremismus* der Bundespolizei warnt: «In der letzten Zeit nehmen fremdenfeindliche Übergriffe gegen Asylbewerberinstitutionen merklich zu. [...] Wir sehen Tendenzen wie 1990.» (BZ, 8.7.99; SoZ, 11.7.99; CDG, 14.7.99; TEMPS, 14.7.99)
 - ▶ «Jugendliche Randalierer» greifen am 10. Juli das Durchgangszentrum für Asylsuchende in Wietracht/AR an (AP/SDA, 9.7.99). Nachdem sie gestanden haben, werden zwei Lehrlinge wegen Sachbeschädigung angezeigt (AP/SDA, 15.7.99).
 - ▶ Die WÖZ greift den Brandanschlag in Chavannes und in Genf auf (vgl. TANGRAM, Nr.7/99), um zu fragen: «Steht die Schweiz vor einer neuen Welle von gewalttätigen Angriffen auf Asylbewerber-Unterkünfte und Einrichtungen von AusländerInnen? [...] Obwohl die Übergriffe in der Westschweiz zunehmen, ge-

schahen rund die Hälfte der bekannt gewordenen Attacken im Zürcher Unterland» (NLZ, 15.7.99). In Rümlang wurde eine Unterkunft sechsmal innert einem Jahr zum Ziel fremdenfeindlicher Anschläge (TA, 23.7.99).

- Ende Juli macht die Meldung des zweiten Brandanschlags auf eine zukünftige Asylunterkunft im Kanton Waadt Schlagzeilen in der ganzen Schweiz (Tagespresse, 28.7.99; CDG, 23.7.99; 24H/MATIN/TEMPS, 29.7.99; MATIN, 30.7.99). In der französischsprachigen Schweiz wird dem zweiten Anschlag weniger Raum zur Verfügung gestellt als dem ersten. LE TEMPS, 24 HEURES und LE COURRIER DE GENÈVE widmen dem Ereignis gleichentags je eine, LE MATIN eine halbe Seite. Eine Woche später sind die Schäden in der ehemaligen Kaserne behoben, sodass diese ohne Verzögerung bezogen werden kann (24H, 6.8.99).
- Auf dem Heimweg von einem Spaziergang wird eine Gruppe Asylsuchender «von sechs bis sieben unbekannt jungen Männern» in Zürich-Altstetten «angegriffen und mit Messerstichen so schwer verletzt», dass ein «Niedergestochener trotz Reanimationsversuchen» stirbt (27.9.99).
- «Fahrverbot für Flüchtlinge»: Zwei Familien wird von der Fürsorgebehörde der Gemeinde Kallnach/BE der Fahrausweis abgenommen, nachdem diesen von in der Schweiz lebenden Verwandten ein Auto geschenkt worden war. Der Gemeindepräsident nimmt an, «dass das andere Gemeinden ebenfalls tun» (BUND, 17.12.99).

Eidgenössische Parlamentswahlen

- Am 2. September enthüllt der TAGESANZEIGER die Mitgliedschaft verschiedener Rechtsextremer in der Genfer Kantonalsektion der SVP. Weil sich die Genfer Sektion weigert, die neuen Mitglieder auszuschliessen, beantragt der Leitende Ausschuss dem Zentralvorstand der SVP Schweiz im Januar 2000 den Ausschluss der Genfer Sektion

(TdG/BUND, 14.9.99; NZZ/WoZ, 16.9.99; TEMPS, 18.9.99; SoZ, 19.9.99, MATIN, 22.9.99, IW/NZZ, 1.10.99; TEMPS, 22.10.99).

- Vier Mitglieder der Tessiner SVP treten unter Protest aus der Partei aus, weil deren Spitze sich geweigert hatte, «den unter Rechtsextremismusverdacht stehenden Grossrat und Nationalratskandidaten Roger Etter [...] auszuschliessen» (TA, 28.9.99; TZ/SDA, 29.9.99; TA, 1.10.99). Etter hatte 1996 an einem jährlichen Treffen der rechtsextremen Szene aus ganz Europa teilgenommen. Später platzierte er «in der Zeitschrift DER FREIWILLIGE ein verräterisches Inserat» (SB, 26.9.99; AP/SDA, 1.10.99; TZ, 2.10.99; SB, 3.10.99).
- Inzwischen wird bereits ein dritter Nationalratskandidat der SVP von der Presse blossgestellt: Gegen den 18-jährigen Aargauer Gymnasialisten Michael Mathys wird laut Bezirksamtman Dieter Gautschi wegen Aussagen im Internet ermittelt, die möglicherweise gegen die Antirassismus-Strafnorm verstossen haben (TA, 15.9.99; AZ, 16.9.99; SDA, 22.9.99; BZ, 30.9.99). Alle drei Geschichten resümiert der Journalist und Publizist Hans Stutz und erwähnt einen weiteren SVP-Kandidaten, der bereits wegen Widerhandlung gegen die Antirassismus-Strafnorm verurteilt worden war: Der Genfer Grossrat Jacques Kottelat hatte im April 1998 in einem Leserbrief Flüchtlinge aus Ex-Jugoslawien aufs Übelste beschimpft (WoZ/JR INSIDE, 7.10.99; TEMPS, 18.10.99).
- Der SONNTAGSBlick berichtet am 17. Oktober von einem Brief des Zürcher Nationalratskandidaten Christoph Blocher, in dem er das *Rotbuch – Vom Untergang der Schweizerischen Freiheit* lobt, das 1999 mit anderen Schriften zur Verurteilung des Holocaust-Leugners Graf zu 15 Monaten Gefängnis bedingt führte (SB, 17.10.99). Während Blocher selbst von einer Schmutzkampagne des SONNTAGSBlick spricht, kritisieren ihn prominente Mitglieder sämtlicher Regierungsparteien heftig (BLICK, 18.10.99; TA/AZ/NZZ/NLZ/

BUND/TEMPS/24H, 19.10.99; NLZ/BLICK, 20.10.99; IW, 22.10.99). Parteiintern flammen in der Diskussion zum Vorfall die alten Gräben zwischen dem Zürcher und dem Berner/Bündner Flügel wieder auf (SB, 17.10.99; SO, 18.10.99; TA/MATIN/24H/TEMPS, 19.10.99). In einer Pressemitteilung gibt sich die Schweizer Parteizentrale überzeugt: «Die SVP verfügt seit einigen Wochen über Hinweise, dass eine Kampagne gegen sie vorbereitet wird» (BAZ/BZ, 19.10.99).

- Die Reaktionen des Angeschuldigten und seiner Partei sorgen ab 19. Oktober für allerlei Kommentare sowohl von Zeitungsredaktionen wie von Experten/-innen (SO/BZ/NZZ/NLZ/BAZ/QJ, 19.10.99; TA, 19./20.10.99; WoZ, 21.10.99). Mittlerweile häufen sich die Leser/-innenbriefe zum «Blocher-Brief» (BLICK/TA, 20.10.99; BZ, 21.10.99; TA/BZ, 22.10.99; AZ/NLZ/BLICK, 23.10.99; NZZ, 26.10.99; AZ, 29.10.99). Die WOCHENZEITUNG weist darauf hin, den Sachverhalt bereits im Oktober 1997 veröffentlicht zu haben (TA/BAZ/BZ/NZZ/NLZ/TEMPS/BUND, 20.10.99; BAZ, 21.10.99; WW, 21.10.99). In einem Fernsehinterview in der RUNDSCHAU wird Blocher mit einem Begleitbrief zum Buchgeschenk konfrontiert (BLICK/TA, 21.10.99). In einem am 20. Oktober ausgestrahlten Fernsehinterview mit TELE 24 bezeichnet Blocher eine Pressemitteilung der EKR zum Thema als Schweinerei und kündigt an, gegen die Kommission vorgehen zu wollen (SB, 17.10.99; 24H/NZZ/NLZ/SO/BLICK/TEMPS, 21.10.99; IW/BZ/NZZ, 22.10.99; SB, 24.10.99). Die SVP arbeitet derzeit einen entsprechenden Vorstoss im Parlament aus (SoZ, 5.12.99).
- Am 21. Oktober erscheinen vier Wochenzeitungen, die sich ausführlich mit dem Thema befassen. Die WOCHENZEITUNG und FACTS bleiben der schweizerischen Dimension der Geschichte verbunden. Die WELTWOCHEN verbindet den Schweizer «Flirt mit dem Neonazi» mit dem Aufstreben rechter Parteien in Spanien, Belgien,

Frankreich, Österreich und Italien (vgl. auch WW, 7.10.99). In einem elfseitigen «Dossier europe» vergleicht L'HÉBDO Aussagen von Blocher, Haider und Le Pen der letzten zehn Jahre zu sechs verschiedenen Themen (mit Quellenangabe!). Ebenfalls weist die Wochenzeitung CASH am 22. Oktober auf die Entwicklungen in Europa hin.

- ▶ Am Wahlsonntag bemerkt Bundespräsidentin Dreifuss zur Wahl bekannter rechtsextremer Personen auf der Liste der SVP: «*Puis-je rappeler que Hitler a été élu une première fois ...?*» Der Satz wird falsch zitiert, und der nationale SVP-Pressedienst unterstellt Dreifuss, sie habe die ganze SVP verunglimpft. Die Partei muss am 22. November im nationalen SVP-Pressedienst eine Berichtigung abdrucken (TEMPS, 24.11.99). Am Wahlsonntag meldet sich auch Michael Ringier zu Wort, Verleger von BLICK und SONNTAGSBlick u. a. (SB, 24.10.99; BLICK, 19.10.99). Zwei Tage zuvor hatte Esther Girsberger in eigener Sache Blocher im TAGESANZEIGER aufgefordert, seine Vorwürfe zu belegen oder sie zurückzunehmen (TA, 22.10.99).
- ▶ Zur umstrittenen Genfer Sektion der SVP veröffentlicht LE TEMPS am 1. November die Geschichte eines ehemaligen Mitglieds der Waadtländer SVP, das 1990 die jüdische Organisation B'nai B'rith in einem Buch beschuldigt hatte, eine jüdische Weltmacht aufbauen zu wollen, und deshalb zu 24 000 Franken Busse verurteilt worden war. «*Le premier contact vient de Genève, pour le féliciter (...) De contact en contact, Paul Ranc découvre enfin que cette extrême droite a ses relais au niveau international.*»
- ▶ Im Unterschied zu den anderen Artikeln, die vor den Parlamentswahlen zum Thema erschienen, findet der doppelseitige Beitrag des SONNTAGSBlicks nach den Bundesratswahlen im Dezember in den anderen Zeitungen bereits keine Beachtung mehr. 1996 und 1998 hatte der SVP-Nationalrat Blocher je ein Interview den rechtsextremen deutschen Zeitschriften NATIONAL UND EUROPA und DEUTSCHE

NATIONAL-ZEITUNG gegeben (SB, 19.12.99).

Rechtsextremismus

- ▶ Im Solothurnischen Gretzenbach verläuft ein Konzert mit 300 anwesenden Naziskins ohne Zwischenfälle (TA/BLICK, 12.7.99; AZ, 13.7.99). Zwei Wochen später enthüllt die AZ, dass hinter einer Schlägerei im Schwimmbad Schöftland/AG «eine Gruppe junger rechtsextremer Schweizer stecke, die eine Woche lang im Gebiet biwakierten. Die Polizei musste in diesem Sommer bereits mehrmals wegen Schlägereien in die Schöfter Badi ausrücken» (AZ, 26./28.7.99).
- ▶ Mehr Aufsehen erregt ein Naziskintreffen im Thurgauischen Müllheim. Dort treffen sich 100 bis 200 Leute am Waldrand in einem mit Nazifahnen dekorierten Zelt (Tagespresse, 19.7.99). Eine Woche später erklärt der zuständige Untersuchungsrichter Forrer in Bezug auf die Nazi-Embleme, er könne «keine Gesetzeswidrigkeit bestätigen». Der *Patriotische Ost-Flügel*, der das Treffen organisiert hat, «zählt alleine im Kanton Thurgau 50 Aktivisten und kann bis zu 300 Sympathisanten mobilisieren» (SB, 25.7.99; SGT/TZ, 27.7.99).
- ▶ Auch der Oberaargau gelte als Stützpunkt der Szene, weil die Leute von damals – vor zehn Jahren sorgte die hiesige Szene für nationale Schlagzeilen – noch aktiv seien und grossen Einfluss hätten (NMZ, 20.7.99). In der BZ schätzt Bühler von der Bundespolizei die Anzahl Naziskins im Kanton Bern auf etwa 100: «Die Szene hat einen gewaltigen Zulauf.» Die Zeitung berichtet über ein angebliches Stammlokal von Naziskins um Kirchberg, von einer Szene im Raum Hindelbank-Lyssach und einem Angriff auf ein besetztes Haus durch Naziskins in Ostermundigen (BZ, 7.7.99; SB, 18.7.99; TEMPS, 19.7.99; AZ/NZZ, 20.7.99).
- ▶ Am 20. August greifen Naziskins die Wohngemeinschaft *Solterpolter*

in der Stadt Bern an und schiessen dabei mit einer Schrotflinte durch ein Fenster (MEGAFON, 9.99). In Münchenbuchsee greifen Naziskins einige Besucher/-innen eines Kulturfests an. Die Naziskins würden dort öfter provokativ auftreten (BZ, 2.9.99). «Fenster wurden zerstört, SS-Runen und Hakenkreuze an Fassaden gekritzelt, jetzt fiel gar ein Schuss: Über solche Übergriffe auf ausländische Lokale in Biel hat der BUND am Mittwoch berichtet – und hierzu angemerkt, dass <die Polizei [...] zu den diversen Anschlägen noch nie informiert hat>, bemängelt der BUND: So wurden ein früherer Angriff auf die Wohngemeinschaft *Solterpolter* und eine Rudolf-Hess-Kundgebung in Bern Mitte August nicht gemeldet (BUND, 17.8./1.10.99).

- ▶ Die Anzahl vom deutschen *Bundesamt für Verfassungsschutz* registrierten rechtsextremen Internet-Homepages ist von 200 im Jahre 1998 auf 300 im Jahre 1999 gewachsen, die meisten davon mit *Account* in den USA (TEMPS, 19.7.99; TELE, 6.8.99). Die Zahl rechtsextremer Homepages beziffert die SONNTAGSZEITUNG mit Berufung auf das deutsche *Bundesamt für Verfassungsschutz* auf 1400 (BRÜCKENBAUER, 28.12.99). «*La police fédérale a mis sous sa loupe trois sites internet élaborés dans les milieux skinhead suisses. Les enquêteurs tentent d'identifier les auteurs, de déterminer s'il y a matière à plainte et de localiser leur provider*» (FACTS/SDA, 12.10.99).
- Zurzeit sei «das Bundesamt für Justiz daran, ein Rechtsgutachten auszuarbeiten, welches die strafrechtliche Verantwortung der Verbreitung von illegalen Inhalten im <Netz> untersuchen soll» (NMZ, 5.8.99).
- ▶ Die *Aktion Kinder des Holocaust AKdH* in Basel ruft alle Schweizer Internet-Provider zur Sperrung einer Homepage auf (SZ, 15.8.99). Nach mehrmaligen Aufforderungen der AKdH sperren auch *Swisscom* und *Sunrise* sechs rassistische Seiten (SDA, 19.10.99). Nach der Sperrung ruft Tierschützer und Antisemit Erwin Kessler zum Boy-

- kott der beiden Firmen und zum Übertritt zu *DiAx* auf (WOZ, 28.10.99). Schliesslich sperrt auch *DiAx* die Seiten (SZ, 21.11.99; Tagespresse, 22.11.99; BEOBACHTER, 24.12.99).
- In einem Interview mit dem BOTEN DER URSCHEWIZ erklärt der Kommandant der Schwyzer Kantonspolizei, Walker, dass sich Hammerskins regelmässig auf Rigi-Scheidegg treffen: «Die Meetings werden jeweils kurzfristig organisiert. Zwischen 60 und 110 Kahlköpfe nehmen daran teil» (NLZ, 31.8.99; SZ/SB, 12.9.99; Tagespresse, 13.9.99).
 - Das NLB-Eishockeyspiel zwischen HC Thurgau und EHC Biel eskaliert, nachdem Thurgau-Fans zwei farbige Spieler von Biel beleidigt haben. Nach Spielschluss geht ein Betroffener auf Thurgaus Captain Keller los. Resultat: Massenschlägerei, Matchstrafe und eine ausgegrenzte Schulter (BLICK, 2.12.99). Vier HC-Thurgau-Fanclubs distanzieren sich von den Ereignissen umgehend, die Nationalliga setzt einen Supervisor ein, um die Spiele des EHC Biel zu beobachten (TEMPS, 3.12.99). Schliesslich reagiert auch der HC Thurgau selbst und ruft einen Antirassismustag aus (BLICK, 10.12.99). In St. Gallen sind es Fans des dortigen Fussballclubs, die der Sozialdemokratischen Partei mehrere Tage lang rassistisch geprägte E-Mails zuschicken (WOZ, 30.9.99).
 - Anfang November listet der BLICK drei Vorfälle im Fricktal auf, die den dortigen *Böhsen Patrioten* zuzuschreiben seien (BLICK, 8.11.99). Die BASLER ZEITUNG erwähnt einen weiteren Vorfall, der im Oktober stattgefunden hat. «Im vergangenen Sommer sprach das Bezirksamt Laufenburg eine Busse gegen zwei Mitglieder der Neonazi-Szene im oberen Fricktal aus. Grund: Verstoss gegen das Rassen-diskriminierungs-Gesetz» (BAZ, 13.11.99).
 - Das Bezirksgericht I für den Kanton Zürich verurteilt fünf junge Männer zu mehreren Tagen Gefängnis, bedingt auf zwei Jahre, wegen Raufhandels. Die Jugend-

lichen hatten im Dezember 1998 in Wallisellen ausländische Gleichaltrige mit Eisenstangen angegriffen und dabei Parolen wie «Hier marschieret der nationale Widerstand!» gebrüllt (TA, 22.12.99). Entgegen der Aussage von rund 20 Bahnpolizisten hörten zwei Zürcher Stadtpolizisten, die im Dezember 1997 einer Schlägerei zwischen Naziskins und Antifaschisten/-innen beigewohnt hatten, keine «Sieg Heil»-Rufe. Das Gericht meint zum Wahrnehmungsbericht der beiden Stadtpolizisten: Er «wirft die Frage auf nach der Unvoreingenommenheit des Zeugen in dieser Auseinandersetzung» (TA, 15.7.99).

Antirassismus-Strafnorm

- Der Herausgeber des EIDGENOSS', Max Wahl, wird zu 45 Tagen Gefängnis unbedingt verurteilt, weil er 1996 in einem Versand an 500 Personen den Holocaust leugnete (TEMPS, 10.7.99; AZ, 12.7.99). Das Verfahren gegen den ehemaligen Angehörigen der deutschen Waffen-SS und anonymen Briefschreiber, Walter Stoll alias «Feldjäger vom Hochrhein», wird ausgeweitet (BAZ/NLZ, 6.8.99; JR, 29.7.99).
- Anfang August startet die SVP Schweiz die Kampagne für ihre Initiative «Stop dem Asylmissbrauch» mit einem Plakat, das zu sieben Klagen wegen Verstosses gegen die Antirassismus-Strafnorm führt (SoZ, 1.8.99; SGT, 7.8.99; SO, 11.8.99; BZ/24H/TEMPS, 12.8.99; Tagespresse, 13.8.99; TEMPS, 14.8.99). In der Waadt, im Tessin, Berner Jura-Seeland, in Neuenburg, Genf und Le Locle werden die Klagen von den zuständigen Richtern abgewiesen (MATIN, 3.9.99; CDT, 8.9.99; BUND, 22.10.99; MATIN, 17.12.99). Die Genfer SVP zeigt ihrerseits die Genfer *Parti du travail* wegen «*dénonciation calomnieuse*» an (TEMPS, 18.9.99).
- Die Tessiner *Bewegung gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit* erstattet Anzeige gegen einen Restaurantbesitzer im Locarnese. Der Wirt hatte sich geweigert, eine dunkelhäutige Frau anzustellen, die sich auf ein Inserat vorgestellt hatte (TZ, 7.8.99). Eine spontane Solidaritätskundgebung mit brennenden Kerzen hatte grossen Erfolg. Der Inhaber des Winterthurer Restaurants *Jack's Café* befahl intern, keine «Schwarzen» zu bedienen (TA, 25.8.99). Im Winterthurer Dancing *Scarlett* wird ein Mann nicht eingelassen, der aus Kosovo stammt (BEOBACHTER, 3.9.99). Das neue *House-Club Take 5* in Biel lässt Ausländer nur mit Ausweis B und C ein. Der Kapo-Sprecher Mosimann und die Leiterin des EKR-Sekretariats Doris Angst halten es für unwahrscheinlich, dass in einem so gelagerten Fall die Antirassismus-Strafnorm zur Anwendung kommen könne (BUND, 5.10.99). «Gästen aus Ex-Jugoslawien/Albanien» verbot der Reichenburger *Eisenbahnli*-Wirt Wicker «aus Sicherheitsgründen» den Eintritt. Der Schwyzer Staatsanwalt zieht das Urteil, eine Busse von 400 Franken, weiter (NLZ, 23.6.99).
- Der Bundesrat lehnt eine Motion von Nationalrat Scherrer (FPS/BE) ab, die Antirassismus-Strafnorm aufzuheben (TA/NLZ/TEMPS, 25.8.99). Die Untersuchung wegen Verstosses gegen die Antirassismus-Strafnorm gegen die *Freiheits-Partei der Stadt Luzern* wird eingestellt (NLZ, 3.11.99).
- Die Regierung des Kantons Freiburg will keine Anzeige gegen die Verbreitung verleumderischer Asylgesuchformulare erheben. Der Staatsrat teilt zwar die Meinung des Freiburger *Centre de contact Suisses-Immigrés CCSI-SOS Racisme*, verzichtet aber – im Unterschied zur Regierung des Kantons Waadt in einem analogen Verfahren –, sich der Klage der Nichtregierungsorganisation anzuschliessen (LIBERTÉ, 4.8./2.9.99).
- Kurz vor den Parlamentswahlen im Oktober reichen Parteien an verschiedenen Orten Strafanzeige ein, weil auf ihre Plakate rechtsextreme Zeichen gesprayed wurden. In Gipf-Oberfrick reicht die *Juso* Strafanzeige gegen Mitglieder der *Böhsen Patrioten* ein (WOZ, 14.10.99; BAZ,

13.11.99). In Weiningen reicht die SP Strafanzeige gegen unbekannt ein (TA, 19.10.99). In Genf ist die städtische SP das Opfer rassistischer Sprayereien geworden (TdG, 20.10.99).

- ▶ Gegen die Firma *Shaft Sinkers*, eine Tochter des südafrikanischen Bergbaukonzerns *Anglo American*, laufen mittlerweile drei Untersuchungen an drei verschiedenen Orten, davon eine wegen Verdachts auf Verletzung der Antirassismus-Strafnorm (SO, 6.11.99). Mit einer detaillierten Befragung von 24 Bergarbeitern belegt die AAB *Südliches Afrika*, dass die Aussagen der *Arbeitsgemeinschaft Schacht Sedrun*, die Schwarzen «hätten im Bündner Dorf einen ‹Kulturschock› erlitten», unhaltbar sind (BUND, 16.12.99).
- ▶ Der Herausgeber der Waadtländer Lokalzeitung LE DÉMOCRATE und FDP-Gemeinderat von Payerne, Cusin, wird zu einer Busse von 2000 Franken verurteilt. Er hatte in seiner Zeitung über die Aufdeckung eines Drogengeschäfts und die Festnahme von Asylsuchenden berichtet, deren Nationalität er mit fetten Lettern hervor-

hob. Daneben hatte er in einem Kommentar gefragt, «weshalb solche Asylbewerber nicht sofort zurückgeschickt» würden – und zwar gebrandmarkt mit einer «unauslöschlichen Markierung auf einer sichtbaren Körperstelle». Der Herausgeber des FEUILLE D'AVIS D'AVENCHES fand Cusins Text so gut, dass er ihn übernahm. Er erhält eine Busse von 1000 Franken (TA/BUND/CDG, 9.11.99).

- ▶ Die Frist am 12. November verstreicht, ohne dass die je 100 000 verlangten Unterschriften für die Doppel-Initiative gegen die Antirassismus-Strafnorm bei der Bundeskanzlei eingereicht werden (TdG/NLZ, 17.11.99; BUND, 7.12.99; BZ, 17.11.99; WOZ, 25.11.99; BEOBACHTER, 24.12.99).
- ▶ Wegen Verstosses gegen die Antirassismus-Strafnorm im Internet wird ein Zürcher Geschichtsstudent angezeigt, der «ausgerechnet im grössten europäischen jüdischen Internet-Onlinedienst» den Holocaust gelegnet hatte (SZ, 5.12.99).

SALVATORE PITTÀ,
ASYLKOORDINATION SCHWEIZ

Abkürzungen

AP: Associated Press
 AZ: Aargauer Zeitung
 BAZ: Basler Zeitung
 BZ: Berner Zeitung
 CdG: Courrier de Genève
 CdT: Corriere del Ticino
 FN: Freiburger Nachrichten
 IW: Israelitisches Wochenblatt
 JR: Jüdische Rundschau
 JdG: Journal de Genève
 MD: Le Matin Dimanche
 NLZ: Neue Luzerner Zeitung
 NMZ: Neue Mittelland-Zeitung
 NQ: Le Nouveau Quotidien
 NZZ: Neue Zürcher Zeitung
 SDA: Schweizerische Depeschens-Agentur
 SB: SonntagsBlick
 SGT: St. Galler Tagblatt
 SO: SüdOstschweiz
 SoZ: SonntagsZeitung
 QJ: Quotidien Jurassien
 TA: TagesAnzeiger
 TdG: Tribune de Genève
 ThZ: Thurgauer Zeitung
 TZ: Tessiner Zeitung
 WoZ: WochenZeitung
 WW: Weltwoche
 24H: 24 heures



Revue de presse sur le racisme

2^E SEMESTRE DE 1999

Antisémitisme

- Mi-août, un homme «souffrant de troubles psychiques a délibérément pris pour cible un Juif qu'il ne connaissait pas, armé d'un grand couteau» (NZZ, 18.8.99; SCHAFFHAUSER NACHRICHTEN/BLICK/BAZ, 19.8.99). Le crime de ce Suisse avait probablement des motifs antisémites (TA, 18.8.99). Ruth Metzler, conseillère fédérale, l'ambassadeur d'Israël en Suisse, la presse israélienne, les organisations juives et la CFR se montrent «très touchés par cette agression» (BZ/BLICK, 18.8.99; NLZ/BZ/NZZ/LE TEMPS/LE MATIN/BUND, 19.8.99).
- Le jour même de l'audience de la Cour de cassation concernant son jugement pour assistance aux crimes contre l'humanité commis par les Nazis, l'ancien fonctionnaire vichyste Maurice Papon prend la fuite. Sa condamnation à 10 ans de prison prend donc effet automatiquement (NZZ/NLZ/BAZ/TDG/24H, 21.10.99). Le jour d'après, le quotidien français LIBÉRATION révèle que Papon aurait séjourné à Martigny entre le 11 et le 15 octobre (presse quotidienne, 22.10.99). La police arrête Papon à la réception de l'Hôtel *Rössli* à Gstaad (presse quotidienne, 23.10.99). Lors d'une séance spéciale, le Conseil fédéral décide de l'extrader immédiatement (TA, 22./23.10.99; SCHWEIZER ILLUSTRIERTE, 25.10.99). Dans l'intervalle, l'avocat de Papon annonce à Paris qu'il veut faire recours contre la décision de la *Cour de cassation auprès de la Cour européenne des droits de l'homme* (LE MATIN, 24.10.99; NZZ/AZ, 25.10.99; L'HEBDO, 28.10.99; LE TEMPS, 1.11.99).
- Début novembre, Sigi Feigel, président d'honneur de la *Israelitische Cultusgemeinde Zürich* (communauté

israélite de Zurich), présente un nouveau livre dans lequel sont reproduites plus de 1000 lettres qu'il a reçues entre 1996 et 1998: *Andreas Gisler: «Die Juden sind unser Unglück.» Briefe an Sigi Feigel 1997–1998* (SF DRS1, 31.10.99; AZ, 2.11.99; presse quotidienne, 4.11.99). Au mois de mars, le BEOBACHTER avait déjà rendu compte d'innombrables appels téléphoniques, lettres anonymes et autres grossièretés que des hommes et des femmes politiques engagés avaient reçus (11/99).

- Le Conseil de la presse émet des recommandations à l'intention des rédactions concernant l'attitude à adopter face aux lettres à caractère raciste. Les règles éthiques de la Déclaration des droits et des devoirs des journalistes s'appliquent également au traitement rédactionnel des lettres de lecteurs. Les lettres racistes, discriminatoires et xénophobes doivent être refusées, même si la tendance n'y est que latente. Plus l'atmosphère est tendue au sein de la population, plus il faut se montrer strict à l'égard des lettres de lecteurs à caractère discriminatoire et plus la marge de manœuvre se fait étroite en matière de liberté d'expression. Les rédactions doivent, autant que possible, instaurer la transparence sur l'auteur de la lettre et indiquer sa fonction (prise de position du Conseil de la presse n°22/99, BUND/NZZ, 23.12.99).
- Le Tribunal de district de Saint-Gall accorde quatre mois de salaire et réparation du tort moral à un peintre qui s'était opposé à l'expression antisémite «einen Jud bauen» (mal faire son travail) (TA, 11.11.99). «Cette expression est utilisée dans plusieurs corps de métier, notamment chez les plâtriers et les tailleurs de pierre» (JR, 18.11.99; WOZ, 23.12.99). L'exemple le plus triste de ces expressions antisémites

«est celui de l'emploi, encore très répandu dans l'armée jusque dans les années septante, de l'expression de «gestampfter Jude» (littéralement: Juif pressé) pour une conserve de viande» (NZZ, 20.10.99).

- Le Tribunal de district de Zurich relaxe l'ancien rédacteur en chef du SONNTAGSBlick à qui il était reproché d'avoir porté atteinte à l'honneur de Blocher parce qu'il avait intitulé un article consacré au discours que le Conseiller national UDC avait tenu à Oerlikon: «Blocher: les Juifs ne s'intéressent qu'à l'argent». Le tribunal constate que le SONNTAGSBlick n'a fait que souligner que Blocher avait joué «sans scrupules des instincts antisémites et du cliché du Juif cupide» (NZZ/TA/AZ, 3.11.99; NLZ/BLICK/LE TEMPS, 4.11.99; BEOBACHTER, 25.11.99).

Discrimination: autres religions

- La Chaux-de-Fonds renonce à faire appel au Tribunal fédéral dans l'affaire dite du foulard. La commission scolaire voulait interdire à une élève de porter le foulard islamique (LE TEMPS, 8.7.99; CDG, 26.7.99). Les Hôpitaux universitaires genevois (HUG) refusent un stage à trois étudiantes en médecine musulmanes parce qu'elles voulaient porter le foulard islamique au travail (LE TEMPS, 10.7.99; SDA, 11.7.99).
- Aux yeux du président de la *Fondation des cimetières islamiques suisses*, le fait que les citoyens suisses de confession musulmane sont «chassés de leur patrie à leur mort» parce qu'ils ne peuvent se faire ensevelir selon leur tradition «qu'à Genève (et bientôt à Berne)», représente une atteinte aux droits fondamentaux (NLZ, 3.9.99). La Direction zurichoise de la santé renonce à «autoriser la délimitation de secteurs séparés dans les cimetières publics» (NZZ/NLZ/AZ, 15.9.99).

Tsiganes/Gens du voyage

- Les autorités de Lützelflüh/BE décident de refuser l'hospitalité à un

- groupe de gens du voyage en provenance de l'étranger (BUND, 2.7.99). Le conseil communal envisage de bloquer l'accès du terrain en plaçant des obstacles (BZ, 30.6.99). A Uz-nach/SG, un espace utilisé pour des fêtes est sujet à réclamations depuis déjà longtemps. C'est pourquoi la corporation bourgeoise, propriétaire du terrain, en bloque l'accès par des chaînes et des barrières démontables en métal (LINTH-ZEITUNG, 8.11.99).
- ▶ La fondation *Assurer l'avenir des gens du voyage suisses* exige plus de places de transit ; elle a élaboré une série de propositions à la demande du Département fédéral de l'intérieur (DFI). Le Département fédéral de la défense, de la protection de la population et des sports (DDPS) entend libérer des terrains de l'armée à Losone/TI, Vallorbe/VD et dans le Jura bernois (AZ, 12.7.99; NZZ, 19.7.99).
 - ▶ Dans son émission *Musig-Plausch* du 23 août, Sepp Trütsch insulte grossièrement un groupe de la population yénish (Vaz). A un vieil homme déguenillé, il indique où se trouve sa place, à savoir dans le «village de Vaz», puis ce dernier chante une vieille chanson lardée de préjugés (SCHAROTL, 12.99).
 - ▶ Dans le canton de Genève, une famille de Tsiganes se défend. Confrontée au fait que l'endroit où elle est installée à Versoix est trop petit et que, depuis 25 ans, seul un avant-projet a été élaboré pour y remédier, la famille de May Bittel acquiert un terrain près de Céligny. Le Département de l'aménagement du territoire genevois chasse la famille du terrain en invoquant la loi sur les constructions et la menace d'une amende de 10 000 francs (LE TEMPS, 5.10.99).
 - ▶ Le BEOBACHTER raconte l'histoire de trois victimes de l'ancienne œuvre d'entraide *Enfants de la Grand-Route*. Dans une interview, Mme Dreifuss, conseillère fédérale, prend position sur d'autres demandes d'indemnisation: «Le fonds créé à cet effet est épuisé, aucun autre versement n'est prévu». Les délais de prescription ne faciliteront pas en outre «l'obtention d'autres aides par des voies juridiques» (BEOBACHTER, 15.10.99, 12./26.11.99; SCHAROTL, 12.99).
 - ▶ L'Office fédéral des réfugiés (ODR) renonce temporairement à imposer un délai de retour aux réfugiés rom en provenance du Kosovo (presse quotidienne, 16.11.99; BAZ, 26./30.11.99; NZZ, 14.7.99; TA, 12.8.9). Lors d'une conférence de presse du *Forum contre le racisme*, Urs Hadorn, préposé spécial aux questions de migration liées au Kosovo, annonce que «tous les Rom du Kosovo sont autorisés à rester en Suisse jusqu'au 31 mai 2000, indépendamment de leur date d'arrivée» (presse quotidienne, 1.12.99; WOZ, 2.12.99).
 - ▶ Depuis onze ans, une famille rom en provenance de l'ex-Yougoslavie erre à travers l'Europe. Après avoir demandé l'asile à la Suisse en 1997, elle a été envoyée en France par l'Office fédéral des réfugiés (ODR) le 3 septembre 1998. Au mois de février, le Secrétariat français aux réfugiés rejette sa demande d'asile et menace de la renvoyer en Serbie, sur quoi la famille se réfugie en Suisse, où on l'informe qu'elle va devoir retourner en France. Depuis le 17 septembre, la famille vit sans permis de séjour, à Genève «ou ailleurs» (CDG, 2.11.99).
 - ▶ Tandis que la commune de Lies-tal/BL se prononce en faveur d'une aire de stationnement pour les gens du voyage le 28 novembre (TA, 29.11.99), l'assemblée communale de Belp/BE s'oppose à la création d'une «zone pour les gens du voyage» le 10 décembre. Au mois de septembre, Belp avait décidé de vendre un terrain sur lequel vivaient deux familles yénish (BUND, 30.9./11.12.99).
- Naturalisations**
- ▶ Le PS et l'UDC de la ville de Zurich lancent simultanément une offensive naturalisations (TA/NZZ/AZ, 22.7.99). L'initiative de l'UDC visant à soumettre les naturalisations au peuple suscite une forte opposition, y compris de la part des partis bourgeois. Elle préoccupe également le canton de Zurich (NZZ/TA/LE TEMPS, 23.7.99; NLZ, 24.7.99; TA, 2.8.99; WW, 29.7.99; TA, 19.10.99). Dès le début du mois d'octobre, l'initiative est déposée munie de ses 7704 signatures (AZ, 6.10.99; NZZ, 6./7.11.99; TA, 10.11.99). Le Conseil municipal de la ville de Zurich rejette la suppression ou la réduction des émoluments perçus sur les naturalisations. Ces émoluments rapportent à la ville des recettes d'un montant de 1,5 à 2 millions de francs par an (TA, 23.10.99).
 - ▶ Le 29 juillet, la WELTWOCHTE expose les différentes conditions imposées à la naturalisation dans les cantons de Zurich, de Thurgovie et d'Uri. A Bâle, «un projet du Gouvernement {...} est directement renvoyé par le Grand Conseil devant une nouvelle commission» (TA, 16.9.99). Le Gouvernement du canton de Bâle-Campagne adopte un projet de révision de la législation sur la nationalité du parlement (BAZ, 8./21.12.99).
 - ▶ Dans le canton de Genève, une nouvelle loi sur la nationalité est entrée en vigueur durant l'été 1998. Depuis, quelque 20 candidats à la naturalisation ont retiré leur demande en raison du niveau des émoluments (LE TEMPS, 2.8.99). Dans le canton de Soleure, la commune de Bettlach veut lancer une «campagne unique pour l'an 2000»: «Les étrangers vivant à Bettlach depuis 20 ans et désirant obtenir le droit de cité communal ont une chance de l'obtenir en l'an 2000 à un tarif spécial» (NMZ, 1.12.99). Dans le canton de Vaud, cette campagne du millénaire sera normalisée à partir du 1^{er} janvier 2000. Le groupe socialiste de la ville de Berne dépose également une motion proposant une campagne spéciale (BUND, 24.11.99).
 - ▶ Les *Démocrates suisses* du canton d'Argovie entendent obtenir par une initiative populaire que toutes les naturalisations passent dorénavant par les urnes (AZ, 7.7.99). A Schöftland/AG, «l'acceptation des personnes en provenance d'Europe de l'est» semble fondre: la demande déposée par une famille de trois per-

sonnes en provenance de Yougoslavie est rejetée massivement par 234 voix à 15 (AZ, 24.11.99).

- Mi-septembre, le corps électoral d'Emmen/LU se prononce pour la première fois sur des demandes de naturalisation. Les demandes émanant de candidats de l'ex-Yougoslavie sont rejetées, celles de deux Italiennes et d'une Espagnole sont acceptées. La NLZ publie une revue de presse le 17 septembre (presse quotidienne, 13.9.99; NLZ/LE TEMPS, 14.9.99; WOZ/WW/AZ/BUND, 16.9.99; NLZ, 17.9.99; FACTS, 23.9.99; NLZ/VORWÄRTS, 24.9.99; NLZ, 28.9.99; 24H, 4.10.99). Le Conseil municipal propose la création d'une commission sur la question (NLZ, 21.10.99).
- A Kappelen/BE, un canular est fatal à un jeune candidat à la naturalisation âgé de 19 ans. D'après la feuille d'avis local, GMEINSHUSBLITZ, il n'y a aucun « motif de lui refuser la nationalité suisse ». Après que son employeur a communiqué tous les détails de l'affaire, l'assemblée communale décide, à bulletin secret, que le candidat « doit d'abord terminer son apprentissage et fournir la preuve de ses prestations » (BUND, 1.12.99; BZ, 4.12.99; BUND, 21.12.99).
- Tandis que Zurich renonce à la participation de la police dans les procédures de naturalisation, par modification de son ordonnance sur la nationalité (NZZ/AZ, 13.8.99), Gossau/ZH réintroduit l'examen par la police de l'aptitude du requérant à la naturalisation (TA, 22.9.99). Gossau introduit également, à titre complémentaire, une commission chargée de la préévaluation des demandes. Les électeurs avaient approuvé la dernière « initiative de préexamen » au mois de septembre (TA, 15.12.99).
- La Télévision suisse romande consacre une émission fin novembre aux différentes procédures de naturalisation appliquées en Suisse. Seuls les cantons d'Appenzel Rhodes-Extérieures, de Glaris et de Schwyz soumettent encore les naturalisations aux urnes. A Küssnacht/SZ, une candidate s'est fait

connaître des électeurs en passant des annonces dans les journaux (NLZ, 3.12.99).

- Pour la troisième fois consécutive, la commune de Beromünster/LU refuse de naturaliser des jumeaux en provenance de l'ex-Yougoslavie (NLZ/TA/BLICK, 15.12.99; NLZ, 21.12.99; BLICK 22.12.99). Le 12 janvier 2000, une table ronde est organisée avec tous les partis au sujet de l'initiative des Jeunes UDC. L'UDC de Beromünster était également favorable aux demandes (NLZ, 27.12.99).
- D'après le Conseil fédéral, la procédure de naturalisation d'Emmen ne porte pas obligatoirement atteinte à la Convention sur l'élimination de toutes les formes de discrimination raciale. Dans la réponse qu'il donne à une intervention parlementaire, il précise que la « preuve qu'il existe une discrimination en raison de la nationalité du candidat est difficile à apporter » (TA, 14.12.99). Hans Schäfer, de l'Office fédéral des étrangers (OFE), président depuis des années d'un groupe de travail chargé des questions de nationalité, pense quant à lui: « Lorsqu'à Emmen, sur quatre demandes de naturalisation, celles de deux ex-Yougoslaves sont rejetées, en raison de leur origine, il y a discrimination » (TA, 20.10.99).

Réfugiés et asile

- L'Office intercantonal de contrôle des médicaments (OICM) interdit à la société allemande *Freiburger Ethik-Kommission GmbH FEKI* d'autoriser des essais cliniques, parce que le directeur est également à la tête de l'entreprise bâloise *VanTx* (NZZ/24H, 6.7.99). *VanTx* avait fait les gros titres des journaux en utilisant des requérants d'asile comme cobayes, ce qui est contraire aux prescriptions internationales (BEOBACHTER, 12.11.99).
- Peu avant que 150 requérants d'asile emménagent dans des installations de la protection civile à Chavannes-près-Renens/VD, une banlieue de Lausanne, ces locaux font l'objet d'une attaque xénophobe.

Les journaux romands annoncent l'information en première page. Chacun consacre en outre une page au problème, LE MATIN y ajoute un commentaire. Mis à part la NLZ, la NZZ et le BUND, les journaux allemands reprennent les dépêches d'agence. Le 2 juillet, une pétition opposée à cette installation et munie de plus de 400 signatures, avait été transmise au canton, soutenue par la majorité de l'administration communale et par le syndic de la commune (AP/SDA, 5.7.99; presse quotidienne, 6.7.7.99; L'HEBDO, 8.7.99; 24H/LE TEMPS/BLICK, 9.7.99; LE MATIN DIMANCHE, 11.7.99; LE TEMPS, 29.7.99; 24H, 22.10.99). Après plus de deux mois de travaux de remise en état, le centre d'hébergement provisoire est ouvert au même endroit (24H/LE MATIN/LE TEMPS, 13.7.99; LE TEMPS, 6.9.99; 24H, 22.10.99).

- Le chef de la division *Lutte contre le terrorisme et l'extrémisme violent* de la Police fédérale lance un avertissement: « Depuis quelque temps, les actes xénophobes perpétrés contre des installations destinées aux requérants d'asile augmentent sensiblement. {...} Nous voyons se dessiner des tendances analogues à celles de 1990. » (BZ, 8.7.99; SoZ, 11.7.99; CDG, 14.7.99; LE TEMPS, 14.7.99).
- De « jeunes vandales » s'attaquent le 10 juillet au centre de transit accueillant des requérants d'asile à Wietracht/AR (AP/SDA, 9.7.99). Deux apprentis qui ont reconnu leur geste sont dénoncés pour dommages à la propriété (AP/SDA, 15.7.99).
- La WOCHENZEITUNG saisit le prétexte des incendies de Chavannes et de Genève (voir TANGRAM, n° 7/99) pour soulever la question suivante: « La Suisse est-elle sur le point de traverser une nouvelle vague d'attentats violents contre des lieux d'hébergement de requérants d'asile et des installations destinées aux étrangers? {...} Bien que les agressions augmentent en Suisse romande, la moitié des actions connues ont été perpétrées dans l'Unterland zurichois » (NLZ, 15.7.99). A Rümlang, un logement a été six fois

- la cible d'attaques xénophobes en l'espace d'un an (TA, 23.7.99).
- ▶ Fin juillet, la nouvelle du deuxième incendie d'un futur centre d'hébergement de requérants d'asile dans le canton de Vaud fait les gros titres des journaux dans toute la Suisse (presse quotidienne, 28.7.99; CdG, 23.7.99; 24H/LE MATIN/LE TEMPS, 29.7.99; LE MATIN, 30.7.99). Dans la partie francophone du pays, le second incendie n'obtient pas autant d'écho que le premier. LE TEMPS, 24 HEURES et LE COURRIER DE GENÈVE consacrent chacun une page à l'événement, LE MATIN une demi-page. Une semaine plus tard, les dommages subis par l'ancienne caserne sont réparés, de sorte qu'elle peut entrer en service sans retard (24H, 6.8.99).
 - ▶ Au retour d'une promenade, un groupe de requérants d'asile sont attaqués «par six ou sept jeunes hommes inconnus» à Zurich-Alstetten «et blessés au couteau de manière si sérieuse», qu'une «des personnes poignardées meurt malgré toutes les tentatives faites pour la réanimer» (27.9.99).
 - ▶ «Interdiction aux réfugiés de circuler»: deux familles se voient retirer leur permis de conduire par l'autorité de prévoyance sociale de la commune de Kallnach/BE après que leur parenté vivant en Suisse leur a offert une voiture. Le président de la commune pense que «d'autres communes font la même chose» (BUND, 17.12.99).

Elections parlementaires fédérales

- ▶ Le 2 septembre, le TAGESANZEIGER révèle que plusieurs extrémistes de droite sont membres de la section cantonale genevoise de l'UDC. Parce que la section genevoise se refuse à exclure ces neuf personnes, le comité directeur demande au comité central de l'UDC Suisse d'exclure la section genevoise au mois de janvier 2000 (TdG/BUND, 14.9.99; NZZ/WoZ, 16.9.99; LE TEMPS, 18.9.99; SoZ, 19.9.99, LE MATIN, 22.9.99, IW/NZZ, 1.10.99; LE TEMPS, 22.10.99).
- ▶ Quatre membres de l'UDC tessinoise quittent le parti en signe de protestation parce que ses dirigeants se sont refusés «à exclure Roger Etter, député et candidat au Conseil national soupçonné d'être un extrémiste de droite» (TA, 28.9.99; TZ/SDA, 29.9.99; TA, 1.10.99). En 1996, Etter avait participé à la rencontre annuelle des membres de la scène d'extrême droite de toute l'Europe. Plus tard, il avait passé «une annonce perfide dans le journal DER FREIWILLIGE» (SB, 26.9.99; AP/SDA, 1.10.99; TZ, 2.10.99; SB, 3.10.99).
- ▶ Entre-temps, un troisième candidat UDC au Conseil national est démasqué par la presse: Michael Mathys, gymnasien argovien âgé de 18 ans, fait l'objet d'une enquête, d'après le juge d'instruction Dieter Gautschi, pour avoir publié sur Internet des déclarations susceptibles d'être contraires à la norme pénale contre le racisme (TA, 15.9.99; AZ, 16.9.99; SDA, 22.9.99; BZ, 30.9.99). Hans Stutz, journaliste et publiciste, résume les trois anecdotes et fait état d'un autre candidat UDC qui a déjà été condamné pour atteinte à la norme pénale contre le racisme: au mois d'avril 1998, le député genevois Jacques Kottelat avait gravement insulté des réfugiés en provenance de l'ex-Yougoslavie dans une lettre de lecteur (WoZ/JR INSIDE, 7.10.99; LE TEMPS, 18.10.99).
- ▶ Le SONNTAGSBlick rend compte le 17 octobre d'une lettre de Christoph Blocher, candidat zurichois au Conseil national, dans laquelle il vante le *Rotbuch – Vom Untergang der Schweizerischen Freiheit*, qui, avec d'autres écrits, a entraîné la condamnation du révisionniste Graf à 15 mois de prison avec sursis en 1999 (SB, 17.10.99). Tandis que Blocher en personne parle de campagne de dénigrement du SONNTAGSBlick, des membres éminents de tous les partis gouvernementaux le critiquent féroce-ment (BLICK, 18.10.99; TA/AZ/NZZ/NLZ/BUND/LE TEMPS/24H, 19.10.99; NLZ/BLICK, 20.10.99; IW, 22.10.99). A l'intérieur de son parti, la discussion provoquée par la question ranime les vieilles flammes opposant l'aile zurichoise et l'aile bernoise/grisonne (SB, 17.10.99; SO, 18.10.99; TA/LE MATIN/24H/LE TEMPS, 19.10.99). Dans un communiqué de presse, le comité central du parti se dit convaincu d'une chose: «L'UDC possède depuis quelques semaines des indications qu'une campagne se prépare à son encontre» (BAZ/BZ, 19.10.99).
- ▶ Les réactions de l'incriminé et de son parti alimentent, à partir du 19 octobre, toutes sortes de commentaires aussi bien de la part des rédactions des journaux que des experts (SO/BZ/NZZ/NLZ/BAZ/QJ, 19.10.99; TA, 19./20.10.99; WoZ, 21.10.99). Dans l'intervalle, les lettres de lecteurs réagissant à la «lettre de Blocher» se multiplient (BLICK/TA, 20.10.99; BZ, 21.10.99; TA/BZ, 22.10.99; AZ/NLZ/BLICK, 23.10.99; NZZ, 26.10.99; AZ, 29.10.99). La WOCHENZEITUNG signale qu'elle a déjà révélé l'affaire au mois d'octobre 1997 (TA/BAZ/BZ/NZZ/NLZ/LE TEMPS/BUND, 20.10.99; BAZ, 21.10.99; WW, 21.10.99). Dans une interview télévisée accordée au RUNDSCHAU, Blocher est confronté à une lettre d'accompagnement du livre qui lui a été offert (BLICK/TA, 21.10.99). Dans une interview accordée à TELE 24 le 20 octobre, Blocher qualifie un communiqué de presse de la CFR de «cochonnerie» et annonce vouloir lancer une procédure contre la commission (SB, 17.10.99; 24H/NZZ/NLZ/SO/BLICK/LE TEMPS, 21.10.99; IW/BZ/NZZ, 22.10.99; SB, 24.10.99). L'UDC prépare actuellement une intervention parlementaire allant dans ce sens (SoZ, 5.12.99).
- ▶ Le 21 octobre, quatre hebdomadaires consacrent des articles de fond au sujet. La WOCHENZEITUNG et FACTS traitent de la dimension suisse de l'histoire. La WELTWOCHEN rapproche le «flirt suisse avec le Néonazi» et la montée des partis de droite en Espagne, en Belgique, en France, en Autriche et en Italie (voir également WW, 7.10.99). Dans son «Dossier Europe» de onze pages, L'HEBDO compare

des déclarations faites par Blocher, Haider et Le Pen au cours des dix dernières années sur six questions différentes (en indiquant ses sources!). L'hebdomadaire CASH mentionne également les évolutions en cours en Europe dans son édition du 22 octobre.

- Le dimanche des élections, Ruth Dreifuss, présidente de la Confédération, remarque au sujet de l'élection de candidats dont les penchants extrémistes sont connus sur la liste de l'UDC: «Puis-je rappeler que Hitler a aussi été élu une première fois ...» Sa phrase est mal citée et l'organe de presse national de l'UDC reproche à Dreifuss d'avoir calomnié l'ensemble de l'UDC. Le parti doit imprimer un rectificatif le 22 novembre dans l'organe de presse de l'UDC (LE TEMPS, 24.11.99). Le dimanche des élections, Michael Ringier, éditeur entre autres du BLICK et du SONNTAGSBLICK, prend lui aussi la parole (SB, 24.10.99; BLICK, 19.10.99). Deux jours auparavant, Esther Girsberger avait de sa propre initiative exigé de Blocher, dans le TAGESANZEIGER, qu'il apporte la preuve de ses reproches ou qu'il les retire (TA, 22.10.99).
- Au sujet de la section genevoise contestée de l'UDC, LE TEMPS publie le 1^{er} novembre l'histoire d'un ancien membre de l'UDC vaudoise qui, dans son livre, avait accusé en 1990 l'organisation juive *B'nai B'rith* de vouloir instaurer un pouvoir juif mondial et avait été condamné pour cela à 24 000 francs d'amende. «Le premier contact vient de Genève, pour le féliciter [...] De contact en contact, Paul Ranc découvre enfin que cette extrême droite a ses relais au niveau international».
- A la différence des autres articles parus sur le sujet avant les élections parlementaires, la double-page du SONNTAGSBLICK qui suit les élections au Conseil fédéral, au mois de décembre, ne retient pas l'attention des autres journaux. En 1996 et en 1998, Blocher, conseiller national UDC, avait accordé une interview aux journaux allemands d'extrême droite NATION UND EUROPA et

DEUTSCHE NATIONAL-ZEITUNG (SB, 19.12.99).

Extrémisme de droite

- A Gretzenbach, dans le canton de Soleure, un concert ayant attiré 300 skinheads nazis se déroule sans incident (TA/BLICK, 12.7.99; AZ, 13.7.99). Deux semaines plus tard, l'AZ dévoile que derrière une bagarre qui s'est produite à la piscine de Schöftland/AG «se cachait un groupe de jeunes Suisses d'extrême droite qui avaient bivouaqué une semaine durant dans la région. La police est intervenue plusieurs fois cet été dans les piscines de Schöftler à la suite de bagarres» (AZ, 26./28.7.99).
- Une rencontre de skinheads nazis à Müllheim, en Thurgovie, attire plus l'attention. 100 à 200 personnes s'y retrouvent en bordure de forêt dans une tente décorée de drapeaux nazis (presse quotidienne, 19.7.99). Une semaine plus tard, Forrer, le juge d'instruction compétent, déclare au sujet des emblèmes nazis qu'il ne peut «confirmer aucune atteinte à la loi». Le *Patriotische Ost-Flügel*, qui a organisé la rencontre, «compte 50 activistes dans le seul canton de Thurgovie et peut mobiliser quelque 300 sympathisants» (SB, 25.7.99; SGT/TZ, 27.7.99).
- La Haute Argovie a elle aussi la réputation d'être un haut lieu de la scène extrémiste, parce que ceux qui faisaient les gros titres de la presse nationale il y a dix ans y seraient encore très actifs et auraient beaucoup d'influence (NMZ, 20.7.99). Dans la BZ, Bühler, de la police fédérale, estime qu'il y a environ une centaine de skinheads nazis dans le canton de Berne: «La scène est très fréquentée». Le journal fait état d'un bistrot d'habituez nazis près de Kirchberg, d'une scène dans la région de Hindelbank-Lyssach et de l'attaque par des skinheads nazis d'une maison squattée à Ostermündigen (BZ, 7.7.99; SB, 18.7.99; LE TEMPS, 19.7.99; AZ/NZZ, 20.7.99). Le 20 août, des skinheads nazis s'attaquent à la communauté *Solterpol-*

ter, dans la ville de Berne, tirant par la fenêtre au moyen d'un fusil de chasse (MEGAFON, 9.99). A Münchenbuchsee, des skinheads nazis agressent quelques participants à une fête culturelle. Les skinheads nazis y feraient souvent des apparitions provocatrices (BZ, 2.9.99). «Des fenêtres ont été cassées, des SS en caractères gothiques et des croix gammées dessinées sur les façades, il y a même eu un coup de fusil: le BUND rend compte mercredi de ces attaques de restaurants étrangers à Bienne – remarquant que «la police [...] n'a encore donné aucune information sur ces actes»»; le BUND critique: d'autres attaques antérieures de la communauté *Solterpolter* et une manifestation Rudolf-Hess à Berne, mi-août, n'ont pas été mentionnées (BUND, 17.8./1.10.99).

- Le nombre des sites Internet d'extrême droite enregistrés par le *Bundesamt für Verfassungsschutz* allemand est passé de 200 en 1998 à 300 en 1999; la plupart d'entre eux sont hébergés aux Etats-Unis (LE TEMPS, 19.7.99; TELE, 6.8.99). La SONNTAGSZEITUNG estime à 1400 le nombre des sites d'extrême droite, se basant sur le même *Bundesamt für Verfassungsschutz* (BRÜCKENBAUER, 28.12.99). «La police fédérale a mis sous sa loupe trois sites Internet élaborés dans les milieux skinhead suisses. Les enquêteurs tentent d'identifier les auteurs, de déterminer s'il y a matière à plainte et de localiser leur provider» (FACTS/SDA, 12.10.99). A l'heure actuelle, «l'Office fédéral de la justice serait en train de rédiger une expertise juridique sur la question de la responsabilité pénale dans la diffusion de contenus illégaux sur le Web» (NMZ, 5.8.99).
- L'*Aktion Kinder des Holocaust AkdH* (*Action enfants de la Shoah*), à Bâle, appelle tous les fournisseurs d'accès à Internet en Suisse à fermer un site (SZ, 15.8.99). Après les demandes réitérées d'*AKdH*, *Swisscom* et *Sunrise* bloquent l'accès à six sites racistes (SDA, 19.10.99). Par la suite, Erwin Kessler, protecteur des animaux et antisémite, appelle au boycott de ces deux sociétés et au passage à *DiAx* (WoZ, 28.10.99). Puis

Diab ferme également les sites en question (SZ, 21.11.99; presse quotidienne, 22.11.99; BEOBACHTER, 24.12.99).

- ▶ Dans une interview accordée au BOTEN DER URSCHWEIZ, Walker, commandant de la police cantonale de Schwyz, déclare que des Hammerskins se réunissent à intervalles réguliers sur le Rigi-Scheidegg: «Les meetings sont toujours organisés à court terme. Entre 60 et 110 crânes rasés y participent» (NLZ, 31.8.99; SZ/SB, 12.9.99; presse quotidienne, 13.9.99).
- ▶ Le match de hockey sur glace de LNB opposant le HC Thurgau et le EHC Bienne connaît une escalade après que deux fans de l'équipe thurgovienne ont insulté deux joueurs de couleur de l'équipe de Bienne. A la fin du match, un des deux joueurs attaqués s'en prend à Keller, le capitaine de l'équipe thurgovienne. Résultat: bataille rangée, pénalité de match et une épaule déboîtée (BLICK, 2.12.99). Quatre fans du HC Thurgau se distancient immédiatement des événements, la Ligue nationale fait intervenir un superviseur pour observer les matchs auxquels participe le HC Bienne (LE TEMPS, 3.12.99). Puis le HC Thurgau réagit et demande une journée de l'antiracisme (BLICK, 10.12.99). A St-Gall, des fans du club de foot local envoient, plusieurs jours de suite, des e-mails à caractère raciste au Parti socialiste (WoZ, 30.9.99).
- ▶ Début novembre, le BLICK mentionne trois incidents intervenus dans la Fricktal, tous imputables aux Böhsen Patrioten locaux (BLICK, 8.11.99). Le BASLER ZEITUNG mentionne un autre incident intervenu au mois d'octobre. «L'été dernier, le juge d'instruction de Laufenburg a condamné deux membres de la scène néonazie de la partie supérieure de la Fricktal à une amende. Motif: atteinte à la loi anti-discrimination raciale» (BAZ, 13.11.99).
- ▶ Le Tribunal de district I du canton de Zurich condamne cinq jeunes hommes à plusieurs jours de prison, avec un sursis de deux ans, pour rixe. Au mois de décembre 1998,

les jeunes avaient attaqué des étrangers du même âge à coup de barres de fer, à Wallisellen, en hurlant les paroles «La résistance nationale est en marche!» (TA, 22.12.99). Contrairement aux déclarations de quelque 20 policiers des chemins de fer, deux policiers municipaux de Zurich qui avaient assisté à une bagarre entre des skinheads nazis et des antifascistes, au mois de décembre 1997, n'ont pas entendu les appels «Sieg Heil». Le tribunal déclare, au sujet du rapport des deux policiers municipaux, qu'il soulève la question de l'impartialité du témoin d'une dispute (TA, 15.7.99).

Disposition pénale antiracisme

- ▶ Max Wahl, éditeur de l'EDGENOSS', est condamné à 45 jours de prison sans sursis pour avoir nié l'existence de la Shoah dans un courrier qu'il avait adressé à 500 personnes en 1996 (LE TEMPS, 10.7.99; AZ, 12.7.99). La procédure contre Walter Stoll, alias «Feldjäger vom Hochohr», ancien membre des Waffen SS allemands et auteur de lettres anonymes, est étendue (BAZ/NLZ, 6.8.99; JR, 29.7.99).
- ▶ Début août, l'UDC Suisse lance la campagne de son initiative «contre les abus dans le droit d'asile» en collant une affiche qui fait l'objet de sept plaintes pour atteinte à la disposition pénale antiracisme (SOZ, 1.8.99; SGT, 7.8.99; SO, 11.8.99; BZ/24H/LE TEMPS, 12.8.99; presse quotidienne, 13.8.99; LE TEMPS, 14.8.99). Dans le canton de Vaud, au Tessin, dans le Jura bernois et le Seeland, à Neuchâtel, Genève et au Locle, les plaintes sont rejetées par le juge compétent (LE MATIN, 3.9.99; CDT, 8.9.99; BUND, 22.10.99; LE MATIN, 17.12.99). L'UDC genevois dénonce pour sa part le Parti du travail genevois pour «démonstration calomnieuse» (LE TEMPS, 18.9.99).
- ▶ Le Mouvement contre le racisme et la xénophobie tessinois porte plainte contre un propriétaire de restaurant de la région locarnaise. Le restaurateur s'était refusé à engager une

femme de couleur qui avait répondu à son annonce (TZ, 7.8.99). La manifestation de solidarité spontanée qui s'ensuit remporte un grand succès.

- ▶ Le propriétaire du restaurant de Winterthour *Jack's Café* donne l'ordre à ses employés de ne pas servir de «Noirs» (TA, 25.8.99). Le dancing de Winterthour SCARLETT interdit l'entrée à un homme originaire du Kosovo (BEOBACHTER, 3.9.99). Le nouveau *House-Club Take 5*, à Bienne, ne laisse entrer que les étrangers titulaires d'un permis B ou C. Mosimann, porte-parole de la Police cantonale, et Doris Angst, responsable du secrétariat de la CFR, jugent improbable que la norme pénale antiracisme puisse s'appliquer dans un tel cas (BUND, 5.10.99). Wicker, aubergiste de l'*Eisenbähli* de Reichenburg, interdit l'entrée aux «clients en provenance de l'ex-Yougoslavie et d'Albanie pour raisons de sécurité». Le procureur de Schwyz entérine la condamnation à une amende de 400 francs (NLZ, 23.6.99).
- ▶ Le Conseil fédéral rejette la motion du conseiller national Scherrer (PSL/BE) visant à abroger la disposition pénale antiracisme (TA/NLZ/LE TEMPS, 25.8.99). L'instruction menée pour atteinte à la norme pénale antiracisme contre le *Parti de la liberté* de la ville de Lucerne est suspendue (NLZ, 3.11.99).
- ▶ Le Gouvernement du canton de Fribourg ne veut pas tenter d'action contre la diffusion de formulaires de demande d'asile calomnieux. Le Conseil d'Etat partage l'avis du Centre de contact Suisses-Immigrés CCSI-SOS Racisme de Fribourg, mais il renonce – à la différence du Gouvernement du canton de Vaud dans une procédure analogue – à se rallier à la plainte de l'organisation non-gouvernementale (LIBERTÉ, 4.8./2.9.99).
- ▶ Peu avant les élections au Parlement du mois d'octobre, les partis de différentes localités déposent des plaintes pénales parce que leurs affiches ont été sprayées de symboles d'extrême droite. A Gipf-Oberfrick, les *Jeunes socialistes* portent plainte contre des membres des

Böhsen Patrioten (WOZ, 14.10.99; BAZ, 13.11.99). A Weiningen, le PS porte plainte contre X (TA, 19.10.99). A Genève, le PS genevois est victime de sprayeurs racistes (TdG, 20.10.99).

- Trois instructions sont en cours dans trois localités différentes, dont une pour atteinte présumée à la disposition pénale antiracisme, contre la société *Shaft Sinkers*, une filiale du cartel des mines sud-africain *Anglo American*, (SO, 6.11.99). A l'aide d'une interview détaillée de 24 mineurs, l'ONG *AAB Südliches Afrika*, démontre que les déclarations de la société suisse incriminée, l'*Arbeitsgemeinschaft Schacht Sedrun*, selon laquelle les Noirs «auraient subi un «choc culturel» dans le village grison» ne tiennent pas (BUND, 16.12.99).
- Cusin, éditeur du journal local vaudois LE DÉMOCRATE, conseiller municipal PRD de Payerne, est condamné à une amende de 2000 francs. Il avait rendu compte dans son journal de la découverte d'un trafic de drogue et de l'arrestation de requérants d'asile en imprimant

leur nationalité en caractères gras. Dans un commentaire parallèle, il avait demandé «pourquoi ces requérants n'étaient pas renvoyés immédiatement», et ce marqué «d'une empreinte indélébile sur une partie visible de leur corps». L'éditeur de la FEUILLE D'AVIS D'AVENCHES a trouvé le texte de Cusin si bon qu'il l'a repris. Il a été condamné à une amende de 1000 francs (TA/BUND/CDG, 9.11.99).

- Le délai du 12 novembre échoit sans que les deux fois 100 000 signatures exigées pour la double initiative contre la disposition pénale antiracisme ne parviennent à la Chancellerie fédérale (TdG/NLZ, 17.11.99; BUND 7.12.99; BZ, 17.11.99; WOZ, 25.11.99; BEOBACHTER, 24.12.99).
- Un étudiant en histoire zurichois est dénoncé pour atteinte à la disposition pénale antiracisme parce qu'il a nié l'existence de la Shoah et ce «précisément sur le plus grand service Internet juif d'Europe» (SZ, 5.12.99).

SALVATORE PITTÀ,
ASYLKOORDINATION SCHWEIZ

.....
Abréviations

AP: Associated Press
AZ: Aargauer Zeitung
BAZ: Basler Zeitung
BZ: Berner Zeitung
CdG: Courrier de Genève
CdT: Corriere del Ticino
FN: Freiburger Nachrichten
IW: Israelitisches Wochenblatt
JR: Jüdische Rundschau
JdG: Journal de Genève
MD: Le Matin Dimanche
NLZ: Neue Luzerner Zeitung
NMZ: Neue Mittelland-Zeitung
NQ: Le Nouveau Quotidien
NZZ: Neue Zürcher Zeitung
SDA: Schweizerische Depesch-Agentur
SB: SonntagsBlick
SGT: St. Galler Tagblatt
SO: SüdOstschweiz
SoZ: SonntagsZeitung
QJ: Quotidien Jurassien
TA: TagesAnzeiger
TdG: Tribune de Genève
ThZ: Thurgauer Zeitung
TZ: Tessiner Zeitung
WoZ: WochenZeitung
WW: Weltwoche
24H: 24 heures



Empfehlenswerte Kinder- und Jugendbücher

ZORAN DRVENKAR

Niemand so stark wie wir (Roman)

Reinbek: Rowohlt, 1998
Rotfuchs, Band 20936
(ISBN 3-499-20936-5)
347 S., Fr. 14.90
Lesealter: ab 12 Jahren

DILEK ZAPTCIOGLU

Der Mond isst die Sterne auf (Roman)

Stuttgart: Thienemann, 1998
(ISBN 3-522-17195-0)
221 S., Fr. 22.–
Lesealter: ab 14 Jahren

ALLEN SAY

Allison

(aus dem Amerikanischen
von Susanne Koppe)
Frankfurt: Moritz-Verlag, 1998
(ISBN 3-89565-076-5)
Fr. 23.–
Lesealter: ab 4 Jahren

SHEREE FITCH

Wärscht du mal ich und ich mal du. Ein Buch über Kinderrechte

(illustriert von Darcia Labrosse,
aus dem Englischen von Martin Auer)
Wien: Gabriel-Verlag, 1999
(ISBN 3-7072-6593-5)
32 S., Fr. 29.–
Lesealter: ab 4 Jahren

Vor etwa fünfzehn Jahren gingen zwei Frauen während der internationalen Kinder- und Jugendbuchmesse in Bologna von Verlag zu Verlag und baten vor allem die Aussteller/innen aus dem deutschen Sprachraum, sich mit einer Art Petition dazu zu verpflichten, bei der Produktion von Kinder- und Jugendbüchern die Multikulturalität unserer Gesellschaft besser zu berücksichtigen. Es sollten mehr

Kinder und Jugendliche fremder Herkunft vorkommen, und sie sollten ebenso selbstverständlich in die Geschichten oder Illustrationen eingebaut sein wie ihre deutschen, österreichischen oder schweizerischen Altersgenossen und -genossinnen. Schliesslich sei dies in der Realität schon lange der Fall, und die Kinder aus anderen Gesellschaften hätten das Recht, in den Illustrationen und Texten vorzukommen, ohne explizit als Problem dargestellt zu werden.

Heute, nach fünfzehn Jahren, habe ich mich umgesehen. Wie «multikulturell» sind die Kinder- und Jugendbücher in den letzten Jahren geworden? Die Ausbeute ist eher ernüchternd. Ein paar Beispiele – zumeist aus dem angelsächsischen Sprachraum übersetzt – sind bemerkenswert gut. Sie sind leider viel zu schnell wieder von der Bildfläche verschwunden, weil sie nicht wieder aufgelegt oder mangels Absatz verramscht wurden.

Oft sind fremd aussehende Kinder Hauptpersonen, wenn das Thema der Geschichte mit ihrem Fremdsein zu tun hat. Bisweilen finden sich in Gruppen nichts sagende Statisten/-innen (etwa ein schwarzes Mädchen mit lustiger Zöpfchenfrisur oder eines mit Kopftuch). In den Geschichten kann mitunter bei den Namen eine Vielfalt ausgemacht werden. Wir ahnen, dass ein Mahmut oder eine Fatima aus dem Nahen Osten kommen, während ein Sascha oder eine Lara mit grösster Wahrscheinlichkeit «einheimische» Kinder darstellen.

Im Folgenden werde ich einige Bücher vorstellen, in denen Kinder und Jugendliche aus fremden Kulturen als selbstverständliche Glieder in unsere Gesellschaft integriert sind, ohne dass alle ihnen oft anhaftenden Klischees mitgeliefert werden.

Innensicht einer Bubengruppe

Aus den Familien, die als «Fremdarbeiter/innen» zu uns kamen und als «Gastarbeiter/innen» blieben, wachsen Autorinnen und Autoren heran, die uns aus der Innensicht ihrer Jugendzeit berichten. Es ist die so genannte Zweit- und Drittgeneration, die nun erzählt, wie es ihnen zumute war und ist. Einer der Autoren, die mir positiv auffielen, ist der Jugoslawe Zoran Drvenkar.

In seinem Buch *Niemand so stark wie wir* erzählt er aus seinem Leben als Elfjähriger in Berlin-Charlottenburg, wo er mit seiner Familie an der Philippstrasse wohnt. Er gehört der Clique an, die aus einer zusammengewürfelten Gruppe von Buben und manchmal, je nach Situation, auch Mädchen des Wohnviertels besteht. Da gehören jüdische, türkische, jugoslawische und deutsche Kinder dazu, sowohl aus einfacheren als auch aus besseren Verhältnissen, Kinder von Angestellten, Putzfrauen, Ladenbesitzern, Arbeitern. Ihre Herkunft, ihr Zuhause spielt genauso wie der Charakter eines jeden Kindes immer wieder eine Rolle und stellt auch Freundschaften auf die Probe. Im Berlin der Siebziger- und Achtzigerjahre gibt es Orte, die aussehen wie Niemandsland. So finden die Jugendlichen einen Platz, der für sie zum Fussballspielen wie vorbestimmt ist, der ihr Platz wird und den sie auch schwer verteidigen werden. Das Fussballspiel scheint überhaupt immer wieder das Verbindende zu sein. Oft diskutieren und reden diese Elf- bis Dreizehnjährigen aber auch über vieles andere, über Gott und die Welt, über die Mädchen und die strengen Eltern, über all das, was Jugendliche in diesem Alter eben beschäftigt. Ihre überschaubare Welt wird manchmal durch äussere Einflüsse gestört: Der Neuzuzüger Sprudel, der nicht sprechen will oder vielleicht auch nicht kann, fasziniert und verunsichert die Buben und bringt die Struktur der Gruppe ins Wanken, denn plötzlich fühlt sich der bis anhin unangetastete

Chef in seiner Stellung bedroht. In einem ungleichen Kampf stehen sich die beiden gegenüber. Der behinderte Junge ist dem Chef zwar körperlich unterlegen, aber er zeigt Mut und Durchhaltewillen und lässt sich nicht unterkriegen. Ja, er holt sogar die heißen Kohlen für die anderen aus dem Feuer, die es aber dennoch aus Feigheit nicht wagen, zu Sprudel zu stehen. Am Ende, als er wegzieht, ohne ihnen die Möglichkeit gegeben zu haben, sich bei ihm zu entschuldigen, bleiben sie mit einem bohrenden schlechten Gewissen zurück, einem nachhaltigen Gefühl, das den Autor offensichtlich zum Niederschreiben seiner Erinnerungen veranlasst hat.

Der «Krieg» mit einer älteren Türkenclique, die Anspruch auf den Fussballplatz geltend macht, bringt die Gruppe erneut durcheinander. Fragen über Kraft, Macht, Zivilcourage und Feigheit, über Freundschaft unter Jungen und über das wachsende Interesse an den Mädchen beherrschen die Gedanken des langsam älter werdenden Zoran.

Selten habe ich ein Buch gelesen, das die Innensicht eines vorpubertierenden Buben so treffend beschreibt, seine langsam sich wandelnden Gefühle, die plötzlich auftauchenden Ängste vor etwas undefinierbarem Neuen, das fühlbar bevorsteht. Sehr realistisch und oft in einer äusserst poetischen Sprache werden das Zusammenspiel der Bubengruppe und in einer völligen Selbstverständlichkeit das multikulturelle Milieu mit allen Höhen und Tiefen geschildert.

Doppelleben eines Migranten

Nicht aus dem eigenen Leben, aber doch mit viel eigenen Erfahrungen und Kenntnissen des Milieus erzählt die in Deutschland lebende türkische Journalistin Dilek Zaptcioglu in *Der Mond isst die Sterne auf*. Der türkische Gastarbeiter Seyfullah Gülen verunfallt unter nicht geklärten Umständen schwer und liegt wochenlang im Koma in der

Intensivstation eines Berliner Krankenhauses. In der türkischen und deutschen Presse ruft der Vorfall heftige Reaktionen hervor. Es wird angenommen, dass Gülen das Opfer eines Skinhead-Anschlags geworden ist. Der jüngere Sohn Ömer Gülen, der Ich-Erzähler des Romans, will mit seinen Freunden der Sache auf die Spur kommen und die vermeintlich schuldigen Skinheads ausfindig machen. Bei der Rekonstruktion des Geschehens wird Ömer bewusst, dass er seinen Vater kaum kennt. Warum ging er Abend für Abend in ein Kaffeehaus, wo er sich aber nur kurze Zeit aufhielt? Weshalb kam er dennoch erst spät nachts nach Hause? Die Nachforschungen bringen eine für Ömer schockierende Tatsache ans Licht: Seyfullah Gülen ist gleichzeitig mit einer deutschen Frau verheiratet, mit der er eine Tochter hat.

In die Ich-Erzählung Ömers ist eine zweite Ebene eingebettet, welche die Einwanderungsgeschichte des Vaters schildert. Sie unterscheidet sich optisch und im Stil deutlich von Ömers Geschichte. Der Vater kommt zu einer Zeit nach Deutschland, als dieses Land in der Türkei noch wie ein Glück und Wohlstand verheissendes Paradies erschienen ist. Er lernt, sich mit den unerwarteten Schwierigkeiten zu arrangieren, und freundet sich mit einer deutschen Frau an, mit der er glücklich ist. Als er nach Hause muss, weil seine Mutter im Sterben liegt, getraut er sich nicht, seine Familie mit der Tatsache zu konfrontieren, dass er mit einer deutschen Frau verheiratet ist. Bevor die Mutter stirbt, nimmt sie ihm das Versprechen ab, sich mit einer Türkin zu verbinden, damit er endlich nicht mehr allein sei. Der Vater hat schon alles eingefädelt, die Hochzeit findet statt, und Seyfullah kommt nach Deutschland zurück. Nun fährt er jedes Jahr in seine Heimat zur türkischen Familie, zu der bald zwei Jungen gehören. Die beiden Ehefrauen wissen nichts voneinander. Auch als er die zweite Familie nach Berlin holt, lebt er sein Doppelleben weiter. Seyfullah

erwacht nicht mehr aus seinem Koma und stirbt, bevor er auf viele offene Fragen antworten oder sich rechtfertigen kann.

Durch die Entdeckung, die Ömer macht, lernt er seine Herkunft und seinen Vater neu kennen. Er muss auch sich selbst und seinen Bruder, der als Türke ein italienisches Restaurant führt, in einem neuen Licht sehen. Seine Zerrissenheit bei diesem Prozess ist sehr anschaulich und gut nachvollziehbar geschildert. Die Einblicke in seine Gedankengänge, die zum Teil provozierend einseitig sind, wirken authentisch, ebenso wie das Doppelleben des Vaters, das auf sensible Weise die Schwierigkeiten zeigt, mit denen Gastarbeiter bei uns konfrontiert werden. Das Buch stellt ein spannend zu lesendes Zeitdokument dar, dem man gewisse kitschige und stereotype Ansätze (die Deutschen sind kalt, gefühllos, fremdenfeindlich, die Türken warm, temperamentvoll etc.) gut verzeihen kann, zumal sie ansatzweise auch reflektiert werden.

Thema Adoption

Unter den Bilderbüchern ist mir eines aufgefallen, das sich mit dem schwierigen Thema Adoption befasst: *Allison* von Allen Say. Allison lebt mit Vater, Mutter und ihrer Puppe in einem freundlichen Zuhause. Eines Tages erhält sie von ihrer Grossmutter ein Kleid. Die Eltern nennen es einen Kimono und freuen sich mit Allison. Sie zieht ihn über und steht vor dem Spiegel, und genau da entdeckt sie, dass sie sehr viel anders aussieht als ihre Eltern. Sie hat schwarze, gerade Haare wie ihre Puppe und schwarze Augen. Auf einmal muss sie darüber nachdenken und die anderen Kinder im Kindergarten beobachten. Sie gleichen alle ihren Eltern, keines sieht so verschieden von Mutter und Vater aus wie sie. Nun will sie wissen. Sie stellt Fragen und erwartet klare Antworten. Seid ihr meine Eltern? Wo sind meine richtigen Eltern? Warum haben sie mich weggegeben? Die

Eltern antworten, so gut sie können. Allison ist nicht zufrieden. Sie fügt ihnen absichtlich Schmerz zu, zerstört der Mutter ihre alte Puppe und dem Vater seinen Ball. Erst die streunende Katze vermag die Brücke zu schlagen. Indem Allison ihr Milch vorsetzt, wird sie zutraulich. Die Eltern erlauben Allison, sie bei sich aufzunehmen. Nun kann Allison ihre eigene Situation besser verstehen.

Die ganzseitigen Illustrationen geben dem schwierigen und teilweise etwas konstruierten Text Leben, machen ihn glaubhaft. Was mich an dem Buch beeindruckt, ist die Ehrlichkeit und die Echtheit. Es wird nicht versucht, ein kaum zu lösendes Problem auf einfache Weise abzuhandeln, sondern der Autor bemüht sich, es in seiner Komplexität anzugehen und Verarbeitungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Und ganz nebenbei und unaufdringlich ist im Hintergrund eine multikulturelle Gesellschaft gezeichnet: Die Kindergartenkinder sind eine fröhliche Gruppe unterschiedlichster Herkunft.

Witzige Wortspiele

Vom Zusammenleben handelt auch ein weiteres Bilderbuch, das mir aufgefallen ist. Sheree Fitch hat es geschrieben und Darcia Labrosse illustriert. Sein Titel lautet: *Wärst du mal ich und ich mal du. Ein Buch über Kinderrechte.*

Schau ...
Sähest du
das Ich von mir
und ich wüsst mehr
vom du von dir,
vielleicht käm raus –
man weiss ja nie –
wir mögen beide
Broccoli.

Auf solch witzige Weise ist es Martin Auer gelungen, die Wortspiele ins Deutsche zu übertragen, die in der Originalfassung unter dem Titel *If you could wear my sneakers* Kindern die Kinderrechte näher bringen möchten. In den letzten Jahren sind eine Reihe von Büchern

zu diesem Thema erschienen. Keines hat mich auf Anhieb so überzeugt wie dieses, weil es auf lockere Art gerade auch jüngere Kinder anspricht. Die Verse sind weit entfernt von trockenem, theoretischem Papierwissen. Wer weiss, ob nicht auch die Erwachsenen darauf eher ansprechen?

«Denk nicht, dass du mich kränkst, wenn du sagst, was du denkst, und du denkst, dass ich stink», sagt der Skunk. «Ich sag stets, was ich mein, und ich mein», sagt das Schwein, «für 'nen Skunk machst du wirklich gut Stunk!» Vielleicht entschärft der Umweg über die Tiere die mit diesem Thema nicht zu umgehende pädagogische Botschaft ein wenig. Jedenfalls macht es Spass, die Verse zu lesen, die mit lustigen Bildern ergänzt sind.

Wer schliesslich wissen will, wie die Rechte der Kinder offiziell lauten, findet auf den beiden letzten Seiten dieses Bilderbuchs im Originaltext jene fünfzehn Artikel, welche Autorin und Autor als die wichtigsten erachten.

HELENE SCHÄR,

KINDERBUCHFONDS BAOBAB

DAVID R. ROEDIGER (HRSG.)
Black on White. Black Writers on What it Means to Be White
New York: Schocken Books, 1998
(ISBN 0-8052-1114-4)
14.00 US\$

«White people have not always been <white> nor will they always be <white>. It is a political alliance. Things will change.» Dieses Zitat von Amoja Three Rivers steht zu Beginn des Buches mit dem schönen Titel *Black on White*.

In dem Band sind literarische Zeugnisse zusammengestellt: Romanabschnitte, Gedichte, Essays, Tatsachenberichte. Vertreten sind bedeutende schwarze Schriftsteller wie James Baldwin, W.E.B. Du Bois, Toni Morrison und Alice Walker, aber auch unbekanntere Zeitzeugen. Die versammelten, oft schockierenden Zeugnisse aus zwei Jahrhunderten weisen eine grosse

Klarheit in der Aussage auf, es ist der scharfe Blick der lange Unterdrückten. Schwarze haben die Herrschaft der Weissen schon immer sehr genau beobachtet und analysiert, viel genauer als es den weissen Herren genehm sein könnte.

«Weiss» und «Schwarz» sind politische Konstrukte, nicht biologische Gegebenheiten. Diese Schlussfolgerung der Herausgeber überzeugt die Leser/innen. Was heisst dies für uns in Europa? Trotz aller Verschiedenheit der Entwicklung und des Forschungsansatzes zu «Rasse» und Rassismus diesseits und jenseits des Atlantiks:

Die Konstrukte «Schwarz» und «Weiss» wirken auch bei uns. Nehmen wir Menschen aus Südindien oder Sri Lanka als «schwarz» wahr? Oder ist «schwarz» nur «afrikanisch»? Das Buch lädt zu weiterführenden Überlegungen ein.

DORIS ANGST

JAMES MCBRIDE
Die Farbe von Wasser. Erinnerungen

Berlin: Vlg/VVA, 1999
(ISBN 3-8270-0273-7)
Fr. 38.–

Du bist ein menschliches Wesen – *a human being*, antwortet die Mutter auf die Frage ihres Sohnes, ob er schwarz oder weiss sei. Und geht (in der englischen Originalversion) dann zum Wortspiel über, dass er wohl eher eine menschliche Bohne, *a human bean*, sei.

Der Grundgedanke, dass Hautfarben ungefähr so intensiv und bedeutsam seien wie die «Farbe von Wasser», bildet die Essenz des Buches. Nur würden dies die Umgebung und die Konstellation von McBrides Familie nicht unbedingt nahe legen. Der Autor ist nämlich eines von zwölf schwarzen Kindern einer jüdischen Mutter, die einen Schwarzen geheiratet hatte und nach Harlem/New York gezogen war.

McBride stellt seinen Jugenderinnerungen die bewegende Biografie seiner Mutter zu Seite, die als Kind

eines aus Polen eingewanderten Rabbis in den Südstaaten aufwuchs, geächtet von den christlichen Weissen, unterdrückt vom gewalttätigen Vater, der in seinem kleinen *general store* vor allem schwarze Kundschaft bediente. Ihre Befreiung findet sie erst durch die Heirat mit einem schwarzen Baptistenpfarrer – und wird deshalb von der eigenen Familie verstossen. Sie zieht ihre zwölf Kinder in Harlem als zweifache Witwe schliesslich alleine auf. Diese schämen sich manchmal für ihre «hellhäutige» Mutter. Köstlich ist die Szene, in welcher McBride schildert, wie er einerseits in kindlicher Begeisterung für «Black Power» schwärmt und gleichzeitig in Schrecken gerät, der Black-Power-Vater seines Schulkameraden könnte seine Mutter bedrohen. Wie eine Löwin kämpft diese dafür, ihren Sprösslingen trotz der Armut eine gute Ausbildung zu ermöglichen, weil sie von ihrer jüdischen Herkunft herdie Erfahrung mitbringt, dass Bildung der Schlüssel zum Weg nach oben ist. Nach einigen Jahren *on the wild side* macht sich James McBride auf, nach seinen Wurzeln zu suchen – ungeachtet jeglicher Hautfarbe. Schade nur, dass das Schlusswort des Buches allzu rührselig ausfällt.

.....
DORIS ANGST

CIKURU BATUMIKE
Femmes d'Afrique et des Antilles en Suisse – 40 choix de rencontres

Berne: Éditions Mosaïque, 1997
(ISBN 2-9700146-0-2)
138 p., Fr. 20.–

Der in Biel lebende Journalist, Verleger und Schriftsteller Cikuru Batumike hat Mitte der Neunzigerjahre für die afrikanisch-europäische Frauenzeitschrift AMINA eine Reihe von Portraits über afrikanische Frauen verfasst, die in der Schweiz leben. Eine Auswahl dieser Arbeiten ist im vorliegenden Buch vereinigt. Die portraitierten Frauen kommen aus verschiedenen Herkunftsländern, sie sind von

Beruf Geschäftsfrau, Coiffeuse, Künstlerin, Diplomatin, Mannequin, Schriftstellerin, Schauspielerin, Journalistin etc. Den Frauen ist eines gemeinsam: Sie sind selbstbewusst, äussern klare Meinungen zu Fragen über Geschlechterrollen und Emanzipation, über Herkunft und Integration und nehmen im Gespräch mit dem Journalisten kein Blatt vor den Mund. So entsteht ein vielseitiges und lebensnahes Bild von selbständigen schwarzen Frauen in der Schweiz von heute, jenseits des Klischees vom schwachen, wehrlosen Opfer. Es bleibt zu wünschen, dass dieses Büchlein auch einen Verlag in der deutschsprachigen Schweiz findet.

.....
ALEX SUTTER

HANS J. MASSAQUOI
«Neger, Neger, Schornsteinfeger!»
Meine Kindheit in Deutschland

(Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann)
Bern, München, Wien: Scherz
(ISBN 3-502-11940-6)
416 Seiten, Fr. 39.90

Hans-Jürgen Massaquoi wächst in grossbürgerlichen Verhältnissen in Hamburg auf. Geliebt und verwöhnt von Eltern, Grosseltern und weiteren Verwandten, erlebt der Junge eine unbeschwernte Kindheit, bis zu jenem berüchtigten Tag, als Deutschland nationalsozialistisch wurde. Zwar ist Hans-Jürgen schon zuvor immer aufgefallen: durch seine dunkle Haut, die er von seinem Vater, dem Sohn des liberianischen Generalkonsuls in Hamburg, erbt. Die äussere Erscheinung des kleinen Jungen ist bizarr, jedoch ist er – durch die adelige Herkunft seines Grossvaters als Abkömmling eines afrikanischen Königshauses vermittelt – mit einer grossen Portion Selbstbewusstsein ausgestattet worden. Dem Jungen wird mehr Sympathie und Neugierde als Abwehr oder Diskriminierung zuteil.

Die glücklichen Tage seiner Kindheit nehmen ein jähes Ende mit der Machtergreifung Hitlers. Die nationalsozialistische Durchdringung des Alltags hat für den jungen Hans-Jürgen zunächst jedoch eine zwiespältige Wirkung zur Folge. Mitgerissen durch die Aufbruchstimmung lässt sich der eben in die Schule Eingetretene von der politischen Propaganda begeistern. Obwohl immer wieder von leisem Unbehagen beschlichen, wird er von der weit verbreiteten Euphorie angesteckt, um mitzuhelfen, ein «neues Deutschland» mit «neuen Menschen» aufzubauen. Doch sein kindlicher Eifer wird abrupt gebremst, als ihm unmissverständlich bedeutet wird, dass Leute wie er in diesem Deutschland weder erwünscht sind noch benötigt werden. Seine Bemühungen, in die Hitlerjugend einzutreten, scheitern an seiner dunklen Hautfarbe und der Tatsache, dadurch als «Nichtariet» gestempelt zu sein. Massaquoi beschreibt in seinen Erinnerungen an die Kindheit die Widersprüchlichkeit, aber auch die Faszination des Systems des Deutschland der Dreissiger- und Vierzigerjahre. Er, der sich als normaler deutscher Junge aus Hamburg versteht, richtet den Blick auf den Alltag des Nationalsozialismus, wie es bisher wohl noch kaum getan wurde: aus der Perspektive eines Schwarzen und gleichzeitig auch aus dem Blickwinkel des «normalen» Deutschen. So lässt er sich in die nationalsozialistische Hetze gegen die Juden einlullen, entwickelt – wie er beschreibt – einen geradezu kaum zu bändigenden Ekel gegenüber diesen Menschen, bis er realisiert, dass einer seiner besten Freunde ein ebensolcher Jude ist. Die Ausgrenzungen, die er am eigenen Leib erfährt, indem er feststellen muss, dass er ebenfalls gemeint ist, wenn von «Nichtariern» die Rede ist, führen dazu, dass er eigene Überlebensstrategien entwickelt. Immer wieder jedoch träumt er davon, nichts Besonderes zu sein und den Zustand, worauf er als Kind noch stolz war, in nichts auflösen zu können.

Massaquois Kindheitserinnerungen reflektieren die gesamte Palette der Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen, vom Eifer und der Lust, die Welt zu entdecken, von der Genugtuung, Geborgenheit zu erfahren, aber auch von Enttäuschungen und Kränkungen, nicht dazuzugehören, oder von der Wut, offen diskriminiert zu werden. Den Aufzeichnungen Massaquois folgend, begleitet der Leser und die Leserin den jungen Schwarzen durch ein nationalsozialistisches Deutschland, das neben den bekannten Gräueln jedoch auch eine Heimat bot, in welcher enge Freundschaften und widerständiges Handeln möglich waren. Die Beschreibung Massaquois reicht bis in die Nachkriegszeit, die allerdings gegenüber dem ersten Teil sowohl inhaltlich wie stilistisch abfällt und etwas beliebig wirkt. Dennoch lohnt sich die Lektüre des Buches zweifellos: Die Perspektive des «normalen Deutschen» mit schwarzer Haut auf die Ereignisse in Nazi-Deutschland zeigt das erschreckend Banale und Normale jenes Alltags, dessen Konsequenzen uns heute erschauern lassen.

SIMONE PRODOLLIET

BEAT LEUTHARDT
An den Rändern Europas.
Berichte von den Grenzen

Zürich: Rotpunktverlag, 1999.
 (ISBN 3-85869-184-4)
 310 S., Fr. 36.–

Leuthardts «Reisebeschreibung» ist in vieler Hinsicht aussergewöhnlich: vom Ansatz her, vom Aufbau her, in ihrer Aussage und in ihrer grossen und respektvollen Menschlichkeit für diejenigen, denen der Autor an den Rändern eines Kontinents begegnet. Er reist nach Spanien, dem Auffangbecken der Einwanderung aus Marokko; nach Otranto im Absatz des italienischen Stiefels; an den Südrand Österreichs, nach Transkarpatien, der westlichsten Provinz der Ukraine und eigentlichen Pufferzone

zwischen West- und Osteuropa; ins zwischen der Slowakei und der Ukraine geteilte Dorf Vel'ké Slemence/Solonce.

Leuthardt geht mit einem politischen *oral history*-Ansatz zu den Leuten, die dort, wo Europa aufhört, leben oder zu leben versuchen. Er lässt sich Geschichten erzählen, Geschichten von Flucht, Überlebenskunst an künstlich gezogenen Grenzen, zu welcher auch das Überdie-Grenze-Schaffen von Menschen und Waren gehört – anders geht es ja nicht, ist der Schluss, den der Leser/die Leserin unwillkürlich zieht. «Die *guardia civil* hat begonnen, die Stimmung zu verbreiten, als ob ein *moro* automatisch auch ein Illegaler sei», sagt der Taxichauffeur Antonio in Süds Spanien. Und sein Kollege Robert fügt hinzu: «Wir müssten also beginnen, Gesichtskontrollen durchzuführen.» Es sind Geschichten von Hilfe und Solidarität, auch von Durchwursteln, von Behörden, die auch mal ein Auge zudrücken, weil nämlich so alle profitieren können und es weniger Armut, Neid und Hass aufeinander gibt.

Diese menschlichen Dramen spielen sich vor dem Hintergrund eines Systems – der Festung Europa – ab. Die technischen Daten dazu fasst der Autor in einem gelben Mittelteil des Buches zusammen. Leuthardt geht auf die Auswirkungen des Schengener Abkommens ein, auch auf die schleichenden Anpassungen, welche Beitrittskandidaten zur EU vornehmen – etwa den Visumszwang für Bürgerinnen und Bürger Russlands, Bulgariens und Rumäniens, den Slowenien 1999 einführt. Rassistische Abwehrmassnahmen wie die von Jörg Haider in Kärnten geforderten getrennten Ausländerschulklassen kommen zur Sprache. Das Buch macht klar, dass Einbezug und Ausgrenzung – wer zu Europa gehört/gehören darf, wer nicht – willkürlich vorgenommen werden und Instrumente der Machtpolitik sind. An den Rändern Europas fordert diese Machtpolitik ihre Opfer.

DORIS ANGST

MORITZ ROSENMUND,
 ROLF NEF, BRIGITTA GERBER,
 PETER TRUNIGER

Volksschule und kulturelle Pluralisierung: Gemeindeschulbehörden als Mittler zwischen Immigrationsdynamik und Schulentwicklung

Zürich: Pestalozzianum, 1999
 (ISBN 3-907526-62-7)
 216 S., Fr. 46.–

Obschon gesamtschweizerisch die Zahl der Gemeinden, deren Anteil an fremdsprachigen Kindern über 20 % liegt, relativ niedrig ist, besuchen 42 % aller Primarschülerinnen und -schüler – vorwiegend in städtischen Agglomerationen – Schulklassen, in denen die Zahl anderssprachiger Kinder ein Fünftel übersteigt. Wie die einzelnen Gemeinden diese Situation und die damit verbundenen Probleme und Chancen einstufen und mit welchen Massnahmen sie den neuen Bedürfnissen entsprechen, ist das Thema der vorliegenden Studie über migrationsbedingte Vielfalt, die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 33 durchgeführt worden ist.

Die Autorinnen und Autoren der Studie gelangten an Gemeindeschulbehörden von 118 Gemeinden aus acht Kantonen, die von der Migration stark betroffen sind. Gut 750 Mitglieder der entsprechenden Schulbehörden nahmen schliesslich an der Befragung teil und lieferten damit Material für eine Auswertung, die in ihrer Breite und Repräsentativität bisher einzigartig ist.

Während in einem ersten Teil der Studie zusammenfassend dargestellt wird, wie die wachsende Heterogenität und deren Auswirkungen wahrgenommen wird, werden im Hauptteil vier Gemeinden in Form von Fallstudien sehr genau unter die Lupe genommen. Dabei werden die Prozesse, die in diesen Gemeinden stattfanden, rekonstruiert und Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede offen gelegt.

Für eine künftige Diskussion um die multikulturelle Schule liefert diese Studie einen ebenso unver-

zichtbaren wie aktuellen Beitrag für die Standortbestimmung in der einzelnen Gemeinde.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt: Lernmedien-Shop, Stampfenbachstrasse 121, 8035 Zürich; Tel. 01-368 26 46; Fax 01-368 26 49

..... QANITA WUEEST

Fremde Welten 2000/2001 – Orientierungshilfe im Meer der Kinder- und Jugendbücher

Das Verzeichnis *Fremde Welten* ist soeben in der 13., vollständig überarbeiteten Auflage erschienen. *Fremde Welten* empfiehlt mehr als 300 lieferbare Kinder- und Jugendbücher über und aus Afrika, Asien und Lateinamerika sowie von ausereuropäischen ethnischen Minderheiten. In einem Kapitel werden auch jene Bücher besprochen, die von Menschen aus anderen Kulturen handeln, die in Europa leben.

Fremde Welten ist das einzige derartige Verzeichnis im deutschen Sprachraum, das kontinuierlich und mit viel Kompetenz zusammengestellt wird. Jedes neue Buch wird mindestens von drei Personen gelesen und nach vorgegebenen Kriterien beurteilt, bevor entschieden wird, ob es empfohlen werden kann oder nicht. Nur jene Bücher werden ausgewählt, die nicht diskriminieren, die unsere Kultur nicht anderen Kulturen voranstellen.

Kinder- und Jugendliteratur wird im Schul- und Erziehungsbereich immer mehr als Feld des Austausches zwischen verschiedenen Kulturen betrachtet. Das Verzeichnis hilft engagierten Personen bei ihrer Vermittlungstätigkeit. *Fremde Welten* wird vom *Kinderbuchfonds Baobab*, einer Arbeitsstelle der *Erklärung von Bern* und *terre des hommes schweiz* herausgegeben.

Fremde Welten kann bezogen werden bei:

Kinderbuchfonds Baobab; Laufenstr. 16, 4053 Basel; Tel. 061-333 27 27; Fax 061-333 27 26; baobab@access.ch

.....

Migration in und aus Afrika: Doppel-Thema in der FriZ – ZEITSCHRIFT FÜR FRIEDENSPOLITIK

Die *FriZ* 6/99 widmete sich dem Thema der *Migranten/-innen aus Afrika*, welche in die Schweiz und nach Europa kommen. Afrikaner/innen erscheinen in populistischen Slogans meist als Drogenhändler, Prostituierte und Hausmädchen. Mit dem Feindbild zukünftiger «Flüchtlingswellen» aus Afrika wird Politik gemacht. Die *FriZ* fragt nach: Um wie viele Menschen handelt es sich eigentlich? Woher kommen sie, weshalb? Und wie werden sie bei uns aufgenommen? Ausserdem: die Verstärkung der «Festung Europa» und die schweizerischen Bestrebungen, Teil dieses Abwehrsystems zu werden. Mit Texten von Robert Samo, Anni Lanz, Heiner Busch, Beat Leuthardt, Maritza Le Breton und Charlotte Beck-Karrer.

Wie viel mehr Menschen sind aber innerhalb des Kontinentes Afrika auf der Flucht! Nach Angaben des UNHCR leben auf dem afrikanischen Kontinent über 3 Millionen Flüchtlinge und rund 9 Millionen Vertriebene. Die *FriZ* 1/00 zeigt zum Thema *Migration in Afrika* die verschiedenen Migrationsursachen und -folgen auf dem afrikanischen Kontinent auf. Mit Texten von Roland E. Richter, Günther Bächler und Susanne Schmeidl, Jeff Handmaker, Tariq Abdallah, Stephanie Guha.

(Einzelnummer Fr. 10.–, Jahresabonnement Fr. 60.– (6 Ausgaben))

FriZ – ZEITSCHRIFT FÜR FRIEDENSPOLITIK, Postfach 6386, 8023 Zürich; Tel. 01-242 22 93; Fax 01-241 29 26; friz@dplanet.ch

.....

SAMSOLIDAM – DIE KINDERKULTURZEITSCHRIFT

Die Zeitschrift erscheint mit 32 Seiten vierteljährlich in einer Auflage von jeweils 10 000 bis 17 000 Exemplaren. Im Jahre 1999 sind

unter anderen die Hefte «Kleider machen Leute?», «Streit und Schlimmeres. Ein Heft über Toleranz und Gewalt» und «Eine Mauer ging durchs Land – Kinder in Ost und West» erschienen. Für März 2000 ist eine Ausgabe mit dem Titelthema «Afrika» in Vorbereitung. Lieferbar sind unter anderen folgende Titel: «Indien»; «Geld stinkt nicht»; «Leben und Tod»; «Kinderrechte»; «Klimawechsel».

Interviews, Berichte und Geschichten zeigen verschiedene Aspekte des jeweiligen Schwerpunktthemas auf und regen Kinder und Jugendliche zum Schmöckern, aber auch zum Nachdenken über eigene und fremde Lebenszusammenhänge an. Die Erklärung auch komplizierter Sachverhalte wird kombiniert mit Entdeckungsreisen in andere Länder und Kulturen. Dabei wird deutlich, dass Fragen und Probleme unterschiedlich beantwortet werden können und Lösungen nicht ohne weiteres auf der Hand liegen. Pädagogen können die *SAMSOLIDAM* deshalb für den Einstieg in Unterrichtsthemen nutzen.

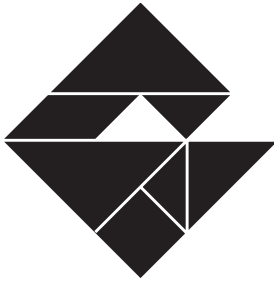
Gegründet 1980, wird *SAMSOLIDAM* seit 1996 von *Fremde Welten e.V.* herausgegeben. Der Verein wird von Journalisten/-innen und Pädagogen/-innen getragen, die sich in der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit engagieren. In über 50 Ausgaben innerhalb von fast 20 Jahren hat die *Kinderzeit-schrift* ein Profil entwickelt, das multikulturelle Toleranz und Verständigung vertritt und fördert.

(Ein Heft kostet DM 6.–, ein Abonnement DM 22.–. Für DM 15.– kann ein Paket mit drei Heften zum Kennenlernen bestellt werden.)

Bestelladresse: *SAMSOLIDAM* Abowverwaltung, FSP-GmbH Postvertrieb, Postfach 65 07 47, D-13307 Berlin.

Für weitere Informationen steht Jacqueline Sorrer unter der Telefonnummer 0049-30-691 19 68 zur Verfügung.

.....



Organisations von Afrikanern/-innen in der Schweiz Organisations d'Africain(e)s en Suisse

In der folgenden alphabetisch geordneten Liste finden sich die Adressen von Organisationen afrikanischer Immigrantinnen und Immigranten in der Schweiz, die mindestens eine regionale Bedeutung aufweisen und die ihren Tätigkeitsschwerpunkt im kulturellen oder sozialen Feld haben. Nicht berücksichtigt wurden Organisationen, deren Hauptzweck in der Pflege von Beziehungen oder in der Entwicklungszusammenarbeit mit bestimmten afrikanischen Ländern besteht.

(Hauptquelle: REGARDS AFRICAINS No. 41/42 {Hiver 1997/98}, p. 20–22)

Afrikanisches Kulturzentrum Zürich
Léopold Azangbé, Dinerstr. 15, 8004 Zürich
Gegründet im Juni 1999.

Afrikanium – IG für Bildung, Gesundheit und afrikanische Kulturen
Postfach 121, 4601 Olten
Neu gegründete Interessengemeinschaft zur Förderung der Bildung, Gesundheit und kulturellen Ausdrucksmöglichkeiten von Afrikanern/-innen in der Schweiz.

Afro Association in Zürich
Dr. Matthias O. Ezeoba, Postfach 869, 8021 Zürich;
Tel. 01-825 26 82; Fax 01-825 00 92
Siehe die separate Präsentation im «Forum».

Agence Mosaïque – Librairie
Cikuru Batumike, Rue de la Gare 48, 2502 Biel/Bienne
Buchhandlung und Verlag.

Association Culturelle Regards Africains
CP 46, 1211 Genève 24; tél. 022-343 87 93
Voir la présentation particulière dans le «Forum»/Siehe die separate Präsentation im «Forum».

Association de femmes d'origine africaine (AFOA)
Mme Kinja Mulegwa Migabo, CP 3492,
1211 Genève 3; tél. 022-789 13 35
Née de la fusion de groupes de femmes d'origine africaine de Genève désireuses d'établir l'unité et la coopération entre les femmes.

Association panafricaine pour l'Art
Dr. M. Sigam, CP 114, 1211 Genève 7;
tél. 022-734 91 80; fax 022-734 22 72

Vous trouverez dans cette liste alphabétique les adresses d'organisations d'immigrant(e)s africain(e)s en Suisse d'importance régionale, principalement actives dans les domaines culturel ou social. Ne sont pas mentionnées les organisations dont le but principal réside dans la coopération au développement ou l'amélioration des relations avec certains pays d'Afrique.

(Source principale: REGARDS AFRICAINS No. 41/42 {Hiver 1997/98}, p. 20–22)

Son but est de faire connaître l'art africain dans son ensemble par des expositions, des manifestations culturelles et des cours d'initiation à l'art africain, afin de faire revivre la tradition africaine.

Cadres sans frontières Afrique/CH
Mme Lucienne Serex, CP 110, 2005 Neuchâtel,
tél. 032-751 17 47
Formation destinée à des cadres africains en Suisse pour les aider à se mettre au service de l'Afrique, dans la perspective de leur retour.

Centre africain de La Chaux-de-Fonds
M. Raymond Teguzza, Combe-Grieurin 39a,
2300 La Chaux-de-Fonds; tél. 032-968 06 95
Son but est de promouvoir des activités culturelles et d'entraide. Plusieurs actions de solidarité.

Communauté africaine en Suisse (CAS)
M. Muadia Lungeni, Postfach 2504, 6002 Luzern;
Tel. 041-280 49 32
Organisation d'entraide avec activités sportives, entre autres à Lucerne.

Coordination des Associations africaines de Suisse (CAAS)
CP 2210, 1211 Genève 2
Importante organisation faîtière active en Suisse depuis 1994.

Institut panafricain de Lugano (IPAL)
M. Serge Nicolas Nzi, CP 18, 6943 Vezia;
tel. 091-56 51 95
Buts: La diffusion de la pensée africaine, la réflexion et la recherche de moyens d'actions pour répondre aux multiples crises qui freinent le développement démocratique de l'Afrique.



Treffpunkt schwarze Frauen

Manessestrasse 73, 8003 Zürich; Tel./Fax 01-850 75 33
Siehe die separate Präsentation im «Forum».

Verein Africa Freedom

M. Louis Mombu, Schaffhauserstr. 408, 8050 Zürich;
 Tel. 01-302 51 82
Siehe die separate Präsentation im «Forum».

Yaakaare

CP 5747, 1211 Genève 11;
 tél. 022-345 42 34/705 77 83
Un réseau euroafricain pour le développement intégré, les droits de l'homme et les relations interculturelles (REDHRIC).



**Association Culturelle
 Regards Africains (ACRA)**

L'association Culturelle Regards Africains existe depuis 1982. Engagée envers les mille et une luttes de l'Afrique, elle cherche également à jeter des ponts entre Africains et avec les autres communautés. Elle regroupe des Africains de plusieurs nationalités ainsi que des non-Africains, en Suisse et à l'étranger.

elle a 14 ans d'existence. Entreprise bénévole et s'autofinçant, elle n'a aucun lien particulier avec des groupes ou milieux financiers, politiques ou religieux. Poursuivant des objectifs essentiellement culturels, elle s'attache particulièrement à réhabiliter l'image de l'Afrique par une distance critique, sans complaisance. Tirée à environ 2000 exem-

plaires, elle compte des abonnés dans le monde entier. Cependant, en raison de la modicité de ses moyens, elle n'est régulièrement distribuée qu'en France, en Belgique, en Autriche, au Congo et au Sénégal, outre la Suisse. Des développements à ce sujet sont en cours.

Contact

Case postale 46,
 CH-1211 Genève 24;
 rue du Vieux-Billard 8,
 1205 Genève;
 tél. 022-800 14 84 ou 343 87 93;
 fax 022-301 15 66;
 regaf@worldcom.ch

Activités actuelles

- publication d'une revue trimestrielle REGARDS AFRICAINS (diffusion internationale, rubriques variées, grand dossier à chaque numéro);
- publication d'un Agenda Culturel mensuel (diffusion Suisse, événements, programmes Télé, cours et stages, etc.);
- animation d'émissions radios (actuellement ZONA AFRICA sur RADIO ZONERS, émettant depuis Ferney-Voltaire, près de Genève);
- organisation de «Cours pratiques pour comprendre l'Afrique et les Africains» (séminaires interculturels sur divers thèmes);
- organisation ponctuelle de diverses manifestations culturelles (colloques, conférences, concerts, expos, soirées ciné-débats, etc.).

Toutes les activités sont assurées entièrement par des bénévoles. En ce qui concerne plus particulièrement la revue REGARDS AFRICAINS, pivot de toutes ces activités,



**Treffpunkt schwarzer Frauen/
 Black Women's Meeting Place**

Wer sind wir? Wo gehören wir hin? Was wollen wir? Was will ich? Wie kann ich mit anderen betroffenen Frauen über Rassismus reden? Wie kann ich meinen Kindern und mir selber helfen, zurechtzukommen in einem fremden Land?

Der *Treffpunkt schwarzer Frauen* bietet Beratung und Information für schwarze Frauen, unterstützt Selbsthilfe-Initiativen und die Entwicklung von Selbstbewusstsein und fördert Integration und kulturelle Verständigung. Auch die Zusammenarbeit mit Institutionen

wie der Schule sowie der Kampf gegen Rassismus und Sexismus sind wichtige Anliegen.

Der *Treffpunkt schwarzer Frauen* ist jeden Freitagmorgen für Gesprächsrunden geöffnet, und von Montag bis Donnerstag, 10.00–12.30 Uhr wird, unter Tel. 01-885 43 93 eine telefonische Beratung angeboten.

Kontakt

Treffpunkt schwarzer Frauen,
 Manessestrasse 73, 8003 Zürich;
 Tel./Fax 01-850 75 33



Verein Africa Freedom

Africa Freedom ist ein 1993 gegründeter politisch und konfessionell neutraler Verein. Er will zur Integration und zur gegenseitigen Verständigung zwischen Schweizern/-innen und Afrikanern/-innen beitragen und unter den Migranten/-innen aus Afrika, der Karibik und den USA das Bewusstsein für die Einheit der Kultur der Schwarzen stärken. Sein Gründer ist ein Afrikaner, der seit vielen Jahren in der Schweiz lebt.

Der Verein ermutigt Afrikaner und Afrikanerinnen, selber aktiv zu werden, und hilft ihnen, die Ressourcen, die in der afrikanischen Exilgemeinde vorhanden sind, zu erschliessen, zum Beispiel das Wis-

sen, wie in der Schweiz Veranstaltungen erfolgreich durchgeführt werden können. Andererseits möchte er den Schweizern/-innen den Zugang zu Informationen über ihre afrikastämmigen Mitbürgerinnen und Mitbürger erleichtern und sie ermutigen, von den Klischeethemen wie Armut, Bürgerkrieg oder soziales Elend etwas wegzukommen. Nicht alle schwarzen Frauen tanzen – auch wenn es viele sehr gut können –, und nicht alle schwarzen Männer schlagen die Trommel. In der Schweiz leben auch afrikanische Ärzte/-innen, Anwälte/-innen, Akademiker/-innen, Manager/-innen, Professoren/-innen und Filmemacher/-innen.

Der Verein möchte mit der Organisation von Benefizkonzerten sowie mit der Durchführung von Solidaritätsaktionen Menschen aus verschiedenen Kulturen neue Möglichkeiten zur Begegnung und Annäherung eröffnen.

Aushängeschild des Vereins *Africa Freedom* ist ein dreitägiges Festival, das jährlich in Zürich durchgeführt wird und alle Aspekte des Lebens der schwarzen Exilgemeinde reflektiert. Es wird unterstützt von interkulturell tätigen Institutionen (das 4. Festival findet statt am 8.–10. September 2000).

Kontakt

Louis Mombu, Schaffhauserstrasse 408, 8050 Zürich;
Tel./Fax 01-302 51 82,
Natel 079-690 99 73;
www.africa-integration.ch



Afro Association in Zürich (AAZ)

Die *Afro Association in Zürich (AAZ)* ist eine Vereinigung, welche die Interessen aller in der Schweiz (und besonders im Kanton Zürich) ansässigen Afrikaner/-innen und anderer Schwarzer vertritt. Der Vorstand setzt sich aus Angehörigen verschiedener Staaten von West-, Ost- und vom südlichen Afrika zusammen. Der Verein AAZ wurde 1988 gegründet und 1989 ins Handelsregister eingetragen.

Die Vereinigung hat sich zum Ziel gesetzt, Vorurteile und Ungerechtigkeiten gegenüber Schwarzen abzubauen. Dazu dienen regelmässige Treffen von Schwarzafrikanern/-innen, welche einer schweizeri-

schen Öffentlichkeit Informationen über Lebensgewohnheiten und kulturelle Hervorbringungen in Afrika und in der Diaspora zugänglich machen. Auch die gegenseitige Hilfestellung bei Alltagsproblemen, Vermittlung in konflikthaften Situationen und juristische Beratungen gehören zu den Tätigkeiten der AAZ. Gerade die Inanspruchnahme der genannten Dienstleistungen zeigt, dass die AAZ zu einem Refugium für viele Afrikaner/-innen geworden ist, die mitten unter den Eidgenossen/-innen teilweise einsam und heimatlos leben und Mühe haben, den erlittenen Kulturschock zu überwinden.

Die AAZ ist bemüht, Afrika und die Afrikaner/-innen nicht nur tanzend und musizierend vorzustellen, da Afro-Dance und Afro-Musik oft vom oberflächlichen Reiz des Exotischen profitieren. Afrika hat jedoch eine eigene Geschichte, eine eigenständige Kunst und Literatur, eine Vielfalt an Autorinnen und Autoren, Künstlerinnen und Künstlern. Die AAZ wird sich in Zukunft darum bemühen, zusammen mit Schweizern/-innen Symposien zu veranstalten, um das gegenseitige Verständnis über die soziokulturellen Grenzen hinweg zu fördern.

Kontakt

Dr. Matthias O. Ezeoba,
Afro Association in Zürich AAZ,
Postfach 869, 8021 Zürich;
Tel. 01-825 26 82;
Fax 01-825 00 92



Babaylan – Philippine Women's Network

In der letzten Zeit ist öfters von der «Feminisierung der Migration» die Rede. Gemeint ist die Tatsache, dass mehr und mehr Frauen migrieren. Die Realität dieses Phänomens bringt spezifische Probleme mit sich. Um die Interessen der philippinischen Migrantinnen wahrzunehmen, gründeten aktive Filipinas in elf europäischen Ländern *Babaylan*, ein Netzwerk der und für Filipinas. Die erste Konferenz zum Thema «*Empowering Filipinas in Europe*» fand in Barcelona im Jahr 1992 statt. Seither organisiert *Babaylan* alle zwei Jahre eine europäische Konferenz. *Babaylan* ist eine Dachorganisation philippinischer Frauengruppen und Organisationen. In der Schweiz haben sich zehn Organisationen aus Basel, Bern, Luzern, Zug, Zürich und Graubünden *Babaylan* angeschlossen.

Die Bedeutung von Babaylan

Bevor die Spanier die Philippinen kolonisierten, bestand die philippinische Gesellschaft aus Stämmen. Wie in frühen Kulturen war der Medizinmann die wichtigste Persönlichkeit. Er führte auch religiöse Rituale durch. In den präkolonialen Philippinen hatten einige Stämme auch Priesterinnen, die sie *Babaylan* nannten. Das zeigt, dass die Frauen vor der Ankunft der Spanier auf den Inseln eine hohe Stellung innerhalb der Gesellschaft einnahmen. *Babaylan*-Frauen wurden dann während der spanischen Herrschaft eingekerkert. Unser Netzwerk *Babaylan* zu nennen bedeutet, den alten Geist der Filipinas wieder zum Leben zu erwecken.

Das Schweigen brechen

Von den fast eine Million zählenden Filipinas und Filipinos, die zurzeit in Europa leben, sind etwa

80% Frauen. Der Grossteil der ausgewanderten Filipinas versucht, sich in europäischen Haushalten als Putz- und Dienstpersonal zu verdienen. Viele kamen als Ehefrauen von europäischen Gatten. In den letzten Jahren nahm die Zahl der Ausweislosen zu. Ohne Sprach- oder Rechtskenntnisse sind sie der ökonomischen Ausbeutung schutzlos ausgeliefert.

Babaylan fördert das Selbstbewusstsein der Frauen. Die Frau hat das Recht auf Selbstbestimmung – über ihren eigenen Körper und über ihr eigenes Leben. *Babaylan* fördert die Überwindung des verinnerlichten Opfersyndroms von Frauen. Auch Migrantinnen haben die Fähigkeit, selbst zu handeln und Ungerechtigkeiten zu widerstehen. Doch ist *Babaylan* bewusst, dass der Weg der Migrantinnen zur Kontrolle über das eigene Leben langsam und langwierig ist. Genau diese Entfaltung der Einzelnen will *Babaylan* unterstützen. Die Frauen werden ermutigt, ihre Situation zu schildern. Sie werden dazu ermuntert, ihre Abhängigkeit und die Isolation zu überwinden. Das Schweigen zu brechen bedeutet, ihre Geschichten zu erzählen.

Die Ziele von *Babaylan* sind auf zwei Ebenen ausgerichtet: die persönliche und die politische. Auf der persönlichen Ebene führt *Babaylan* Schulungsprogramme durch. Workshops in Frauenangelegenheiten, zur Stärkung des Selbstvertrauens, über Partnerschaft und Beziehung, peer counseling und zu Antirassismus etc. werden regelmässig angeboten. *Babaylan* Schweiz organisiert alle zwei Jahre ein nationales Treffen. Die erste Konferenz thematisierte binationale Beziehungen. Neunzig Besucherinnen und Besucher aus der ganzen Schweiz kamen nach Zug, um das Thema zu diskutieren. Die zweite Konferenz fand in Rheinfelden statt. Dieses Mal haben fünfzig Filipinas das Thema «Ausbildung und Weiterbildung» erörtert. Wir halten uns über die Entwicklungen in Bezug auf die Ausländergesetze in der Schweiz und in Europa auf dem Laufenden. Auf der politischen Ebene verlangen wir Änderungen, wenn Ausländerinnen benachteiligt werden. Zum Menschenrechtsjubiläumsjahr '98 drehte *Babaylan* Schweiz den Dokumentarfilm *Das Schweigen brechen ... aus der Dunkelheit ans Tageslicht* zum Thema Hausangestellte. Der Film wurde unter anderem der Menschenrechtskommission in Genf vorgeführt.

Kontakt

Anny Hefti-Misa, Babaylan
Schweiz, Hof 3, 7000 Chur



Verein binationaler Partnerschaften und Familien/ Association des binationaux

Wenn sich eine Schweizerin in einen Schwarzafrikaner verliebt, ist Heirat oft die einzige Möglichkeit, damit die beiden zusammenbleiben können. Doch bevor es dazu kommen kann, stellt die Papierbeschaffung und -beglaubigung eine

erste Hürde dar. Für viele beginnt ein langes und teures Hindernissen, denn manche fürs Standesamt nötigen Papiere existieren in anderen Ländern nicht oder es ist schwierig, sie auf legalem Weg zu beschaffen. Nicht überall sind



exakte Daten und Fakten so wichtig wie in der Schweiz. Das kann zu erheblichen Verwirrungen führen. In Basel wurde kürzlich ein Fahrausweis, der in Afrika legal erhalten und jahrelang benutzt worden war, als Fälschung deklariert. Resultat: Die junge schweizerisch-afrikanische Familie erhielt eine Busse von 700 Franken. Bei der Beschaffung der Heiratspapiere kann sich zudem herausstellen, dass der junge Mann eigentlich einen anderen Namen und ein anderes Geburtsdatum hat als ursprünglich mitgeteilt. Da kommen nicht nur die Behörden ins Schwitzen, sondern auch die schweizerische Partnerin und die Schwiegerfamilie. Heisse Diskussionen sind die Folge, und ein fast endloses Hin und Her mit den Behörden strapaziert die Nerven aller Beteiligten.

Es ist sehr zu empfehlen, sich rechtzeitig über die kulturelle und familiäre Herkunft des afrikanischen Partners oder der Partnerin und über die rechtliche Lage in beiden Ländern zu informieren. Sehr hilfreich ist auch der Kontakt zu anderen binationalen Familien und der Erfahrungsaustausch. Dies sind natürlich keine Garantien fürs Glück, aber hilfreiche Mittel zu einem besseren gegenseitigen Verständnis.

Auch der Freundeskreis und die Schwiegerfamilien müssen sich an die interkulturelle Beziehung gewöhnen. Oft hilft erst der «ach so süsse» Nachwuchs, die trennenden Klippen zu überwinden. Der Satz «Wir haben ja schon immer gewusst, dass das nicht gut gehen kann» ist im Hinterkopf einer jeden Schweizerin fest verankert, die einen dunkelhäutigen Ausländer geheiratet hat, und übt einen enormen Erfolgsdruck auf die Ehe aus. Es kann auch sein, dass sich die afrikanische Schwiegerfamilie gegen die Beziehung wehrt, obgleich dies erfahrungsgemäss eher selten ist. Denn die Heirat eines schwarzen Mannes mit einer weissen Frau gilt in der Regel als sozialer Aufstieg – ein Relikt aus der Kolonialzeit. Der Sohn in Europa wird gewöhnlich

zur unverzichtbaren, nie versiegenden Geldquelle für die grosse afrikanische Familie. Und dazu gehören viele Personen: die Eltern, die Geschwister, die Cousins und Cousins dritten und vierten Grades, gar alle Personen aus dem Herkunftsort? Wie auch immer: Sie alle haben Erwartungen, brauchen Schulgeld, Geld für Arzneimittel, für den Aufbau eines eigenen Geschäfts. Das kann zu harten Auseinandersetzungen im schweizerischen Ehealltag führen. Dabei gilt es zu bedenken, dass das Familienbudget oft bescheiden ist, weil afrikanische Diplome bei uns kaum anerkannt sind und der afrikanische Mann deshalb oft einer unqualifizierten und schlecht bezahlten Arbeit nachgehen muss.

Ehekrise entstehen häufig bei einschneidenden Veränderungen im Leben, die zu einer Verunsicherung führen, wie beispielsweise die Geburt eines Kindes, der Verlust eines Familienmitglieds oder Arbeitslosigkeit. Viele migrationspezifische Themen können in solchen Momenten das Familienklima nachhaltig belasten. Das Heimweh beginnt an der Seele zu nagen: Plötzlich ist hier alles schlecht und dort alles gut. Anstatt wie bisher Rosinen aus beiden Kulturen zu pflücken, wächst die innere Zerrissenheit. Möglicherweise versteifen sich beide auf Werte und Verhaltensweisen, die in den ersten Jahren der Verliebtheit unwichtig waren. Das zeigt aber gerade, dass sich die partnerschaftlichen Schwierigkeiten in interkulturellen Beziehungen nicht in erster Linie durch die Herkunft aus verschiedenen Kulturen oder sozialen Schichten erklären lassen, sondern hauptsächlich aus dem Charakter der Beteiligten und deren Alltagssituation. Die Frage ist, wie das Paar mit den verschiedenen Lebensgeschichten, den gelernten Werten und Mustern umgehen kann und ob es bereit und fähig ist, Kompromisse einzugehen und neue, eigene Wege zu finden. Es ist zu simpel, alle Schwierigkeiten mit dem kulturellen Unterschied zu begründen, denn so wird nur ent-

schuldigt anstatt daran gearbeitet. Wer in einer schwarz-weiss Beziehung lebt, hat keinen bequemen Weg gewählt. Aber es ist eine grosse Chance, um Neues kennen zu lernen, Bekanntes und Angelerntes zu überdenken und allenfalls loszulassen. Täglich müssen sich die Beteiligten mit dem «Fremdsein» des geliebten Gegenübers und dem nicht typisch europäischen respektive afrikanischen Aussehen der Kinder auseinander setzen. Das braucht Kraft, Überzeugung, Toleranz und ein wohlwollendes Beziehungsnetz. Es bedeutet ein stetes Klären von Begriffen, Standpunkten und Verhaltensweisen innerhalb der Ehe und nach aussen: ein lebenslanges Streben nach dem eigenen, individuellen Weg. Schwarz-weisse Familien sind als interkulturelle Vorbilder eine grosse Bereicherung für die Gesellschaft.

ANDREA KNECHT

Verein binationaler Partnerschaften und Familien/Association des binationaux/Associazione dei binazionali/Unium da partenadis e famiglias binazionales

Die *IG Binational* ist ein Verein von interkulturellen (v. a. schweizerisch-ausländischen) Paaren und Familien mit Regionalgruppen in Basel, Bern, Langnau, Zürich, St. Gallen und im Tessin. Der Sitz ist in Zürich. Die *IG Binational* publiziert vierteljährlich ein Bulletin; vertritt die Interessen von Binationalen gegenüber den Behörden und der Öffentlichkeit und informiert über die Belange von Binationalen; bietet Kontaktmöglichkeiten an, unterstützt und berät Ratsuchende (schriftlich). Die *IG Binational* finanziert sich ausschliesslich durch Mitgliederbeiträge und Spenden und leistet alles in Freiwilligenarbeit.

Kontakt

Zentralsekretariat IG Binational,
Postfach 3063, 8021 Zürich;
Tel. 01-322 67 77;
binational@feminism.ch



Echanges pédagogiques entre le Tchad et la Suisse

Depuis 1999, le service romand de la *Fondation Education et Développement* est responsable des échanges entre étudiants des écoles normales de Suisse et du Tchad. Ces stages reposent sur une longue expérience de l'École normale de Lausanne qui, depuis une dizaine d'années, a organisé pour ses étudiants les stages pédagogiques au Tchad.

Cette année, plus de 20 étudiant(e)s de sept écoles normales suisses partiront entre janvier et février pour 3 semaines au Tchad. En mars, leurs collègues des écoles normales du Tchad leur rendront visite. Les futures enseignantes et enseignants partageront ainsi leurs expériences professionnelles, mais aussi personnelles, découvriront par immersion le système scolaire dans un autre pays et seront confrontés à quelques réalités sociales, économiques et politiques d'un pays du Sud et d'un pays du Nord.

L'éventail des observations et des réactions recueillies l'année passée montre un nombre important d'impacts encourageants dans les domaines des compétences professionnelles, sociales et du développement d'attitudes et aptitudes personnelles. A titre d'exemple, les premiers contacts des étudiants Suisses avec la culture et la vie tchadienne étaient particulièrement marquants. «C'est la première fois que je me sens minoritaire avec tous les regards portés sur moi. Je comprends mieux maintenant comment un immigré doit se sentir en Suisse.» Cette impression de Rea, 22 ans, étudiante de Zurich, était partagée par la majorité du groupe. Le choc culturel a suscité des réactions très diverses de curiosité et, également, d'étonnement. «Je me sens parfois comme dans un film où je suis observateur, avec la vie et les événements qui défilent devant moi.»

Les regards et les commentaires des étudiants tchadiens face à la réalité de l'enseignement en Suisse sont parfois décapants. «L'enseignant en Suisse prépare et présente son sujet avec tout un matériel à disposition. Cela m'a préoccupé. Est-ce que les enfants font un effort d'eux-mêmes? Est-ce qu'ils réfléchissent?» Vawane, étudiante tchadienne de 26 ans, met sans détours le doigt sur les différences pédagogiques de taille. «Les effectifs des classes suisses permettent d'exercer

une pédagogie active», salue-t-elle, «chez nous les classes peuvent atteindre 60 élèves et plus.»

Grâce au soutien de la *Confédération par la Direction pour le Développement et la Coopération* (DDC) et d'autres donateurs ces échanges pédagogiques se poursuivront jusqu'en 2002. Ils s'adressent à toutes les institutions responsables de la formation du corps enseignant (écoles normales ou hautes écoles pédagogiques) intéressées.

Contact

Charly Maurer, Beat von Däniken,
Fondation Éducation et
Développement, Av. de Cour 1,
CP 164, 1000 Lausanne 13;
tél. 021-612 00 81;
fax 021-612 00 82;
fed@lausanne.globaleducation.ch



Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt – Festgefahrenes durch Projektunterricht bewegen

Können Einstellungen von Jugendlichen bezüglich Ausländern/-innen, Asylsuchenden und Andersgläubigen durch geeignete Lernsequenzen und Erfahrungsmöglichkeiten verändert werden? Diese Frage stellen wir uns im Rahmen des nationalen Schwerpunktprogrammes «Gewalt im Alltag und organisierte Kriminalität» (NFP 40). Wir konzentrierten uns bei der Erprobung einstellungsverändernder Unterrichtsformen auf schulleistungsschwache, männliche, 17- bis 18-jährige Jugendliche, welche die hauptsächliche Risikogruppe für fremdenfeindliche, rassistische und gewaltbereite Einstellungen darstellen. Aufgrund der Resultate des ersten Durchgangs wurde das Projektprogramm überarbeitet und optimiert, indem in erster Linie direkte Kontaktmöglichkeiten mit Betroffenen ausgebaut sowie interaktive und erlebnisnahe Lernformen ein-

gesetzt wurden. Fünfzehn Berufsschulklassen nahmen am Projekt teil, und ebenso viele wurden als Kontrollgruppe befragt, was ein Sample von 419 Lehrlingen ergibt. Die Schüler wurden unmittelbar vor und nach dem Projektunterricht sowie im Abstand von drei Monaten und einem Jahr befragt. Neben diesen Befragungen wurden noch weitere Instrumente wie eine unabhängige Unterrichtsbeobachtung, Kurzbefragungen und Interviews mit auffälligen Schülern zur Evaluation des Projekterfolgs eingesetzt.

Der eineinhalbtägige Projektunterricht, an dem die Klassen teilnahmen und welcher von speziellen Kursleitern/-innen durchgeführt wurde, bestand aus drei Teilen mit den Schwerpunkten «Flüchtlinge», «Ausländer» und «Juden». Besonders positiv fielen die erreichten Einstellungsänderungen bezüglich Asylsuchenden aus. In



Bezug auf diese Gruppe waren auch nach einem Jahr Aufklärungseffekte nachweisbar. Die allgemeine Ausländerfeindlichkeit nahm bei der Kontrollgruppe während des Befragungsjahrs markant zu, so dass dem Projekt auch eine präventive Wirkung zugeschrieben werden kann. Leider muss jedoch bezüglich Antisemitismus und Holocaust Verleugnung von einem Bumerangeffekt gesprochen werden, da solche Einstellungen nach der Projektteilnahme vermehrt vertre-

ten wurden. Dieses negative Resultat wirft Fragen zur Verbesserung der Interventionsstrategien auf, welche sich nur über die Analyse der gruppenspezifischen Ebene beantworten lassen.

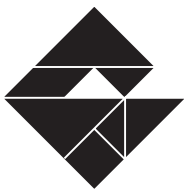
MIRYAM ESER DAVOLIO

Miryam Eser Davolio,
«Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt – Festgefahrenes durch Projektunterricht bewegen»
Bern: Haupt, 2000

Une troisième section propose des points de vues contradictoires à propos du film. Comment dialoguer avec les skinheads dans le cadre d'un débat démocratique? Faut-il les laisser s'exprimer ou non? Le film favorise-t-il la diffusion de leurs idées?

La quatrième partie décrit les principales formes de racisme. Elle indique des réponses appropriées et discute les possibilités et limites de la loi contre le racisme.

La dernière partie propose des principes pédagogiques et fournit des pistes pour l'animation d'activités et de discussions. Enfin, une série d'adresses et une bibliographie permettent au lecteur intéressé d'approfondir l'action et la réflexion.



A propos des skinheads et du racisme en Suisse

Un livre et des interventions pour accompagner un documentaire sur les skinheads suisses

Dans le cadre de sa recherche-action sur la violence raciste en Suisse romande¹ l'équipe de recherche (Monique Eckmann et Claudio Bolzman de l'IES et Anne-Catherine Salberg et Karl Grünberg de l'ACOR) a décidé de publier un livre-dossier qui accompagne un documentaire sur les skinheads en Suisse.

Le documentaire *Skin or die* de Daniel Schweizer, d'une durée de 60 minutes, montre en effet une réalité méconnue en Suisse. La projection du film dans divers lieux publics suscite à chaque fois des vives réactions qui ont pu être observées. Certaines personnes expriment des sentiments de rejet, de peur, de colère à l'égard des jeunes skinheads, alors que d'autres banalisent ces actes («Ce ne sont que des jeunes»). Ainsi, ce film soulève-t-il de mul-

tiples interrogations, car pour les uns il constitue un excellent outil de prévention, alors que pour d'autres il pourrait avoir un effet de séduction, contraire aux intentions du réalisateur.

Les auteurs ont estimé utile de créer un livre-dossier destiné à des *multiplicateurs* (animateurs, enseignants, militants, responsables associatifs, travailleurs sociaux, etc.) comme outil qui permette de prolonger le film par des réflexions, des débats, voire des actions pédagogiques.

Le contenu du dossier

Dans la première partie, le documentaire *Skin or die* est présenté, suivi du bilan des principaux échos et réactions enregistrés après les projections, montrant les interrogations qu'il suscite.

Une deuxième section rassemble des contributions permettant de mieux comprendre le phénomène skinhead: une description sociologique, l'examen de leur discours et l'analyse du contexte social et politique.

Des interventions socio-pédagogiques contre le racisme

La fabrication de ce dossier entre dans un projet plus large d'élaboration d'outils pédagogiques à l'intention de multiplicateurs comme support à des interventions socio-pédagogiques contre le racisme.

Les auteurs souhaitent que se multiplient les occasions de débats et de réflexion afin de changer opinions et attitudes. Cependant, il est que les attitudes ne changent pas simplement par le fait d'acquérir une nouvelle information sur le racisme, ni par une moralisation qui stigmatise les sympathisants de mouvements comme celui des skinheads. C'est pourquoi ils se proposent de développer des outils pour des interventions socio-pédagogiques qui prennent en compte la diversité des positions. Dans cette perspective, ces interventions devraient amener chacun à s'interroger sur ses propres ambivalences et contradictions et sur les attitudes qui en découlent. Une éducation antiraciste qui veut promouvoir un changement doit permettre une libre expression des craintes et des sentiments de chacun, amener les sujets à une prise de conscience

¹ Recherche financée par le FNSRS, dans le cadre du PNR 40 «Violence au quotidien»: Violence raciste en Suisse Romande: Analyse des actes, des auteurs et de nouvelles formes d'intervention. M. Eckmann, A.-C. Salberg, C. Bolzman, K. Grünberg (à paraître aux Editions IES).



de leurs actes et les obliger à se responsabiliser.

Il est en effet important de lutter contre la banalisation et la normalisation du discours et de la violence raciste. Ne pas s'opposer clairement à un phénomène tel le mouvement skinhead signifierait le maintien d'un climat de complaisance. Mais d'un autre côté, ne pas entendre ce que disent ces jeunes signifie exclure d'emblée toute interrogation et pose la question des possibilités et limites du débat démocratique. Le défi est donc de n'exclure personne du débat à mener, et surtout d'éviter de le mener entre gens acquis d'avance. Il est donc nécessaire de multiplier des espaces de discussion où le dialogue et la confrontation d'opinions sont possibles: dans des écoles, des foyers de jeunes, des

maisons de quartier, des associations, des entreprises. Par la création d'un climat d'écoute et de respect, on permet de faire émerger des interrogations plutôt que d'apporter des réponses toutes faites: de créer des dilemmes et de transformer les oppositions en doutes.

Mais il faut également éviter de limiter le phénomène du racisme aux jeunes et aux skinheads. En effet, de même que les violences commises par les jeunes skinheads, les discriminations institutionnelles et structurelles doivent faire l'objet de condamnations claires de leurs responsables. C'est pourquoi il est primordial qu'au sein des associations, écoles, syndicats, partis et mouvements sociaux des débats et des actions prennent place, ainsi que des prises de positions et des actions publiques.

Le dossier se veut ainsi un point de départ pour de multiples actions sociales et pédagogiques dans tous les milieux qui questionnent le phénomène skinhead dans le contexte actuel.

MONIQUE ECKMANN

Monique Eckmann, Karl Grünberg
«A propos du phénomène des Skinheads et du racisme en Suisse»
Genève: Editions IES, 1999

Il peut être commandé aux prix de 28.— ou de 52.— avec la cassette vidéo (la cassette existe en français, anglais et allemand):

tél. 022-322 14 14;
 fax 022-322 14 99;
 editions@ies.unige.ch



Im Vorbeigehen

WAYNE SUTHERLAND

ich bin dunkel. ihr könnt meine Zähne sehen im Dunkeln, wenn ich lache; und weil ich nicht lache im Vorbeigehen, seht ihr mich nicht.

ich setze mich an einen Tisch.

ernst sieht er aus, wenn er isst und sein Schnurrbart bewegt sich kaum. hin und wieder fällt ein Blick auf seine Zeitung. der ist Türke. der liest von daheim, denke ich. «kann ich bitt Tee ahben», sagt er, und ich denke, dass er vielleicht hier ist, weil er sich nicht mit dicken Knüppeln in die Nieren schlagen, weil er sich nicht die Finger brechen, weil er sich nicht Zigaretten auf der Haut ausdrücken lassen will. weil er sagen will, was er will, und seine Hände brauchen. als er zahlt und geht, nicke ich. «nein, du isst nichts weg.»

ich warte auf einen Bus.

sie spricht mit ihrer Freundin und ihre Augen haben die Form der Mandel. hin und wieder schaut sie in ihre Zeitschrift. das sind die mit den lustigen Buchstaben, denke ich. die sind aus China, nein nein, aus Vietnam oder Thailand. sie sind wie kleine bunte Papierschirmchen, diese zwei Mädchen. der Klang ihrer Stimmen, ihre Worte, ich versteh nicht warum, machen mich froh und ich seh das Meer und Menschen die nur farbige Tücher tragen und sonst nichts. auf einmal lachen sie und ich hätte gerne gewusst, was es sein kann, was die beiden lachen macht.

auf der Strasse.

manchmal seh ich ihn. seine Arme sind wie unbehauener Stein. er spielt auf seinen Trommeln. er sei aus Südamerika, und er habe seriöse Schwierigkeiten gehabt. ich glaube ihm, weil er schweigt und nichts mehr sagt. er kennt die



Spitzel. und ich denke, bloss nicht. bloss nicht hier. nicht plötzlich von der Strasse in ein Auto gezerrt werden, nur weil die Nachbarsfrau gesehen haben will, wie ich –

und dann irgendwo hin, wo keiner deine Schreie hört und sie lachen wenn du sagst «ich hab das Recht. ich hab das Recht zu schreiben.»

im Wald.

er sei geflohen, «ja wie denn?» «mit dem Tram», ich muss ein bisschen schmunzeln. «aus der Klinik», sagt er. er hätte die Sachen immer so gesehen und auch gehört. die Stadt und ihr eisernes Blut. es sei soviel für ihn hier zu sein. so müde zu sein. und er möchte

weg in ein anderes, warmes Land oder einfach weg, aber nicht zurück. ich lass ihn stehn.

von weitem.

ich seh die Krokodile in ihren Augen. und wenn ich sie sehe im Dickicht der Menge, spricht mein Herz wie ein unbändiger Strom. sie ist schwarz.

«nimm mir meine Augen», sage ich und rücke zu ihr hin. «dann bist du nicht schwarz, nicht weiss; nur weich, und dein Haar ein wenig fester wenn ich bei dir bin.»

Wayne Sutherland, geboren 1964, lebt und arbeitet in Bern. Der Text gewann 1986 den Schweizerischen Arbeiter-Literatur-Wettbewerb.



Januar 2001 **Fachtagung der EKR / Colloque de la CFR**
Diskriminierung in der Arbeitswelt / Discrimination dans le monde du travail

Die jährliche Fachtagung der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus und der Weiterbildungsstelle der Universität Bern wird im nächsten Jahr in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Forum für Migrationsstudien in Neuchâtel vorbereitet. Thematisiert werden sowohl Diskriminierungen bei der Arbeitssuche wie Diskriminierungen am Arbeitsplatz. Für nähere Informationen: Sekretariat EKR, 3003 Bern; Fax 031-322 44 37; ekr-cfr@gs-edi.admin.ch

21. 3. 2000 **Journée mondiale contre le racisme –**
Internationaler Tag gegen Rassismus

18. 3. 2000 12.00–17.00 Uhr	Welt- und Europaratskonferenz gegen Rassismus – Nationales NGO-Vorbereitungstreffen <i>Französische Kirche Bern, Predigergasse 3</i>	Kate Burgener, Forum gegen Rassismus; Tel. 031-311 51 53 (donnerstags), Fax 031-312 40 45, forum.against.racism@freesurf.ch
---------------------------------------	--	---

Die Europäische Konferenz gegen Rassismus ist für den 11.–13. Oktober, das Forum der NGOs für den 10.–11. Oktober 2000 geplant. Die Konferenz bereitet regional die UNO-Weltkonferenz gegen Rassismus (WCAR) vor, die im Jahr 2001 stattfinden wird. Das Forum gegen Rassismus will die Vorbereitungsarbeiten der NGOs auf nationaler Ebene koordinieren und die gemeinsamen Interessen auf internationaler Ebene einbringen.

6. 4.–25. 6. 2000 Vernissage: 5. 4., 18.00	South meets West (Africa), Zeitgenössische Kunst aus Westafrika und dem südlichen Afrika <i>Kunsthalle & Historisches Museum Bern</i>	Kunsthalle & Historisches Museum Bern; Tel. 031-351 00 31
---	---	--

30. 3.–1. 4. 2000	Afrika 2000 in Leipzig	Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland, Univ. Leipzig, Burgstr. 21, D-04109 Leipzig; Tel. 0049-341-9737037; Fax 0049-341-9737048; kappel@rz.uni-leipzig.de; http://www.uni-leipzig.de/~ifa/
--------------------------	-------------------------------	---

6.–9. 4. 2000	Ethnic Neighbourhoods in European Cities: Entrepreneurship, Employment and Social Order <i>internationaler Kongress in Köln</i>	Centre for European Migration and Ethnic Studies, Torpoint/U.K.(CEMES); Institut für Soziologie, Univ. Köln, Greinstr. 2, D-50939 Köln; Tel. 0049-221-470-2409; Fax 0049-221-470-5180; friedrichs@wiso.uni-koeln.de; http://www.cemes.org
----------------------	---	--

13.–14. 4. 2000	Herausforderung Integration. Migrationspolitik für schweizerische und europäische Städte <i>Tagung in Bern</i>	Schweizerisches Forum für Migrationsstudien, Rue des Terreaux 1, 2001 Neuchâtel; Tel. 032-718 39 20; Fax: 032-718 39 21
------------------------	--	---

9. 5. 2000 18.15	«Racisme», ethnocentrisme et vote d'extrême droite: le cas français <i>Conférence publique par Nonna Mayer</i> <i>Genève, UNI Bastions, salle B 106</i>	Société académique de Genève, CP 234, 1211 Genève 4; marc.ruegger@ire.unige.ch; http://societe.academique.unige.ch/
----------------------------	--	---

30. 5. 2000 18.15	Racisme et citoyenneté <i>Conférence publique par Dominique Schnapper</i> <i>Genève, UNI Bastions, salle B 106</i>	Société académique de Genève, CP 234, 1211 Genève 4; marc.ruegger@ire.unige.ch; http://societe.academique.unige.ch/
-----------------------------	---	---

23. 6. 2000	Welche kulturellen Rechte haben Minderheiten? <i>Tagesseminar des Netzwerks Menschenrechtsbildung mit Walter Kälin, Gerhard Seel u. a. m.</i>	Menschenrechte Schweiz MERS, Gesellschaftsstr. 45, CH-3012 Bern, Tel. 031-302 01 61, Fax 031-302 00 62; info@humanrights.ch ; www.humanrights.ch
--------------------	---	--



23. 6. 2000 9.00–17.00 Uhr	Gesundheiten – Prävention bei Migrantinnen in der Schweiz <i>Hotel Kreuz, Bern</i>	Informationen und Anmeldung: paola.giuliani@aids.ch; rstuker@caritas.ch
-------------------------------	--	--

Nationale Tagung der Aids-Hilfe Schweiz und der Caritas Schweiz für Fachleute aus dem Gesundheits-, Migrations- und Sozialbereich, Ausländer/innen-organisationen und Behörden.

1. 9. 2000	NGO-Veranstaltung zur Schaffung eines nationalen Menschenrechtsremiums <i>Bern</i>
------------	--

Die Umsetzung der Menschenrechtspostulate im eigenen Land und eine kohärentere Menschenrechtspolitik auf Bundesebene ist notwendiger denn je. Ein Menschenrechtsremium, das diese Arbeiten vorantreiben könnte, fehlt. Nichtregierungsorganisationen haben bislang zu einer solchen Instanz weder eine Meinungsbildung geleistet noch eine Lobby-Strategie entwickelt. Das wollen wir jetzt tun. Deshalb laden wir NGOs, Gewerkschaften und kirchliche Kreise zu einer Diskussion ein, welches Gremium unseren Bedürfnissen der Menschenrechtsarbeit entsprechen würde und wie ein solches Gremium baldmöglichst realisiert werden könnte. Wir werden an der Veranstaltung verschiedene Modelle präsentieren und vergleichen und eine gemeinsame Position und Umsetzungsstrategie erarbeiten.

Einladung mit detailliertem Programm sowie Vorbereitungsunterlagen folgen.

*Muriel Beck Kadima (Menschenrechtsbeauftragte des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds), Tel. 031-370 25 71, muriel.beck@sek.ch;
Alain Bovard (Amnesty International), Tel. 031-307 22 22, abovard@amnesty.ch;
Maya Doetzkies (Menschenrechte Schweiz MERS), Tel. 01-422 86 33, doetzkies@bluewin.ch;
Markus Loosli (Schweizerische Flüchtlingshilfe SFH), Tel. 031-370 75 75, markus.loosli@sfb-osar.ch;
Peter Niggli (Arbeitsgemeinschaft der Hilfswerke) Tel. 031-381 17 11, pniggli@swisscoalition.ch*

8.–10. 9. 2000	4. Afrikanisches Kulturfestival «Integration» <i>Zürich</i>	Verein Africa Freedom, Schaffhauserstr. 408, 8050 Zürich; Natel 079-690 99 73; Fax/Tel. 01-302 51 82; picaflor@freesurf.ch; www.africa-integration.ch
----------------	---	---

Wie in den letzten drei Jahren will das Festival die Integration im Sinne eines Kulturaustausches zwischen Europa und dem Schwarzen Kontinent fördern. Gleichzeitig soll das Bewusstsein unter den in Europa lebenden Migrantinnen und Migranten aus Afrika, der Karibik, Amerika und Asien für die Einheit der Kultur der Schwarzen gestärkt werden.

Besucherinnen und Besucher erwartet ein farbiges Programm mit zahlreichen kulturellen Leckerbissen: Dazu gehören ein afrobrasilianischer Minikarneval, Theateraufführungen, verschiedene Konzerte und DJs (moderne und traditionelle afrikanische Musik, Afro-Caribbean, Reggae), Tanz- und Trommelworkshops, eine offene Bühne sowie ein vielfältiges Familienprogramm, ein Afro-Basar sowie exotisch-kulinarische Spezialitäten.

Daneben steht ein Podiumsgespräch zum Thema «Die Folgen der Aids-Epidemie für die afrikanische Gesellschaft von heute und morgen» auf dem Programm.

15.–18. 9. 2000	The Role of the Romanies: Images and Self-Images of Romanies/ «Gypsies» in European Cultures <i>Interdisciplinary Conference, University of Liverpool</i>	Dr. Susan Tebbutt, Department of Modern Languages, University of Bradford, Bradford, West Yorkshire BD7 1DP, UK; Tel. 0044-1274-234 588; Fax 0044-1274-385 590; s.tebbutt@bradford.ac.uk
-----------------	---	---

This conference seeks to address the questions raised by the ambivalent encounter of the «Gypsies» with European cultures. It aims both to reexamine Gadjó constructions of Romanies/«Gypsies» in the Orientalist style over the centuries and to appraise and compare the contributions made by Romanies themselves to European cultures. The language of the conference will be English

6.–10. 11. 2000	Colloque international sur le racisme et la tolérance <i>Genève</i>	Société académique de Genève, CP 234, 1211 Genève 4; marc.ruegger@ire.unige.ch; haat://societe.academique.unige.ch/
-----------------	---	---

9. 11. 2000	Pogromnacht (Kristallnacht) – Internationaler Tag gegen Faschismus und Antisemitismus
-------------	--

2. 12. 2000	Internationaler Tag zur Abschaffung der Sklaverei
-------------	--

10. 12. 2000	Internationaler Menschenrechtstag
--------------	--

26. 1. 2001	Holocaust-Gedenktag – Jahrestag der Befreiung von Auschwitz
-------------	--

21. 3. 2001	Journée mondiale contre le racisme – Internationaler Tag gegen Rassismus
-------------	---



2001 **Conférence mondiale contre le racisme, la discrimination raciale, la xénophobie et l'intolérance qui y est associée** Palais des Nations, 1211 Genève 10; Tel. 022-917 39 55; Fax 022-917 00 99; <http://www.hchr.ch>

L'Assemblée générale a décidé de convoquer une conférence mondiale contre le racisme, la discrimination raciale, la xénophobie et l'intolérance qui y est associée, qui se tiendra au plus tard en 2001, et que l'impératif d'économie en déterminerait l'importance, la durée et les autres facteurs influant sur le coût. Les objectifs de la conférence seront les suivants: examiner les progrès de la lutte contre le racisme, la discrimination raciale, la xénophobie et l'intolérance qui y est associée, et réévaluer les obstacles qui s'opposent à de nouveaux progrès; étudier les moyens de mieux garantir le respect des normes en vigueur et des instruments mis en place pour combattre le racisme, la discrimination raciale, la xénophobie et l'intolérance qui y est associée; sensibiliser l'opinion publique; et formuler des recommandations pour l'adoption de mesures visant à combattre toutes les formes de racisme, de discrimination raciale, de xénophobie et d'intolérance (résolution 52/111). L'Assemblée a également décidé que la Commission des droits de l'homme ferait fonction de comité préparatoire de la conférence, et a prié les gouvernements, les organisations internationales et régionales, les organisations non gouvernementales et les autres entités actives dans le domaine des droits de l'homme d'aider le Comité préparatoire et de participer activement à la conférence.

1993–2003 **Troisième Décennie de la lutte contre le racisme et la discrimination raciale** United Nations Centre for Human Rights, Helga Klein, Palais des Nations, CH-1211 Genève 10; Tel. 022-917 39 55; Fax 022-917 00 99; <http://www.hchr.ch>

Le 20 décembre 1993, l'Assemblée générale a proclamé la période de 10 ans commençant en 1993 troisième Décennie de la lutte contre le racisme et la discrimination raciale et adopté un programme d'action proposé pour cette période (résolution 48/91). L'Assemblée a exhorté les gouvernements à prendre des mesures pour lutter contre les nouvelles formes de racisme – la xénophobie et l'intolérance qui lui est associée; les pratiques de discrimination fondées sur la culture, la nationalité, la religion ou la langue; et les formes de racisme découlant de doctrines officielles de supériorité ou d'exclusivité raciale telles que le nettoyage ethnique.

Wir publizieren gerne alle Veranstaltungen, die mit den Themen Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit zu tun haben. Bitte melden Sie uns Datum, Ort, Titel und Veranstalter und eine Kontaktadresse jeweils bis Ende Februar bzw. bis Ende Juli.

Nous annonçons volontiers toutes les manifestations ayant pour sujet le racisme, l'antisémitisme ou la xénophobie. Nous vous prions de nous communiquer date, lieu, titre et organisateur de la manifestation, ainsi qu'une adresse de contact avant fin février ou fin juillet.

Pubblichiamo volentieri tutte le manifestazioni concernenti razzismo, antisemitismo e xenofobia. Vi saremmo grati di volerci indicare data, titolo, luogo, organizzatore e un indirizzo entro la fine di febbraio rispettivamente la fine di luglio.



Impressum

TANGRAM – BULLETIN DER EIDGENÖSSISCHEN KOMMISSION GEGEN RASSISMUS

TANGRAM – BULLETIN DE LA COMMISSION FÉDÉRALE CONTRE LE RACISME

TANGRAM – BOLLETTINO DELLA COMMISSIONE FEDERALE CONTRO IL RAZZISMO

TANGRAM – BULLETIN DA LA CUMISSIUN FEDERALA CUNTER IL RAZZISSEM

Nr. 8, März/mars/marzo 2000

Herausgeberin/Editeur/Editore: Eidgenössische Kommission gegen Rassismus/Commission fédérale contre le racisme/
Commissione federale contro il razzismo

Redaktion/Rédaction/Redazione: Sekretariat der EKR, GS-EDI, 3003 Bern;
Tel. 031-324 13 31; Fax 031-322 44 37; michele.galizia@gs-edi.admin.ch

Verantwortlich/Responsable/Responsabile: Michele Galizia

Redaktion dieser Nummer/rédaction de ce numéro/redazione per questo numero: Muriel Beck Kadima, Alex Sutter, Michele Galizia

Erscheint zweimal jährlich/Paraît deux fois par année/Pubblicazione semestrale

Auflage/Tirage/Tiratura: 10000

© EKR/CFR

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht; Belegexemplar an die EKR

Reproduction autorisée avec mention de la source; copie à la CFR

Riproduzione autorizzata con menzione della fonte; copia alla CFR

Vertrieb/Diffusion/Diffusione, Abonnement/Abonnements/Abbonamenti: EDMZ, 3003 Bern
(Art.-Nr. 301.300.8/00)

Preis/Prix/Prezzo: Gratis/Gratuit/Gratuito

Layout: Eleganti & Keller, Typo·Graphic·Design, Luzern

Korrektorat: Textkorrektur Terminus, Luzern

Die Meinung, die in den Beiträgen vertreten wird, muss nicht jener der EKR entsprechen.

L'opinion émise dans les textes ne reflète pas forcément celle de la CFR.

L'opinione espressa negli articoli non riflette necessariamente quella della CFR.



Bestellung Commande Ordinazione

TANGRAM erscheint zweimal im Jahr, jeweils im März und im September.

Es richtet sich an jene, die mit der Umsetzung antirassistischer Massnahmen zu tun haben, aber auch an alle weiteren interessierten Personen und Organisationen.

Mit sachbezogenen Artikeln zu Schwerpunktthemen will TANGRAM zur Diskussion und zur Meinungsbildung beitragen und Informationen im weiteren Umfeld des Themas Antirassismus bereitstellen.

Bitte *senden* Sie TANGRAM regelmässig an die folgende Adresse:

TANGRAM paraît deux fois par an, en mars et en septembre.

Il s'adresse non seulement à tous ceux qui ont affaire à la mise en œuvre de mesures antiracistes, mais aussi à toutes les personnes et organisations intéressées.

Par le biais d'articles spécialisés sur des thèmes spécifiques, TANGRAM souhaite contribuer à la discussion et à la formation d'opinion, et fournir des informations allant au-delà de l'antiracisme proprement dit.

Veillez *envoyer* régulièrement TANGRAM à l'adresse ci-dessous:

TANGRAM appare semestralmente, a marzo e a settembre.

Si rivolge a coloro che si occupano di mettere in atto provvedimenti antirazzistici, ma anche a tutte le persone e le organizzazioni che si interessano del problema.

Con la pubblicazione di articoli sugli argomenti più cruciali, TANGRAM intende contribuire alla discussione e alla formazione dell'opinione pubblica, nonché a fornire informazioni sull'ampia tematica dell'antirazzismo.

Vi prego di *inviare* TANGRAM regolarmente al seguente indirizzo:

Name, Vorname/Nom, prénom/Cognome, nome: _____

Strasse/Rue/Via: _____

PLZ, Ort/NPA, localit /CAP, localit : _____

Bitte *streichen* Sie die folgende Adresse aus Ihrem Verteiler:

Veillez *biffer* l'adresse suivante de la liste de distribution:

Vi prego di *cancellare* il seguente indirizzo dall'elenco dei destinatari:

Name, Vorname/Nom, prénom/Cognome, nome: _____

Strasse/Rue/Via: _____

PLZ, Ort/NPA, localit /CAP, localit : _____

Adress nderung:

Changement d'adresse:

Cambiamento d'indirizzo:

Name, Vorname/Nom, prénom/Cognome, nome: _____

Strasse/Rue/Via: _____

PLZ, Ort/NPA, localit /CAP, localit : _____





Publikationen der EKR Publications de la CFR Pubblicazioni della CFR

Bulletin TANGRAM (dreisprachig/trilingue)			
Antirassismus-Strafnorm / L'article sur la discrimination raciale	1996	gratis	
Medien und Rassismus / Médias et racisme	1997	gratis	
Zigeuner / Tsiganes	1997	gratis	
Lässt sich Rassismus beobachten? (Forschung) / Est-ce qu'on peut observer le racisme? (Recherche)	1998	gratis	
Kinder- und Jugendbücher / Livres pour les enfants et les jeunes	1998	gratis	
Religion und Esoterik / Religion et ésotérisme	1999	gratis	
Muslime in der Schweiz / Les musulmans en Suisse	1999	gratis	
Farbige in der Schweiz / La Suisse de couleur	2000	gratis	
Antirassismus / Antiracisme	2000	gratis	
Rassismus und Geschlecht / Racisme et genre	2001	gratis	
Arbeitswelt / Le monde du travail	2001	gratis	
Kampagne «Der schöne Schein» / Campagne «Les belles apparences»			
Plakate / Affiches (22 x 47 cm, Set à 7 Sujets) (D, F, I)		gratis	
Postkarten / Cartes postales (Set à 7 Sujets) (D, F, I)		gratis	
Videospots / Vidéoclip (D, F, I)		15.–	
SPOCK – Zeitung für junge Arbeitnehmer in Zusammenarbeit mit den Sozialpartnern (deutsch)/ Journal pour les employés jeunes en collaboration avec les partenaires sociaux (français/italien)	1997/98	gratis	
Berichte / Rapports			
Antisemitismus in der Schweiz. Ein Bericht zu historischen und aktuellen Erscheinungsformen mit Empfehlungen für Gegenmassnahmen L'antisémitisme en Suisse. Rapport sur les manifestations historiques et actuelles avec recommandations d'actions (D, F, I, E)	1998	10.–	
Diskriminierungsverbot und Familiennachzug. Eine Studie zur Frage der Diskriminierung von Ausländerinnen und Ausländern im schweizerischen Recht (nur auf Deutsch)	1998	12.80	
Präsentation des ersten Berichts der Schweiz vor dem UNO-Ausschuss zur Beseitigung der Rassendiskriminierung (zusammen mit der EDA-Direktion für Völkerrecht) Présentation du rapport initial de la Suisse devant le comité de l'ONU pour l'élimination de la discrimination raciale (en commun avec la direction du droit international public) (D, F)	1998	gratis	
Getrennte Klassen? Ein Dossier zu den politischen Forderungen nach Segregation fremdsprachiger Kinder in der Schule Des classes séparées? Dossier sur les demandes politiques de ségrégation des enfants parlant une langue étrangère à l'école (D, F, I)	1999	gratis	

Bitte senden Sie mir folgende Publikationen der EKR (geben Sie bitte Anzahl und die gewünschte Sprache an):
Veuillez m'envoyer les publications suivantes de la CFR (indiquez le nombre et la langue désirée):

Name, Vorname/Nom, prénom/Cogname, nome: _____

Strasse/Rue/Via: _____

PLZ, Ort/NPA, localité/CAP, località: _____



TANGRAM 7

Farbige Schweiz La Suisse de couleur La Svizzera a colori



CINTIA MEIER-MESQUITA

Die soziale Bedeutung der äusseren Erscheinung

MY HANH DERUNGS

Bunt ist meine Lieblingsfarbe

SIMONE PRODOLLIET

Weiss sein

SOPHIA MEIERHOFER

Ich über mich

SILVANA CALVO

Persone di colore in Ticino. C'è o non c'è razzismo?

MATTHIAS O. EZEGBA

Zur Lebenssituation der dunkelhäutigen Menschen in der Schweiz

CIKURU BATUMIKE

Être de couleur en Suisse: malvenu ou bienvenu?

MUTOMBO KANYANA

La construction des sous-étages du racisme anti-Noir en Suisse

NOËL TSHIBANGU

Être africain dans un poste à responsabilités

PAUL WELLS

Être Américain noir en Suisse

BRIGITTE MORGENTHALER SUBRAMANIAM

Das Bild der dunkelhäutigen Schweizerinnen und Schweizer in der öffentlichen Meinung

CARMEL FRÖHLICHER-STINES

Der subtile Rassismus und seine Folgen

KINJA MULEGWA

Être femme de couleur en Suisse

LAURENCE OSSIPOW

Les mariages binationaux helvético-africains, figures exemplaires de l'union mixte?

KELECHI MENNEL

«... vier Mohrenköpfe, bitte.» Sprache ist nicht immer wertfrei

EMMANUEL KABENGELE MPINGA

Les survivants africains à la tortur en suisse: ou sont-ils?

MUTOMBO KANYANA

La campagne-choc de 1997 contre le racisme en Suisse

ROBERT SAMO

Que renferme le mythe ou la réalité de la passivité des Africains?

MARCEL HEINIGER

«Farbige» in der Schweiz – Aus der Sicht der Statistik

